

ARCHIV FÜR SLAVISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON V. JAGIĆ

UNTER MITWIRKUNG

von

O. BROCH, P. DIELS, R. EKBLOM, G. GERULLIS, J. J. MIKKOLA,
OSLO, BRESLAU, UPSALA, LEIPZIG, HELSINGFORS,

L. MILETIĆ, W. SCHULZE, N. VAN WIJK
SOFIA, BERLIN, LEIDEN

HERAUSGEGEBEN

von

E. BERNEKER

ZWEIUNDVIERZIGSTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

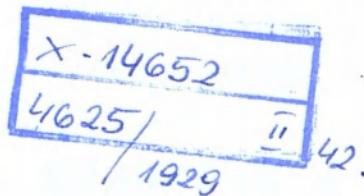
1929

4625.42

II



30.000,-



Inhalt.

Abhandlungen.

	Seite
Zur deutschen Slavistik, von A. Brückner	1
Volkslieder von der Insel Curzola, von Gerhard Gesemann	8
Palaeoslovenica, von Alfons Marguliés	32
Samo und sein Reich, von J. J. Mikkola	77
Ein Hussitenlied auf König Sigismund, von Paul Diels	97
Alte Romane bei Slaven, von A. Brückner	109
Vermeintliche Gräzismen, von Alfons Marguliés	123
Die germanischen Elemente im Gemeinslavischen, von A. Brückner	125
Cyrill und Method, von A. Brückner	161
Tolstoj als Bibelexegetiker, von Richard Salomon	184
Ortsnamenforschung und Schallanalyse, von W. Steinhäuser	187
Zur Unterschrift der Königinmutter Anna, von K. Vossler und E. Berneker	258
Eine russ. Hs. der Historia de Prelis, von Francis P. Magoun jr. und Boris Jarcho	262
Zur Chronologie von asl. <i>ū</i> > <i>y</i> , von Ernst Schwarz	275
Lit. <i>žemė</i> , aksl. <i>zemlja</i> und das Problem der balt. <i>ē</i> -Deklination, von N. van Wijk	286
Zur Herkunft dreier Legenden des Cod. Suprasl., von N. van Wijk	289

Bücherbesprechungen.

Dr. Karl Lokotsch, Etymologisches Wörterbuch der europäischen (germanischen, romanischen und slavischen) Wörter orientalischen Ursprungs, angez. von G. Bergsträßer	147
Karl H. Meyer und A. Stojicévić, Serbokroatisches Lesebuch, angez. von A. Marguliés	150
Giovanni Maver, Un poeta romantico cecoslovacco: Karel Hynek Mácha, angez. von A. Marguliés	151
Stephan Smal-Stockyj, Ukrainisches Lesebuch mit Glossar, angez. von Karl H. Meyer	153
Dostojewskij, Briefe, angez. von A. Brückner	156

	Seite
Adolf Stender-Petersen, Slavisch-germanische Lehnwortkunde, angez. von Ernst Schwarz	296
G. M. Barac, Sobranije trudov po voprosu o jevrejskom elemente v pa- mjatnikach drevnerusskoj pišmennosti, angez. von A. Brückner .	307
Volkslieder der Slaven, ausgewählt, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Paul Eisner, angez. von A. Brückner	310

Kleine Mitteilungen.

Zur Etymologie von čech. Sázava, von Johann Melich	157
Zu Slavia III 141 f., von O. Grünenthal	159
Zu Dostojevskij, von Julius v. Laziczius	159
Slowak. rava, riava, von J. Melich	312
Zum Statut von Wiślica, von O. Grünenthal	313
Zu den slavischen Geheimsprachen, von O. Grünenthal	315
Zu němč : němčes, von O. Grünenthal	318
Zu russ. sórok, von O. Grünenthal	318
Sach-, Namen- und Wortregister	319

Zur deutschen Slavistik.

Dr. Grünenthal hatte die polnische, freie, mittelalterliche Übersetzung der Wiślicja als Text zu Übungszwecken herausgegeben; daran schloß sich eine Polemik mit dem Rezentsen, H. F. Schmid, in den Breslauer Jahrbüchern; zu Ende seiner Replik trat Schmid mit großen Forderungen an deutsche Slavisten, auf Grund ihrer Vermittlertätigkeit und der damit verbundenen Verantwortlichkeit auf. Aber Grünenthal hatte nur einen brauchbaren Text liefern wollen und seine Aufgabe gut gelöst, etwa wie z. B. R. Trautmann die altböhmiische Alexandreis herausgab und seine Einleitung dazu nur mit den Angaben über Zahl und Alter der Hss. füllte, ohne auch nur ein Wort über die Bedeutung und Stellung des literarisch so merkwürdigen Denkmals zu verlieren; meine Rezension der Grünenthalschen Wiślicja beantwortete daher auch nur die Frage, wie der Text ausgefallen war, was Schmid gar nicht recht lag.

Schmids Forderungen sind nun in einer besonderen Schrift: »Wesen und Aufgaben der deutschen Slavistik. Ein Programm von H. F. Schmid und R. Trautmann« (Leipzig, Haessel, 1927, 91 Ss., bezeichnet als 1. Heft »Slavischbaltischer Quellen und Forschungen«, die Trautmann herauszugeben gedenkt), ausgeführt; sie behandelt den Begriff »deutsche Slavistik«, deren heutige Organisation und Aufgaben, wie sie in Zukunft zu organisieren wäre und was sie für das Ansehen deutscher Wissenschaft bedeute. Allen Ausführungen der beiden Verfasser ist beizupflichten, nur haben sie ihren langen Wunschzettel zwar für deutsche Verhältnisse zugeschnitten, aber mit unbedeutenden Änderungen könnte dieser Zettel ebenso gut für russische, polnische usw. Slavistik angewandt werden; sie kommen eben über heute Selbstverständliches nicht recht heraus, gehen auf Einzelheiten nicht ein und können daher sogar irreführen.

Z. B. S. 25 kritisieren sie eine schlechte Dissertation, die nicht »aus eigener Kenntnis analytisch festzustellen vermag, wie die slavischen Ortsnamen (des betreffenden Gebietes) zu verstehen sind«; man nehme dazu die Anmerkung S. 87: »der unveränderte Abdruck älterer . . . antiquierter Slavica, z. B. von Miklosich, bildet eine Gefahr für die jüngere Slavistenwelt, deren Aufgabe es ist, Neues an Stelle des Alten

zu schaffen, aber das Alte will heute allgemein der Jugend den Weg versperren«. Gemeint ist der Manulneudruck der vier Miklosichschen Namenabhandlungen. Dieser Manulneudruck ist nun keine »Gefahr«, sondern eine Wohltat für die Slavistik und slavische Ortsnamen sind oft überhaupt nicht »zu verstehen« — nur der der Sache Unkundige kann eine derartige Forderung erheben. Mit richtigem Takte hat Miklosich für immer die Grundlagen der Namenkunde festgelegt, wir können einzelnes bessern, mehren, ändern, nur kommen wir nicht recht über die von ihm gezogenen Schranken, namentlich was die Ortsnamen anlangt. Orts- und Personennamen werden heute mit Vorliebe behandelt und daher wäre in einer Programmschrift rätlicher gewesen, falsche Vorstellungen zu zerstören, statt sie zu stützen. Denn es verhält sich mit allen Namen so: springt ihre Bedeutung, ihr Sinn nicht von selbst in die Augen, so ist mit ihnen nichts anzufangen, es hilft keine »Analyse«. Ich »analysierte« einst den Sinn des Götzennamen *Pripegala* und brachte glücklich einen *Pribyhal* heraus, sprachlich korrekt, sachlich Unsinn; erst nach Dezennien konnte ich zweifelsfrei feststellen, daß der Magdeburger *Pripegala* nur eine halb bewußte Verstümmelung des Brandenburger *Triglov* ist. Den Namen der *Neuroi* des Herodot löste ich aus dem bisherigen, unmöglichen Zusammenhang mit den Flußnamen *Nur* u. a. und erwies ihn als *nuri* oder *nyri*, 'Böse', sprachlich wieder tadellos, aber heute bestreite ich die Slavität der *Neuren* aus einem sehr triftigen Grunde und gebe meine »Analyse« völlig preis. Nur naive Seelen, die z. B. ein Zerbst aus dem Serbennamen herleiten (und das tun ja alle!), können glauben, daß man schwierige slavische Namen verstehen kann. Mit Namen beschäftigen sich deutsche Slavisten mit Vorliebe und da wäre ein Wort der Warnung wohl angebracht gewesen: ist z. B. der Name Berlin zu »verstehen«? Mir genügt, daß er slavisch ist.

Eben gab Dr. Simon Pirchegger »die slavischen Ortsnamen im Mürzgebiet« heraus (XXXI und 239 Ss., 1927). Eine geradezu bewundernswerte Arbeit: ich glaube nicht, daß an irgendeinem anderen Ausschnitt slavodeutschen Gebietes gleiches Maß von Fleiß und Kritik aufgewandt worden ist; ist ja doch der dortige deutsche Dialekt eingehendst dargestellt, um aus ihm die deutsche Umformung der slavischen Namen zu erklären. Bei restloser Anerkennung dieser Musterarbeit lehne ich jede ihrer Erklärungen der schwierigeren Namen als völlig mißlungen ab, von der ersten bis zur letzten Seite. Ich be-

gnüge mich mit der ersten Seite: »*Aflenx*, im J. 1025 *Auelnix*, um 1070 *in valle Auolonixa* — altsl. *jablantnica*«. Ich behaupte dagegen, mich auf das *vallis* stützend, daß gemeint ist poln. *Wąwelnica* 'vallis', böhm. *íval*, p. *Wawel*. »*Alitsch-graben* u. a., 1422 *ym alicz*, von asl. *mał*« (Verf. arbeitet sehr oft mit ähnlichem Mittel, z. B. »*Malleisten*, um 1290 *Meleist* usw., aus *ame lišt* — *am list* 'Blatt' u. a.) — liegt *olša* 'Erle' nicht näher? Daß Auersbach zu *javor* 'Ahorn' gehört, werde ich ihm ebenso wenig glauben (anders liegt es bei *Jaurnichk* u. ä.); es ist deutsch, nicht slavisch und Verf. erklärt viel zu viel deutsches als slavisch. Ich würde vorziehen, Namen als slavisch auszuscheiden und auf ihre Erklärung (außer bei den selbstverständlichen) zu verzichten, denn man wird immer vorbei erklären.

Ahnlich abweisend hatte Dr. W. Taszycki, Najdawniejsze polskie imiona osobowe (Krakau 1926, Akademie, 124 Ss.) über Miklosich sich geäußert: »eine gründliche Revision und Umarbeitung seiner Abhandlung (über Personennamen) würde nicht die aufgewandte Mühe lohnen«, aber wenn Verf. diese Abhandlung genauer eingesehen hätte, wäre er manchem Fehler entgangen. Ich nenne nur einen.

Polabisch heißt böse *sagli*; Rost sah darin os. *žahły* 'glühend, zornig', ich *zły* mit dem *g*-Einschub wie in p. *xgloba* 'Bosheit' neben jüngerem *zloba*, und mit dem nachfolgenden Vokaleinschub wie in *tari* u. ä. Lehr-Spławiński hält Rosts Ansicht für richtig (Slavia Occidentalis VI, 19f.) und will sogar poln. *xgloba* aus *żgloba* (masurierend!) erklären — eine pure Unmöglichkeit. Die Richtigkeit meiner Ansicht erweisen p. Eigen-namen, *Zgles* XIII. Jahrh. und (1105) 1275; *Zgliza*, ebenso; *Zglon*, ebenso; Taszycki liest sie als *Ż-* und stellt sie zu *żec* 'brennen' (*żahły*), aber aus Miklosich hätte er ersehen, daß ihr *g* nur eingeschoben ist, vgl. die Namen b. *zleš*, s. *zlinia* und *zlošević*, r. *zloba*. Taszycki könnte nur zu seiner Eutschuldigung anführen, daß die Abhandlung von Miklosich unzugänglich ist; man muß ja immer den ganzen Band der Denkschriften bestellen und kann ihn nicht monatelang benutzen; wie oft litt darunter meine eigene Arbeit! Dank Berneker ist jetzt diese »veraltete« Leistung endlich wirklich zugänglich geworden und wird reiche Früchte tragen.

Ich übergehe zu einer anderen Einzelheit. S. 44 wird Panzers lobend gedacht, weil er slavische Volkskunde (gemeint sind die Bylinen) als Vergleichsmaterial verwertete. Mir fiel auf, daß nicht der Name A. von Löwis of Menar erwähnt ist, der uns Slavisten durch seine

ausgezeichnete vorbildliche Arbeit, »Brunhildsage in Rußland«, unendlich mehr Belehrung als Panzer geboten hat — verschwieg nicht Trautmann diesen Namen, weil er schwedisch ist? (doch ist Löwis nicht Schwede, sondern Balte). Denn den deutschen Slavisten scheint Schmid-Trautmann nur diejenigen zuzuzählen, die sich vor dem Standesamt als in Deutschland geboren ausweisen können — Auslandsdeutschen scheinen die Herren etwas gram zu sein, wie ein Seitenheib auf Auslandsdeutsche (S. 79) vermuten läßt. Mit dieser scharfen Abgrenzung der deutschen Slavistik kann ich mich auf keinen Fall einverstanden erklären. Meiner Ansicht nach gehört zur deutschen Slavistik alles, was im deutschen Original geschrieben wurde. Es war gerade ein Ruhmesblatt deutscher Wissenschaft, daß slavische Gelehrte ihre Hauptwerke oft oder gar alles was sie schrieben, deutsch schrieben. Was bleibt von der deutschen Slavistik übrig, wenn man aus ihr ausschließt die Werke eines Dobrovský, Šafařík, Palacký (die ersten Bände gab er erst deutsch heraus), Masaryk (Rußland!), Miklosich, Jagić, Krek, Oblak, Nehring, Brückner, K. Jireček, Kałužniacki, Rešetar usw.; Gebauer und Masaryk haben ihren Feldzug gegen die Fälschungen auf deutschem Boden (im Archiv) ausfechten müssen; dazu kommen die deutschen Werke der Schweden, von Torbiörnsson an; vielleicht auch die der Auslandsdeutschen (Wollner, Rost, Vasmer) — was bleibt dann bei der deutschen Slavistik? Freilich, diese peinliche Aussonderung schien nötig, um ein Programm ausschließlich für deutsche Slavistik herstellen zu können.

Und nun wird diesen wenigen deutschen Slavisten eine Vermittlerrolle aufgehalst. Im vorigen Jahrhundert verstand man darunter Vermittlung zwischen Europa und Slaven. Heute ist dies ausgeschlossen, hat doch z. B. Frankreich allein sieben Lehrstühle für Slavistik, eine besondere Revue des études slaves, sogar eine Zeitschrift wie *Le monde slave*, die Deutschland fehlt. Es wird nun behauptet, die deutschen Slavisten hätten zwischen slavischem und deutschem Geistesleben zu vermitteln. Mit Nichten. Es fällt niemand ein, von deutschen Romanisten oder Anglisten eine solche Vermittlerrolle zu verlangen; sie haben, ebenso wie die deutschen Slavisten, wissenschaftliche Arbeit zu leisten. Natürlich bleibt niemand verwehrt, falls er Zeit und Sinn dafür hat, eine solche Vermittlerrolle zu spielen; nur ist dies nicht zu verlangen, schon wegen der absoluten Interesselosigkeit des großen deutschen Publikums an allem Slavischen und keinerlei »Vermittlung« wird daran etwas ändern, weil bei dem Überhandnehmen des Sportes die Muße

für Lektüre immer mehr sich einengt; die Leutchen können heute kaum der deutschen Literatur folgen, geschweige denn einer slavischen! S. 70 wird gefragt, »wo sind die ‚gesammelten Werke‘ solcher Dichter von Weltbedeutung wie Reymont und Źeromski?« Vielleicht interessiert es festzustellen, daß der Marchlewski-Verlag in München an der »Asche« des Źeromski bankerott wurde und wie es Diederichs in Jena mit den Reymontschen »Bauern« zuerst ergangen ist, wissen wir noch alle, welchen Aufwandes deutscher Geistesgrößen es bedurfte, damit das Werk Absatz fände. Und ebenso ablehnend verhält sich die deutsche Universitätsjugend. Slavistik ist kein Brotstudium, bleibt daher »Kathederwissenschaft«, etwas Exotisches; Nehring in Breslau z. B. kündete alle Vorlesungen deutsch an, las aber viele polnisch, weil kein deutscher Student sie besuchte; und Jagić begründete das Archiv, weil auf der Universität für ihn nichts zu machen war und das hat sich bis heute nicht viel geändert.

Sonst ist allerdings vieles anders geworden. Die Verfasser gehen von Krumbachers Appell vom J. 1908 aus, ich will weiter zurückgreifen, zur Wende der 70er und 80er Jahre, um den Unterschied kennbarer zu machen. Die Zahl der Lehrstühle war knapp und nicht für deutsche Slavistik berechnet, in Prag gab es keine, in Graz und Czernowitz waren sie für Slovenen und Ruthenen mit bestimmt. Breslau galt als Landesuniversität für Posen und daher verlegte man später dorthin auch das slavische Institut. In Berlin hatte auf Drängen der Polen der Landtag Mittel für einen Lehrstuhl für polnische Sprache und Literatur bewilligt, was das Ministerium in »slavische« änderte: die Polen klagten wegen der Ernennung von Jagić und so kam ich nach dessen Abgang aus Lemberg. Sogar in Leipzig war Rücksicht auf die wendischen Landeskinder mitbestimmend gewesen. Die Bibliotheksverhältnisse waren kläglich; die Moskauer Čtenija, die irgend jemand geschenkt hatte, lagen ungebunden unter dem Tische und wurden erst auf Bitten von Jagić gebunden; als ich Anschaffung von Dostojewskij anregte, antwortete mir Direktor Rose, die Bibliothek besäße bereits Turgenev, das dürfte ausreichen. Die deutschen Übersetzungen aus dem Russischen waren gediegen, denn sie waren aus dem Französischen übersetzt; der deutsche Leser schöpfte seine Kenntnisse über Rußland aus Turgenev, über Polen aus »Halbasien« und »die Juden von Barnow« des Franzos. Der deutschböhmische Historiker Bachmann verlangte, daß der deutschböhmische Historiker kein Böhmisch verstehe, um sich nicht falsches von Böhmen suggerieren zu lassen usw.

Heute ist alles anders, besser. Ich nenne nicht die Professuren, Dozenturen, Lektorate (früher gab es solche nur für »moderne Sprachen«, nicht für slavische); die Staatsbibliothek erstickt in dem Wust namentlich russischer Bücher (jeder Sowjetschmarrn ist vorhanden!); wir haben mehrere slavische Institute (das Berliner von außerordentlichem Reichtum), vier Zeitschriften (die eine »Osteuropa«, beschränkt sich allerdings auf Rußland), eine ganze Reihe von Serienunternehmungen (jene oben genannte Arbeit von Pirchegger ist ja auch nur Nr. 1 der »Veröffentlichungen des slavischen Instituts Berlin«). Wir haben allerdings kein *Monde slave* oder *Slavonic Review*, die ja nichts mit Slavistik zu tun haben. Mir erschien eine ähnliche deutsche Zeitschrift ziemlich aussichtslos und es muß eingeräumt bleiben, daß namentlich Franzosen sich für slavische Literaturen immer mehr interessierten, als Deutsche; sie besitzen ungleich ältere Übersetzungen aus dem Russischen und Polnischen (z. B. Weißenhoffs Podfilipski u. a.); für sie gibt man *Pologne littéraire* heraus (mit trefflichen deutschen Aufsätzen von O. Forst-Battaglia, allein die Septembernummer von 1927 bringt außer dem begeisterten deutschen Aufsatz über Zegadłowicz, den Mysteriendichter und originellen Faustübersetzer, auch noch die deutsche Übertragung einer Skizze von Tuwim (neben einer italienischen Version einer Ode von ihm); längst gibt es französische Monographienbände über Ostrovskij, Gončarov, A. Tolstoj, Lermontov usw.; nur ist es nicht Schuld der deutschen Slavistik, wenn in Deutschland kein richtiges Verständnis für slavische Literatur zu erzielen ist (die modernen Massenübersetzungen allen russischen Schundes, von Krasnov oder von den Sowjetgrößen an, zählen ja nicht mit). Dafür hätten Literaten und Journalisten mit Slavisten aufzukommen.

Es ist sonst alles anders und besser geworden. Aber das genügt Schmid und Trautmann nicht und sie stellen außerordentliche Forderungen auf, als wenn das verarmte Deutschland des Dawesplanes keine wichtigeren Sorgen hätte! Ich brauche diese Forderungen gar nicht aufzuzählen: Lehrstühle, Institute, Zeitschriften usw.; ich vermißte eine näherliegende: die Teilung des Pensums; es ist ungebührlich, von einem Professor zu verlangen, daß er »bis in die Ohren vertieft in die Schicksale der Halbvokale im Altkirchenslavischen« (S. 69) auch über moderne Literatur und literarische Forschung zu Hause sei; das deutsche, französische Pensum ist so geteilt; diese Teilung (zwischen Sprache und Literatur), so erwünscht sie wäre,

scheitert natürlich an den Kosten wie an der Interesselosigkeit der Studenten.

Allerdings in einer Hinsicht hat sich die Lage der deutschen Slavistik erheblich verschlechtert: der alte rege Anteil der slavischen Gelehrten ist außerordentlich eingeschränkt, aber das hat schon nach 1880 begonnen. Vor 1880 gab es ja keine slavischen Akademien (Prag, Belgrad, Sophia, Kijev), noch gelehrte Gesellschaften (Ševčenko, Warschau, Wilno u. a.); keine slavistischen Lehrstühle (ich studierte nur in Lemberg, konnte aber nur in Wien promovieren); keine Zeitschriften (die *Prace filologiczne*, *Russkij filologičeskij věstnik*, die *Izvěstija* usw. sind alle jünger); der Slavist promovierte mit deutschen Schriften (Jagić, Malinowski u. a.) und druckte auch weiter deutsch. Dies hat sich nun seit 1880—1890 von Grund aus geändert; slavische Slavisten, die nur deutsch schrieben (Dobrovský, Miklosich) sind schon längst unmöglich geworden; die einheimischen Akademien und Zeitschriften nehmen die meisten Slavisten ganz in Anspruch und schon Jagić klagte darüber, daß die Herren, die mit ihren Dissertationen im Archiv flügge geworden waren, ihm später den Rücken kehrten. Aber an diesem natürlichen Gang der Entwicklung ist nichts zu ändern.

Nichts fällt leichter, als die schönsten Programme aufzustellen; nichts schwieriger, als die einfachsten durchzuführen. Schmid und Trautmann geben förmlich eine gebundene Marschroute den deutschen Slavisten auf den Weg, nach der er das eine zu meiden, anderes zu tun hätte (woher schöpften sie die Gewißheit: »das sehr notwendige neue obersorbische Wörterbuch kann gerade von einem deutschen Slavisten geschaffen werden«, S. 28?), aber *spiritus flat ubi vult* und man schlägt oft die Hände verwundert zusammen, wohin er hinweht, z. B. zur Ausbreitung der Dualformen im Neuslovenischen, was ein Franzose verbrochen hat, oder Agrells Riesenband über das polnische Verbum. Auch was sie S. 30—33 über Ausgaben sagen, kann be-anstandet werden; gewiß ist das Bessere des Guten Feind, aber wir begnügen uns eben mit dem guten; von der Herstellung kanonischer Texte wollen wir nichts hören; Druckwerke drucke man ruhig wie sie waren; anders ist es bei Hss., z. B. bei den (ungedruckten) Puszkinschen, wo sich dann auch herausstellt, daß der »kanonische« Text eben ganz unkanonisch ist — möge der deutsche Slavist die Hände davon lassen. Übrigens — statt Worte, Programme — laßt uns Taten sehen!

A. Brückner.

Volkslieder von der Insel Curzola.

Aufgezeichnet von Dr. med. Kuzma Tomašić.

Ich verdanke Herrn Kuzma Tomašić, leitendem Arzte des Sanatoriums Brestovac bei Zagreb, viele Stunden einer lebhaften und ertragreichen Unterhaltung über seine Heimat, die Insel Curzola. Ein — wie man sehen wird — nicht unwichtiger Ertrag dieser freundschaftlichen Gespräche mit einem wissensreichen und dem Volksleben seiner dalmatinischen Heimat tief verwurzelten Manne sind die Volkslieder, die er vor vierzehn Jahren dort aufgezeichnet und mir zur Benutzung gütigst überlassen hat. Das Archiv setzt nur eine alte Tradition fort, wenn es den curzolanischen Volksliedern, die August Leskien eben dort aufgezeichnet und im V. Bande des Archivs veröffentlicht hat, die folgenden hinzufügt. Gewiß, es sind seit Vuk solche Mengen von serbo-kroatischen Volksliedern veröffentlicht worden, daß wir in der Masse des Guten und Minderwertigen, des sachlich Interessanten und Uninteressanten schier zu ertrinken drohen; aber es läßt sich doch nicht anders arbeiten, denn in jeder, auch in der schlechtesten Sammlung (und deren haben wir eine ganze Anzahl) findet sich das eine oder andere Lied, das zwar nicht seiner Schönheit wegen, aber aus verschiedenen anderen Gründen für den heutigen Untersucher von Wert sein kann. Auch August Leskien konnte zu seiner Zeit nicht wissen, daß eins der von ihm überlieferten Lieder, das nicht zu den besten gehört, in der Frage des »Klaggesangs« einmal eine wichtige Rolle spielen würde¹⁾. Von ganz besonderem Werte sind aber für den Forsscher die Volkslieder, die auf den dalmatinischen Inseln gesammelt sind oder hier und da auch wohl heute noch aufgezeichnet werden könnten. Um es kurz zu sagen, worauf es ankommt: Diese Inseln, insbesondere Lissa (Vis), Lesina (Hvar) und Curzola (Korčula), repräsentieren in ihren Liedern narrativen Charakters ein ganz bestimmtes Stadium in der geschichtlichen Entwicklung der skr. Volksepik, einen literarhistorischen Zustand, der sich wesentlich von den anderen epischen Regionen Südslaviens unterscheidet und der sich am besten als »Thesaurierung in den letzten Atemzügen« bezeichnen läßt. Das aber bedeutet, daß die epische Tradition hier fast alle Lebenswärme und

1) Vgl. Gesemann, Die Asanaginica im Kreise ihrer Varianten. Archiv 38, S. 1 ff.

unmittelbare dichterische Produktivität verloren hat, im Gegensatz etwa zu noch heute kraftvoll episch-produktiven Gebieten, wie etwa der montenegrinisch-albanischen Grenze, daß aber andererseits diese Tradition inhaltlich und formell noch keine so krasse Anzeichen des Verfalls der heroisch-patriarchalischen epischen Seelenstimmung aufweist, wie sie etwa einige ältere und neuere Sammlungen aus den paunonischen Gebieten betrübend erkennen lassen. Diese interessante insulanische Stufe zeigt gewisse Ähnlichkeiten mit dem Zustand der russischen Volksepik zur Zeit seiner ertragreichsten Fixierung im XIX. Jahrhundert. Die Lieder werden schon nicht mehr im epischen Recitativo zu den Guslen oder zur Tambura von Angehörigen und Repräsentanten der heroisch-patriarchalischen Kultur und vor einem adäquaten Zuhörerkreise gesungen, sondern sie werden meist nur noch von dichterisch und mit Gedächtnis begabten alten Frauen den Kindern und erst auf Verlangen den Sammlern in singendem Tonfall, durch den das alte epische Recitativo zuweilen noch hindurchschlägt, aufgesagt. Sie zeigen oft einen romantisch-sentimentalen Einschlag, der teils bodenständig zu der eben bestimmten Entwicklungsstufe gehört, teils sich auf Einflüsse der südslavisch-italienischen Kunsliteratur zurückführen ließe. Und doch: die insulanischen Lieder sind trotz aller Nachteile, durch die sie den lebendig-produktiven Epen unterlegen erscheinen, nicht nur als literarhistorischer, entwicklungsgeschichtlicher Typus bloß interessant, — sie sind dadurch der Forschung ungemein wichtig, weil es sich bei ihnen tatsächlich um eine »Thesaurierung« und Konservierung von inhaltlichen (und zum Teil auch von formellen, stilistischen) Elementen handelt. Einzelne Motive, ja ganze Stoffe verdanken ihre Aufbewahrung für die wissenschaftliche Verwertung ausschließlich diesem Liedtypus. Ich erinnere nur daran, daß die Matica Hrvatska einen großen Teil ihres Liederreichtums den Sammlern und Sängerinnen jener Inseln verdankt, vor allen Dingen dem unermüdlichen Glavić und seinen zum Teil vorzüglichen Gewährsleuten, der mit seinen Liedern nicht nur die Matica beschickte, sondern selbständig noch zwei gute Sammelbändchen erscheinen lassen konnte. Ein glänzendes Beispiel einer solchen Thesaurierung bietet u. a. das Lied von der Schlacht auf dem Felde von Krkava und dem Tode des Banus Derenčin. Es ist kein Zweifel, daß diese für die Kroaten so verhängnisvolle und durch den Schlachtentod bekannter kroatischer Edelleute berühmte Schlacht des Jahres 1493 den Stoff

zu zeitgenössischen und späteren Sagen und Liedern gegeben hat, aber Šišić, dem wir eine schöne Jugendstudie über Ereignis und Lied verdanken (Zagreb 1893), suchte vergeblich in der Landschaft der alten Walstatt nach volkstümlichen Überlieferungen darüber. Er gibt auch die zutreffende Erklärung: Die Gegend ist heute von dinarischen Orthodoxen besiedelt, die erst im XVII. und XVIII. Jahrh. hierher kamen, wo die Altsässigen längst verschwunden sind. Aber auf jenen Inseln, die besonders nach der Zersprengung der Küstenuskoken viel Zuzügler aus dem Primorje mitsamt ihrem Kunstgut aufnahmen, hat sich eine Variante des Liedes vom Untergang Derenčins bis zum Ausgang des XIX. Jahrh. in beachtenswerter Schönheit erhalten. Der Gewährsmann Šišićs hat dieses Lied nebst zwei anderen über den gleichen Stoff auf der Insel Vis aufgezeichnet und erinnert sich, daß auch seine eigene Mutter in seiner Kindheit eine Variante zu demselben rezitierte, die der historischen Wirklichkeit noch besser entsprochen habe. Die Sängerinnen aller dieser Lieder waren alte Frauen (das gilt für die meisten insulanischen Lieder). Seine eigene Mutter, meint er, habe das Lied wohl von einem der dalmatinischen Zagorcen aus der Gegend von Biokovo gehört, die öfter auf Arbeit zu ihnen gekommen seien. Wie dem auch sei, mögen nun dergleichen Lieder, die man auf dem Festland schon vor Generationen vergeblich suchte, von alten küstennäherischen Flüchtlingen oder neueren gelegentlichen Zuzügern auf die Inseln gebracht worden sein, die Tatsache ihrer vorzüglichen Konserverung bleibt bestehen. Den Gang der Wanderung im einzelnen aufzuzeigen, bleibt besonderen und oft recht schwierigen Untersuchungen vorbehalten. Hier soll nur deshalb darauf verwiesen werden, damit man die unten abgedruckten Lieder vorläufig in den großen regionalen und historischen Gang einordnen kann. Aus den Berichten und Aufzeichnungen meines Gewährsmannes ergibt sich das gleiche Bild:

An einem Oktoberabend des Jahres 1913 hörte er im Dorfe Smokovica auf Curzola eine alte Frau (Frana Tomašić, rođena Banicević-Lucić) ihrem Enkel ein Lied von Strahinj-ban singen und zeichnete einige Lieder dieser Sängerin auf. Er berichtet, das epische Volkslied im Deseterac sei in diesen Gebieten kurz vor dem endgültigen Erlöschen. Es gab schon vor dem Kriege nur noch ein paar alte Frauen, die sich dieser Lieder erinnern, doch auch sie haben schon das meiste vergessen, da sie sie seit Jahren kaum noch jemandem singen. Die Erwachsenen zeigen kein Interesse mehr dafür, nur die

Kinder lauschen dem alten Sang noch eine Weile. Aus seiner eigenen Kindheit erinnert sich der Gewährsmann, daß die alten Frauen noch häufiger bei der Arbeit auf der Wiese, in den Weinbergen, im Walde und daheim gesungen haben, und zwar »zategnutim pevanjem«, — lang gezogen. Guslebegleitung fehlt völlig; Männer, die solche Lieder gesungen hätten, kennt er nicht. Die paar alten Frauen, die vor dem Kriege noch singen konnten, sind heute zumeist verstorben. Die Sängerin unserer Lieder, die heute ebenfalls nicht mehr am Leben ist, erinnerte sich auch an einige andere Lieder, die sie aber schon nicht mehr rezitieren konnte. Das Rezitieren nannte sie »bugarit«, das Wort »bugarštica« kannte sie nicht. Das Lied »Markova sestra vojvoda« stammt nicht von der Sängerin, sondern aus den nachgelassenen Aufzeichnungen des Theologen Dinka Tomašić, der dieses Lied zusammen mit den mitgeteilten Liedanfängen um 1890 und wahrscheinlich unter dem Einfluß des erwähnten Glavić (Pfarrer im benachbarten Blato auf Curzola) aufgeschrieben hat.

Was den Wortlaut der Lieder anlangt, so habe ich ihn genau so abgedruckt, wie ihn Dr. Tomašić fixiert hat. Abweichungen oder Inkonsistenzen in der Wiedergabe des corzulanischen Dialektes brauchen nicht zu stören, denn Volkslieder, vor allem aber Lieder solcher Herkunft, haben nicht der Dialektologie zu dienen. Man bedenke auch immer, daß diese Art von Volksliedern, selbst in Gebieten mit ausgeprägtem Lokaldialekt, stets überdialektisch ist.

1. Kraljević Marko i vila vodarkinja.

Goron grede Krajeviću Marko,
Goron grede i goru proklinje:
O prokleta zelena gorice,
Kad ni' u tebi jezer-vode hladne
5 Da bi vilu konja napojio,
Ma i konja a i sebe Marka! —
A vila mu mlada odgovara:
Ne kun' goru, Krajeviću Marko,
Ne kun' goru, ni' ti gora kriva,
10 Nego hodi malo ponaprida,
Tu ćeš naći vilu vodarkinju,
Bilu vilu ka vazima mito:
Od dva konja vazima jednoga
A junaku svitlu oštru čordu
15 A divojei žutu kosu njeje. —

Kad je Marko vilu razumio
I on ide malo ponaprida
I tu najde vilu vodarkinju,
— bila vila tibi san zaspala —
Kad to vidi Krajeviću Marko, 20
On je vilu konja napojio,
Konja Marko a i sebe mlada.
Kad se Marko vode napojio
paka misli što će učiniti:
ol će vilu od sanka buditi
oli će joj vodu zamutiti. 25
Ma je nejti od sanka buditi
Neg joj hladnu vodu zamutio.
Kad se vila od sanka budila
Ter joj kladna voda zamućena, 30

Hitro ti se na noge skočila, 55
 Ide vila goricon zelenon,
 Stigne Marka srid gore zelene.
 I tu ga je mlada uvatila,
 35 konju mu je noge polomila,
 Mladen Marku ruke u ramenu,
 Pa se mlada nazad povratila.
 Osta Marko u gori zelenoj,
 Cmili junak kako juta zmija.
 40 Mrkla ga je noćea obujala,
 Tu je mrklu noćeu prinoćio.
 Kad u jutro zora zabilila
 I danica sunce obasjala,
 Do tri su mu vile dolićale
 45 I lipo su Marku govorile:
 Što tu činiš, Krajeviću Marko?
 Oli čekaš Turke za hajduke
 Ol divojke mlade na oglede? —
 Marko vilan bilin govorio:
 50 O bora van, do tri bile vile,
 Kad pitate kazaću van pravo:
 Ja ne čekan Turke za hajduke
 Ni divojke mlade na oglede,
 Ja se Marko nisan oženio

Niti ću se junak oženiti, 55
 Vila mi je ruke polomila,
 Vranen konju noge u kolinih. —
 A vila mu bila odgovara:
 A što ćeš ti nami darovati,
 Mi ćemo te mlade izličiti? —
 60 Na to njima Marko odgovara:
 Daću vami pô mojega blaga. —
 Na to mu je vila zafalila:
 Fala mi ti, Krajeviću Marko,
 Na tvojemu ma jest lipen blagu! 65
 Da bi vile mita vazimale,
 Ne bi mlade znale što b' imale.
 Nego kad se ti oženiš, Marko,
 Hoćeš li nas na veseje zvatи? —
 Na to jim je Marko govorio: 70
 Nisan jošte ni jubi našao,
 A da bi se kadgod oženio
 Na veseje junak bi vas zvao. —
 Jedna konju noge postavila,
 Druga mu je ruke izličila, 75
 treća mu je konja ustrilila¹⁾, —
 Pa poleti kako lastavica.

Dieses Lied ist eine der zahlreichen Varianten zu Vuk VI, 23 »Marko Kraljević i vila brodarica«, doch hebt sie sich in einer Beziehung von den anderen Varianten ab. Erwägt man, daß das Lied von der wasserbewachenden Fee Zusammenhänge mit den alten und weitverbreiteten Volkssagen aufweist, die von der Störung eines Wassers handeln, das aus irgendwelchen Gründen tabu ist²⁾), wie etwa der deutsche Mummelsee, so wird man diejenigen skr. Lieder besonders beachten, die die Unverletzbarkeit des Wassers besonders betonen. Hierher gehört vor allem das Lied bei Kuhač (Narodne Popievke IV, 1498, syrmisch, aus der eigenen Sammlung Kuhačs), wo das Tabu näher begründet ist:

Ne pij, Marko, tu vodicu hladnu,
 Tu su vodu vile otrovale:
 U njojzi su čedo okupale,
 Nekršteno i neznamenovano,
 Nit se smije nit ručice daje.

1) Erklärung der Sängerin: ubola ga da bolje poleti.

2) Vgl. Grimm, Deutsche Myth., 4. Aufl., 496 ff.; Mannhardt, Wald- und Feldkulte II, 341; Liebrecht, Gervasius 141, Anm. 63 u. a.

In einigen anderen Liedern erkennt man die Natur des Wassers daraus, daß es nicht berührt, vor allem aber, daß es nicht zufällig oder wohl gar mutwillig getrübt werden darf (in unserem Liede; Matica Hrvatska II, 2 und Varianten S. 327—331; Naša Sloga S. 28, Nr. IX). Der Ausgang der Handlung ist in allen Liedern¹⁾ so ziemlich der gleiche: nach schwerem Kampfe überwindet der Held die Herrin und Wächterin des Wassers, nur unser Lied macht darin eine Ausnahme. Es überantwortet den Verletzer des Tabu der verdienten Strafe. Auch das Lied bei Krasic Nr. 36 scheint diesen Ausgang zu nehmen, falls die letzten Verse in diesem Machwerk überhaupt ernst zu nehmen sind. Dadurch, daß unser Lied den Übertreter, dessen Mutwillen noch ganz besonders betont wird, bestraft, stellt es sich altertümlich zu den bekannten Prosaüberlieferungen (s. o.). Erst durch das helfende und heilende Eingreifen anderer Vilen kann der schwer Bestrafte gerettet werden.

2. Markova sestra vojvoda.

Kad je sinoć sunce zapadalo	A ti, paša, ne vidi' Pazara,
Mladi paša robje zarobio,	Kako ni nas naša mila majka! —
Malo robje: tri sestre Markove.	Mili bože, žâ ti mu je bilo!
Jedna lomi pod prstenom ruke,	Zaušnicu jednu joj je dao,
5 Druga žute kose ugojdane ²⁾	Crna je je krvca obalila,
A najmlaja pored pašon šeta.	Do dva bila ispala joj zuba
Govori mu mala robinjica:	A četiri bolesna ostala.
Bog te prokle, paša gospodare,	Proplakale male robinjice
Počin', paša, ne počinu' dušon!	Sve tri sestre Kraljevića Marka.
10 Ne mogu ti bosa po kamenju,	Kad su došli na Nove Pazare
gologlava po žarkomu suncu	25 Kupi' joj je na noge pašmage
a raspasa po bilomu svitu. —	I na glavu kapu vojvodinu,
Govori joj paša gospodare:	I kupi' joj svitlu oštru čordu,
Ne boj mi se, mala robinjice,	Paka je je caru darovao
15 Kad dojdemo na Nove Pazare	Da mu ide vojevat prid vojskon.
Kupiću ti na noge pašmage	35 Kud boj bila usud ⁴⁾ zadobila,
A na glavu kapu vojvodinu,	Usud mlada dobre srice bila,
Kupiću ti svitlu oštru čordu,	Devet godin' u vojsci je stala,
Šavaču ³⁾ te vojevat prid vojskon.—	A deseta kad je nastanula
20 Ona mu je govorila mlada:	Ide s vojskon za goru na vodu.

1) Außer den angeführten Varianten vergl. noch Kurt Nr. 86; Krauß, Volksforschungen S. 366 ff.; die Lieder bei Kurt und Petranović II, 30 verbinden das Motiv der Wasserwächterin mit dem Melusinenmotiv.

2) Erklärung der Sängerin: lepo spletene.

3) šavati gleich slati. 4) usud gleich svuda.

Sva je vojska trudna počinula, Počinula i san pozaspala, Al ne spava vojvoda od vojske Neg je svitla puca otpinjala	A moj care, dragi gospodare, Sad izajdi vanka bila dvora I pogledaj, moj čestiti care. Gledaj care, oči ti ispale! —	85
45 I povadi dojke na nidarja Pa se šnjima mlada razgovara: Lipe ti ste, dvi moje jabuke, Za junaka bile ste gojene A sada ste namisto junaka! —	I svitla je puca otpinjala, Povadila dojke na nidarja: Sad pogledaj dvi jabuke moje Koje su te u vojsci varale! —	90
50 Misli mlada da niko ne čuje, To sve sluša tursko malo momče Pa se momče po družini hvali: O družino, mila braćo moja, U našega vojvode od vojske	Kad to vidi care gospodare, Mili bože, žâ ti mu je bilo! Udari se rukon po kolinu, Koliko se lako udario, Puklo mu je meso na četvero	95
55 U njeg dojke kako u divojke Pa se junak šnjima razgovara. — Ona mu je govorila mlada: Muk zamuklo, tursko malo momče, Muči momče, osiće ti glavu! —	I na ruci prsten pod biseron: Powrati se, careva delijo, Vrati mi se u bijele dvore! Lipo ču te care vižbovati ¹⁾ Kako sina moga malahnoga. —	100
60 Paka ide caru do za dvore, Tihin glason zove iza dvora: Gospar care, otvori mi dvora, Evo tebi silna vojska tvoja, Kud hodio sričan san ti bio,	Ona mu je mlada govorila: Još pomanje, moj čestiti care, Ne bih ti se u dvor povratila Da bi moje glave ne nosila, Jerbo iman virenika moga,	105
65 Kud boj bio usud zadobio. — Družini je svojoj govorila: Homo naše podiliti blago! — Pa su pusto podilili blago, Svakom drugu po tri kape zlata,	On me čeka za bijelin dvoron, On će konja primiti mojega. — I pobiže, — vesela joj majka! Kad je bila priko poja ravna Majka je je s prozora gledala	110
70 A vojvodi odmaha četiri. Pak je caru svojen besidio: Zbogon ostan', moj čestiti care! Ja sad iden majci do za dvore, Od ženitbe više mi je brime,	A virenik kroz evit galopera: Eto mi gre Mare sunee moje. — Lipo joj je dohranio ruho Pak svukuje gaće junakove I privukla lipo ti se mlada	115
75 Iden mlađu isprositi divojku. — Pak je vilu konja osedlala I meće se na konja svojega U sedalecu kako bila vila. Dok je vilu konja zaigrala,	Sva u svilu i u bilo platno I u srebro i u suho zlato, Za njidrih joj kita tratorova Ka je štititi od žarkoga sunca Da joj bila ne ogoru lica,	120
80 Kad je bila caru iza dvora Pa zazove cara gospodara:	Pak se grli s virenikon svojin. — Učinili veliko veselje Kako da je domovila ²⁾ majka.	

Eine sehr selbständige Variante zu den bekannten halbepischen Liedern vom Mädchen, das in Männerkleidung Soldatendienst tun muß,

1) vižbovati gleich paziti, lepo postupati.

2) Der Aufzeichner, Dinko Tomašić, fügt hinzu: domoviti gleich udomiti

als Mädchen erkannt wird, den Nachstellungen der Männer (oft der türkische Kronprinz) aber listig entgeht. Vgl. Vuk III, 40 »Zlatija starca Ćeivana« u. a.

3. Selim i sestra Markova.

- Goron gredē Krajeviću Marko,
Hvali' se je Krajeviću Marko
Crnon goron prid družinon svojon
Da ni vidi' žene ni divojke
5 Ni pod vinec mlade udovice
Što j' u njega rojena sestrica.
Da ni imala nej tri bila danka
Kad joj mila umirala majka,
Da su mu je vile odgojile
10 I svakoga ruha naučile
I vilensku čordu darovale,
Da bi došla sva careva vojska,
Sva careva i mlada Selina,
Da bi svima odolila mlada
15 Sve na nože i na svitle čorde.
Misli Marko da niko ne čuje
Nej družina prid kojon se hvali,
Zučuje ga Selin dite mlado.
Kada ga je Selin razumio,
20 Bože mili, dragi ti mu bilo!
Kupi Selin silnovitu vojsku
I ide ga dvoru mile majke
Mladi Selin s silnoviton vojskon.
Kada ga je majka ugledala
25 Majka mu je za dvor išetala,
Selinu je svojen govorila:
O Seline, dragi dite moje,
Di ga ideš i da ga putuješ? —
Selin svojoj majci govorio:
30 O starice, mila moja majko,
Kad me pitaš kazaću ti pravo:
Iden Marku do bilega dvora.
Hvali' se je Krajeviću Marko
Crnon goron prid družinon svojon
35 Da ni vidi' žene ni divojke
Ni pod vinec mlade udovice
Što j' u njega rojena sestrica.
Da bi došla sva careva vojska,
Sva careva i mlada Selina,
40 Da bi svima odolila mlada.
- Ma te molin, draga moja majko,
Poču vidit mejdan divovački. —
Mila mu je govorila majka:
Ne hod' tamo, Selin dite moje!
Ako ideš već mi nećeš doći; 45
Istina je što judi govoru
Da je Mare mlada od mejdana. —
Ide Selin Marku do za dvore.
Kad je bio priko poja ravna
Marko ga je s prozora gledao, 50
Bože mili, ža ti mu je bilo!
Kada dojde Marku do za dvore
Tihin glason zove iza dvora:
Jesi l' doma, Krajeviću Marko,
Je li tvoja sele od mejdana? 55
Ti m' izvedi rojenu sestricu
Neka vidin mejdan divovaški! —
Šeta Marko sestri u kamare,
Sestri Marko svojoj govorio:
Ču li mene, moja mila sele, 60
Za dvoron ti Selin dite mlado,
On te, sele, na mejdan doziva. —
Mare bratu svojen govorila:
Bor te ubi', moj rojeni brate,
Radi tebe i rad tvoje šale 65
Ludo li će izgubiti glavu!
Ti mu reci, moj rojeni braje,
Da me počka doba jedno malo
Dok umijen bilo lice moje
I ugođan žute kose moje, 70
Da ču k njemu za dvor išetati. —
Marko mu je za dvor išetao,
Selinu je mladen govorio:
Ma ti bora, Selin dite mlado,
Rekla mi je rojena sestrica 75
Da je počkaš doba jedno malo
Dok umije bilo lice svoje,
Da će tebi za dvor išetati. —
A mladi mu Selin odgovara:
Moje će je čorda umivati 80

- I njeje će kose ugojdati. —
 Čeka je je litni dan do podne.
 Kada sunce na podnevnu bilo
 Za dvor mu je mlada išetala,
 85 Danak mu je dobar nazivala:
 Dan ti dobar, Selin dite mlado! —
 Zavila se u mlade junake
 Kako sokol u sive golube
 Pa posiće Turka dojednoga.
 90 Kada dojde Selinu mladomu:
 Ma ti bora, Selin dite mlado,
 Jesi l' vidi' međan divojaški? —
- Marko sestri svojoj govorio:
 Ma ti bora, draga sele moja,
 Ti mu mladen rusnu glavu pro-
 sti! — 95
 Mare bratu svojen govorila:
 Iznesi mi ti bile šudare! —
 Kada joj ih Marko dodavalo
 Selinu je oči izvadila
 Pa ga stavi na konja vranoga 100
 Pa mu vrana konja zaigrala
 I vranen je konju govorila:
 Sad ga vodi dvoru mile majke! —

4. Ljuba Ive Senjanina.

- Vez vezala jubi Ivanova,
 Vez vezala na miru od grada,
 Vez vezala niz more gledala.
 Boga moli Mare Ivanova
 5 Da bi digod jidro ugledala,
 Oli jidro ol Ivana mlada.
 Boga moli, Bog joj se umoli:
 Na daleko jidro ugledala.
 Boga moli Mare Ivanova
 10 Da joj jidro pod grade dojidri.
 Kada ga je Mare ugledala
 To je mladi vezir Careviću.
 Dobar joj je danak nazivao:
 Dan ti dobar, Mare Ivanova!
 15 Jesi li se umorila mlada
 Vez vezati, niz more gledati? —
 Ona mu je bojin odvraćala:
 Dobro doša, vezir Careviću!
 Ja se nisan umorila mlada
 20 Vez vezati, niz more gledati.
 Jesi l' skoro ispod Senja grada,
 Jesi l' vidi' Ivana mojega? —
 Ja san skoro ispod Senja grada,
 Nisan vidi' Ivana tvojega.
 25 Bi l' mi, Mare, tanki vez prodala? —
 Ona njemu lipo odgovara:
 Bora tebi, vezir Careviću,
 Ja ti ne bi tanki vez prodala
 Jer je vezak Ivana mojega. —
 30 Bora mi ti, Mare Ivanova,
- Kad mi ne bi tanki vez prodala,
 Ane zave bi li za me dala? —
 Ona njemu odgovara mlada:
 U neviste ne prosu se zave
 Neg u majke i u mile braće. — 35
 Govori joj vezir Careviću:
 Bor te ubi', Mare Ivanova,
 Virna ti si Ivanu tvojemu!
 Da bi se kad junak oženio,
 Da bi jubi taku doбавio, 40
 Na misece kroji' bi joj ruho,
 Na sedmice kupovao zlato. —
 Misli Mare da niko ne sluša,
 A sve sluša Ane njeje zave.
 Ide junak ispod bila grada,
 Ide Ane staroj miloj majci,
 Miloj se je majci tugovala:
 Da bi znala, moja stara majko,
 Od nevire naša što je neva! 45
 Ona čini razgovor s veziron
 I još mu je tanki vez prodala,
 Bilo lice ona mu je dala. —
 Kada je je majka razumila,
 Bože mili, ža ti joj je bilo!
 Vazme pero i list knjige tanke, 55
 Ivanu je knjigu napisala,
 U tankoj mu knjigi poručuje:
 Ma te molim, drago dite moje,
 Bojak ojdij²⁾, a doma mi dojdij!
 Od nevire virna jubi tvoja, 60

1) Šudara ital. sudario. 2) ostaviti.

- Ona čini razgovor s veziron,
A s veziron, su carevin sinon,
Ona mu je tanki vez prodala
I još mu je jubit lice dala. —
- 65 Kad Ivanu bila knjiga dojde,
Kada vidi što mu knjiga kaže,
Bože mili, žđ ti mu je bilo!
Ide Ive bilen dvoru svomu,
Kada Ive bilen dvoru dojde
- 70 Prid dvor mu je majka išetala,
Danak mu je dobar nazivala:
Dobro doša, drago dite moje!
Od nevire virna jubi tvoja,
A moj sinko, što ti sada čini?
- 75 Ona čini razgovor s veziron
I još mu je jubit lice dala. —
Na to se je Ive pojedio
I svitlu je čordu uvatuo
Da će jubi s glavon razdiliti.
- 80 Mila mu je majka govorila:
Ne čin' toga, drago dite moje,
Ne krvavi bile dvore tvoje
Da se tvoje čedo ne pripade
A od krvи svoje mile majke!
- 85 Neg te molin, drago dite moje,
Ti je pošji dvoru mile majke
Brez mahrame i košuje tanke! —
Ide Ive u kulu visoku
Pa je jubi svoju dozivao:
- 90 Bor te ubi', Mare jubi moja,
Što si, Mare moja, učinila,
Kad s veziron razgovore činiš,
I još si mu jubit lice dala!
Hodi s dvora, huda jubi moja,
- 95 Od nevire ku si učinila! —
Ona njemu odgovara mlada:
Nisan, Ive, života mi moga,
Života mi i moga i tvoga! —
To joj Ive ništa ne viruje
- 100 Nego joj je opet govorio:
Hodi zbogon, huda jubi moja,
Ruson ēu te razdiliti glavon! —
Kad iz dvora mlada ishodila
Niz obraze suze oborila:
- Stante zbogon, dvi moje jabuke! — 105
Ide mlada dvoru mile majke
Pa se libi od jele do jele
Kako zmija od grane do grane
Ne bi l' digod gledala junaka¹⁾.
Dojde mlada dvoru mile majke. 110
Kada je je majka ugledala
Ona čeri svojoj govorila:
Ajme Mare, draga čeri moja,
Što s' Ivanu tvojen učinila
Kad si došla do mojega dvora? — 115
Ona majci miloj govorila:
Ništa, majko, života mi moga,
Neg nevira Ane zave moje
Koja me je s Ivon omrazila. —
- 120 Ne izajde ni vele vrimina
Vezir majci svojoj govorio:
O starice, mila majko moja,
Ja ēu ti se vezir oženiti. —
Mila mu je majka govorila:
- 125 Oženi se, drago dite moje,
Ne vazimaj nijednu divojku
Nego lipu Maru Ivanovu
Koju si ti s Ivon omrazio! —
Kad je vezir majku razumio
- 130 Vazme perle i zlatne prstene, 130
Ide vezir rukovat divojku.
Kada je vezir rukovao
On je Mari lipo govorio:
Ostan' zbogon, Mare dušo moja,
- 135 Nadaj mi se do treće nedije, 135
Pokupiću kićene svatove,
Doću po te, lipa moja Mare! —
Kad izašla treća nedijica
Kupi vezir kićene svatove,
- 140 Skupi svate, odvede divojku.
Idu svati kroz gore zelene.
Kad su bili priko poja ravna
Ive je je s prozora gledao.
Odma je je Ive poznavao,
- 145 Majku svoju Ive dozivao: 145
O starice, mila majko moja,
Eno Mare priko poja ravna,
Ma te molim, mila majko moja,

1) Die Sängerin erklärte: Krila se od muškoga jer je bila na pô gola.

Nareši mi dvi zlatne jabuke,	Kima dozrit nisu sa mnon dali!
150 Izvedi ih za bijele dvore,	Ko je mene s vami omrazio
Sriča i bog da li bi mi dali	Nikad sriče svoje ne imala! — 160
Da bi mi se u dvor povratila. —	Ive je je sa kule gledao,
Kada Mare mimo dvora prošla	Lipo joj je mladoj govorio:
I jabuke svoje ugledala,	Vrat' se u dvor, virna jubi moja! —
155 Lipo ih je Mare celivala	Ona mu je mlada govorila:
I lipo in Mare govorila:	Ostan' zbogon, Ive gospodare, 165
Stante zbogon, dvi moje jabuke,	Sad udavaj tvoje sestre Ane! —

Noch eine Variante zur Asanaginica, die an Interessantheit den übrigen heute bekannten Liedern nicht nachsteht. Man hat nunmehr auch diese Variante in den großen Kreis des »Klaggesanges der edlen Frauen des Asan Aga« einzufügen. Wenn ich mich an das Schema halte, das ich in meiner Studie im 38. Bande des Archivs vorgelegt habe, so ergibt sich folgendes Bild:

Dieses curzolanische Lied steht derjenigen Variante am nächsten, die August Leskien ebenfalls auf Curzola aufgezeichnet und Archiv V, 459 veröffentlicht hat. Vergleicht man den Text beider curzolanschen Varianten, so meint man erkennen zu können, wie schnell der Volksgesang der Insel in den wenigen Jahrzehnten, die zwischen Leskiens und Tomasićs Aufzeichnung liegen, abgestorben ist. Wie reich ist noch die Leskiensche Fassung an charakteristischen und altertümlichen Einzelheiten. Die Frau bei Leskien ist noch von Rache gegen den Mann erfüllt, und sie ist es, die den Hochzeitszug triumphierend am Hofe des einstigen Gatten vorbeiführen lässt. Hier wird der ungerechte Mann von der Sängerin noch dem Reuetode überantwortet und werden die beim ersten Gatten zurückgebliebenen Kinder wieder mit der Mutter vereinigt, damit Recht und Vergeltung restlos auf die Seite der beleidigten Frau geschoben werden! Von alledem ist in unserm Liede nicht mehr die Rede. Hat es die Sängerin Tomasićs bereits vergessen? Oder hat man ihr das Lied schon in diesem Zustande überliefert? Nahe den beiden erwähnten Liedern steht nämlich die Variante Nr. 9 meiner Studie, die Baldo Glavić (s. o.) ebenfalls auf einer der dalmatinischen Inseln, in Prožura auf Mljet, aufgezeichnet hat. Auch diese interessiert sich mehr für die Vorgeschichte des Problems, für die ungerechte Vertreibung von Haus und Hof, als für die Ereignisse nach der Verstoßung, die recht kurz, in den fünf Schlußversen, abgetan werden. Es liegen also im Ausgang des XIX. Jahrh. auf den dalmatinischen Inseln mehrere Varianten des

Liedes um, die aber alle das Gemeinsame hatten, daß die handelnden Personen Ivo von Senj und seine Frau Mara waren und daß nicht wie im Klaggesang die vom Manne mißverstandene »Scham« den Knoten des Verhängnisses schürzt, sondern offenkundige Verleumündung der Schwester (und der Mutter) Ivans. Am schwächsten ist Glavics Lied, am vollständigsten die Leskiensche Variante, doch hat die unsrige vor dieser den Vorzug, daß sie die »lude riči«, die zwischen der Frau und dem Vezir gewechselt werden, breiter ausführt und bei dieser Gelegenheit die Unschuld und Standhaftigkeit der Frau noch in besonders günstiges Licht stellt.

5. Sestra Ivanova.

Lipa ti je u Ivana sele!

Prosu mu je trijest i tri bana

I četiri mlada kapitana,

Ma je Ive nijednen ne daje:

5 Hvala mi van, trijest kapitana,

Prin bi dao crne oči svoje

Nego sestre lipe Mare moje.

Za lipotu držin je u dvoru,

Za lipotu i njeje dobrotu,

10 Za dobrotu da mi sedla konje,

Za lipotu da mi mete dvore.

Kad je Mare moja dobrovojna

Prid njon evate ruža i vijola;

Kad je Mare moja hudovojna

15 Prid njon vene ruža i vijola. —

Sinoć Arap porobi Zagorje

Sve do bila dvora Ivanova.

Noćno mu je za bili dvor doša,

Pusti' mu je konje u livade

20 A sokole u žute naranče;

Konji taru šenici bilicu

A sokoli cviće od naranče.

• Za dvoron mu šatore penjaše,

Ma se Mari tih sanak snio

25 Da joj Arap dvore porobio,

Da joj pusti' konje u livade

A sokole u žute naranče,

Pa je Mare brata dozivala:

O Ivane, moj rojeni brate,

30 Noćas mi se ludi sanak snio

Da nam Arap dvore porobio,

Da nam konje u livade pusti'

I sokole u žute naranče. —

Ive sestri svojoj govorio:

Muči, Mare mila sele moja,

35

Kad bi judi u san virovali

Sanima bi sebi dodijali. —

Šeta Mare na kule visoke

I izajde na bile prozore:

Za dvoron joj tri siva šatora,

40

U dvama je žamor od Turaka

A u trećen crni Arapine.

Kada ih je Mare ugledala

Niz obraz je suze oborila

I bratu se svojen povratila

45

Pa je bratu svojen govorila:

Ustani se, moj rojeni braje,

I pogledaj niza poje ravno

Di nam turski konji po livadah

I sokoli po žutih narančah! —

50

Za dvoron nam tri siva šatora,

U dvama je žamor od Turaka

A u trećen crni Arapine. —

Kad je Ive sestru razumio

Hitro ti se na noge skočio

55

I svojoj je sestri govorio:

Ao Mare, mila sele moja,

Ludo čemo izgubiti glave

Radi tebe i tvoje lipote! —

Vazme Ive od kamara kjuče,

Devetera vrata zatvorio

I deseta ka su od mramora

Di ga spava sele Ivanova.

- Pa izajde za bijele dvore,
 65 Govorio crnon Arapinu:
 Bor te ubi', crni Arapine,
 Što si doša za bijele dvore?
 Ol si doša da boja bijemo
 Ol junaci da vino pijemo? —
 70 Bora mi ti, mlajahan Ivane,
 Nisan doša', da boja bijemo
 Neg junaci da vino pijemo.
 Di je tvoje sele od udanja? —
 Ivan mu je mladi govorio:
 75 Niman sele od udanja moje. —
 Ide Arap u kulu visoku
 Pa je išće litnji dan do podne.
 Popodnevnu kada mu je bilo
 Ide lomit od kamara vrata.
 80 Kad to vidi sele Ivanova
 Ona vazme crnoga ugara
 I izgrdi bilo lice svoje.
 Kada je je Arap uvatio
 Crni joj je Arap govorio:
 85 Bor te ubi', Mare Ivanova,
 Što izgrdi bilo lice svoje,
 Oli misliš da te jubit neću?
 Jubiću te i družini davat! —
 Kada ga je mlada razumila
 90 Vazme pero i list bile karte
 I napiše listak knjige tanke
 Pa je šaje Sekulu mladomu:
 Ala Sekul, drago dite mlado,
 Cvjeće što se goji u Zagorju
 95 Danas ti ga Arap zarobio
 I vodi ga na vodu studenu.
 Ako dojdeš prin neg sunce sajde
 Ti ćeš naći na granah jabuke,
 Ako dojdeš otkad sunce sajde
 100 Ti ćeš naći otrgane grane. —
 Kad Sekulu bila knjiga dojde
 Nima kada ni osedlat konja
 Neg se metnu na konja golega.
 Za njim majka na dvor išetala:
 105 O Sekule, drago dite moje,
 Di ga ideš i di ga putuješ?
 Što ne sedlaš vile konja svoga?
 Što mi bižiš iz dvora mojega? —
 Sekul majci miloj odgovara:
- Evo tebi listak knjige tanke
 I nosi je u bile kamare! —
 Majka ga je s prozora gledala
 Kako Sekul priko poja igra.
 Kad je doša za goru na vodu
 Svi su mladi Turci počinuli,
 Počinuli i san pozaspali,
 A Ivanu ruke povezane.
 Ma ne spava sele Ivanova
 Nego puja crna Arapina.
 Češće gleda zelenon goricon
 Hoće l' vidi Sekulu mladega.
 Dojde Sekul za goru na vodu,
 Najde junak Turke pozaspane,
 Pozaspane kako pozaklane,
 Pa posiće junak dojednoga,
 A mladomu crnon Arapinu
 Na kolinu sele Ivanove
 Oštron čordon osiće mu glavu.
 Pa govoriti seli Ivanovoj:
 Ma ti bora, Mare Ivanova,
 Nemoj se ti mlada pripanuti
 A od krvu crna Arapina! —
 Ivanu je ruke odrišio.
 Ide mlada na kraj vode hladne,
 Bilo lice mlada umivala
 Pa se vrati Sekulu mladomu,
 S Sekulom se mladin razgovara.
 Govori joj Sekul dite mlado:
 Hoćeš sa mnou na konja golega? —
 Ona neće na konja golega
 Nego vazme konja Arapova
 Na nje mlada s braton uzjahala
 Pa odoše dvoru Sekulovu.
 Veseli se Sekul dite mlado,
 Pivajući i popivajući,
 Igrajući konja neseljana,
 Dojde dvoru mile majke svoje.
 Majka mu je za dvor išetala,
 Sekulu je svojen govorila:
 A moj Sekul, moje dite drago,
 Jesi l' mi se junak umorio
 Sikuć Turke oko vode hladne? —
 Ja se nisan, majko, umorio
 Biti Turke oko vode hladne. —

6. Stroinić Ban.

- Pije vino Stroiniću bane
Srid Kruševca grada bijeloga
I š njim taste Jugović Bojdane.
Piju vino tri bijela dana,
5 Kad je bilo treći bili danak
Stroiniću knjiga doletila
Od starice mile svoje majke
Da mu Turčin dvore porobio,
Da mu staru majku pogazio
10 A jubi mu mladu zarobio.
Kad je junak knjigu razumio
On je mrke brke obisio.
Govori mu stari Jug-Bojdane:
O moj zete Stroiniću bane,
15 Što si mrke obisio brke?
Ol ih nisi vina napojio,
Oli si se jubi uželio,
Ol te rusna zabolila glava? —
Govori mu Stroiniću bane:
20 A moj taste Jugović Bojdane,
Kad me pitaš kazaću ti pravo
Što sam mrke obisio brke.
Ja ih jesam vina napojio,
Ja se nisam jubi uželio,
25 Nit me rusna zabolila glava,
Neg mi bila knjiga doletila
Od starice moje mile majke
Da mi Turčin dvore porobio,
Milu majku da mi pogazio,
30 Virenicu moje zarobio.
Ma te molin, Jugović Bojdane,
A ti imas devet milih sina,
Pusti sine samnon na Kosovo
Da bi meni dobra sršća bila
35 Da bi mogā jubi osvojiti! —
Govori mu Jugović Bojdane:
A moj zete Stroiniću bane,
Da bi čere nikad ne video
Ne bi sine na Kosovo pusti'
40 Po Kosovu da ih Turčin siče,
A ja san ih u Boga prosio,
U ubogen dvoru odgojio.
Ja ču tebe opet oženiti
Srid Kruševca grada bijeloga,
- Od one je i lipša i viša. — 45
A to Stroin ništa ne hajaše
Neho vazme hrta Karamana
Ki mu vaja za dva dobra druga,
Vazme junak vilu konja svoga
I ide ga kroz gore zelene. 50
Kad je došā srid gore zelene
Susrite ga Turčine Hauče.
Govori mu Turčine Hauče:
Di ga ideš, Stroiniću bane,
Di ga ideš i di ga putuješ? — 55
Govori mu Stroiniću bane:
Ne luduj ga, Turčine Hauče,
A ja nisam Stroiniću bane
Neg sam sluga ja mlada careva. —
Turčin mu je opet govorio: 60
Di ga ideš, Stroiniću bane?
Oli misliš da te ne poznajen?
Poznajen te, vira ti je moja,
A po tvojoj sirovitoj bradi
I po tvomu konju vilenskomu. 65
Oli ne znaš, Stroiniću bane,
Devet san te godina služio,
Vilu konja po gori pasao. —
Stroinić mu opet odgovara:
Ne luduj ga, Turčine Hauče, 70
A Stroin je mladi poginuo
A na smrti ja san mu se naša,
Svitlu mi je čordu ostavio
I konja mi vilu darovao. —
Govori mu Turčine Hauče: 75
Ne boj mi se, Stroiniću bane,
Poznajen te, vira ti je moja,
I poznajen virenicu tvoju,
Eno ti je na Kosovu ravnu,
Na Kosovo pod jelon visokon 80
Di Turčinu žute kose puja. —
Kada ga je Stroin razumio
Ide junak na Kosovo ravno
Pa se libi od jele do jele
Kao zmija od grane do grane
Da ga Turčin ne bi ugledao. 85
Virna ga je jubi ugledala
Kako ga je okon ugledala

Odma ga je mlada poznavala,
 90 Poznala ga, grohotom se smije.
 Turčin joj je mladi govorio:
 Što se smiješ, jubi Stroinova,
 Oli ćeš mi mlada ubigati?
 Ona njemu odgovara mlada:
 95 Kako će ti bidna ubigati?
 Nazad ne smim a naprid ne umim. —
 U to dojde Stroiniću bane,
 Svitlu oštru čordu povadio
 Pa posije Turke dojednoga.
 100 Kad je doša Turčinu mladomu
 Na oružje čapali se¹⁾ svitlo,
 Jedan drugon odolit ne mogu,
 Stroiniću bile pine gredu
 A Turčinu bile i krvave,
 105 Bili su se litnji dan do podne,
 Zove Turčin jubi Stroinovu:
 Pomoz' za me, jubi Stroinova,
 Boje ti je siditi u hladu

Neg s Stroinom po gori hoditi,
 Travu pasti, hladnu vodu piti. — 110
 Kad to čuje Stroiniću bane
 Govorio Stroiniću bane:
 Ma ti bora, virna jubi moja,
 Sad uvati jedan kus od sabje
 I udaraj kojega ti dražje. — 115
 Vaze mlada jedan kus od sabje
 I udari Stroiniću bana.
 Kad to vidi Stroiniću bane
 Junak se je juto pojedio,
 Mahne čordon, otkine mu glavu. 120
 Pak je jubi svojoj govorio:
 Ma ti bora, virna jubi moja,
 Sad se šetaj po kuli visokoj
 A s Turčinom po debelu hladu,
 Ja će junak po gori zelenoj. — 125
 Paka su se nazad povratili.
 Kad su bilen dvoru dohodili
 Rusu joj je glavu otkinuo.

Dieses Lied verlangt eine eingehendere Würdigung, denn von dem berühmten, künstlerisch geschlossensten skr. Liede von Banović Strahinja und der Rückgewinnung seiner geraubten Frau, wie es uns der glänzendste Vuksche Sänger, der alte Milija, meisterhaft überliefert hat, waren bisher nur zwei Varianten bekannt. Die älteste, zugleich die ältest überlieferte überhaupt — die Erlanger Hs. kennt nicht einmal den Namen Strahinjas — ist das Lied aus der ragusanischen Sammlung des Betondić (gest. 1764), das Bogišić unter Nr. 40 seiner Sammlung älterer Epen veröffentlicht und Maretić in seinem Buche über die skr. Volksepik auf S. 180 als Variante zu dem Vukschen Liede stellt. Die Forschung hat auch die andere bisher bekannte Variante, die Grdić-Bjelokosić in der Bosanska Vila XXV, 21 vorgelegt hat, noch nicht ausgewertet. Es wird sich in meinen Bemerkungen zu dem obigen Liede also darum handeln, unsere curzolanische Variante in den Liederkreis einzuordnen. Bei dieser Gelegenheit gebe ich auch eine kurze Analyse der Variante aus der Bosanska Vila, da diese wichtige Zeitschrift in den Bibliotheken sehr selten und dann nicht immer vollständig vorhanden ist. Das herrliche Vuksche Lied darf ich als bekannt voraussetzen. Es stellt sich insofern zu dem

1) Ital. chiappare.

Lied der Bosanska Vila, als in diesen beiden Fassungen die untreue und dem Manne nach dem Leben trachtende Frau am Leben bleibt. In beiden Fassungen wird ein scharfer psychologischer und ethischer Unterschied aufgerissen zwischen dem Schwiegervater Strahinjas, dem alten Jug-Bogdan (samt seinen Söhnen), und dem Ritter ohne Furcht und Tadel Strahinja. Besonders der Dichter und Sänger Milija hat diesen Gegensatz lapidar herausgearbeitet. Man kann sich keinen größeren charakterlichen und ethischen Abstand denken als die Worte und Handlungen dieser Repräsentanten zweier moralischer Welten: Auf der einen Seite der alte balkanische Familienhauptling Jug-Bogdan und seine ebenso fühlende neunköpfige Brut. Was, er soll seine Söhne mit dem Schwiegersohn aufs Kosovofeld unter ein ganzes türkisches Heer schicken, um dem Schwiegersohn wieder zu seiner geraubten Frau zu verhelfen? Lieber will er die Tochter nicht wieder sehen. Was regt sich der Mann so auf (rašta si se tako razdertio)? Wenn die Geraubte auch nur eine Nacht, und sei es gezwungenermaßen, mit dem Türken geschlafen hat, so kann einem echten balkanischen Manne nichts mehr an ihr liegen! Und außerdem: so sind die Weiber, das Neue reizt, sie wird den Türken lieber haben als den Mann. Soll sie zum Teufel gehen! Neka ide, vrag je odnesao! Dableiben soll der Schwiegersohn, der Alte wird ihn mit einer Besseren verheiraten! — Es zeigt sich, daß die Frau ihres Vaters würdige Tochter ist. Sie sieht von ihrer Seite die Seele des Mannes ebenso balkanisch, sie fürchtet sich, als sie ihn nahen sieht, und weckt den von der Liebesnacht ermüdeten Türken schleunigst auf. Ihr schlechtes Gewissen schlägt, und der Türke hat leichtes Spiel, als er sie mit dem Hinweis zum tätlichen Angriff auf ihren Mann hetzt, sie werde daheim von ihm doch nur ewige Vorwürfe hören. Aber siehe da, Strahinja wirft sie nach dem endlichen Siege, obwohl sie ihn verwundet hat, wortlos auf sein Roß und reitet nach Kruševac zum Schwiegervater. Als die Jugovići das Geschehene erfahren, wollen sie die Schwester in Stücke hauen, doch Strahinja sagt: »Jetzt könnt ihr einer Frau gegenüber die Helden spielen, aber mit mir in den Kampf zu ziehen, das wagtet ihr nicht. Mit unserer Freundschaft ist es aus.« — Der Ban hat der Frau verziehen und führt sie nach Haus. Ja, es gibt wenig solcher Helden, wie es Strahinja war, schließt Milija sein Lied.

Die Variante der Bosanska Vila stellt sich eng zu der Variante des Milija, indem auch hier sich der gleiche Konflikt zwischen Schwieger-

vater und Schwiegersohn vor und nach der Rückgewinnung der Frau abspielt und der Ritter in derselben Weise handelt wie bei *Milija*. Aber ich kann mir nicht helfen: so viele originale Abweichungen Grdić-Bjelokosić in seinen Mitteilungen auch anzugeben weiß, es scheint mir doch fast so, als sei sein Lied (wie oder von wem, lasse ich dahingestellt) von dem Liede des *Milija* beeinflußt. Eine Stelle des hercegovinischen Liedes (der Sänger Grdićs stammt vom Gackopolje ebenso wie *Milija*) sieht nämlich ganz so aus, als habe der Sänger die entsprechende Stelle in *Milijas* Fassung nicht verstanden! Bei *Milija* heißt es:

Ne dam vašu sestru poharčti,
Bez vas bih je mogao stopiti,
Aži ešu stopit' svu tazbinu moju,
Nemam s kime ladno pitи vino;
No sam ljubi mojoj poklonio.

Das heißt also: »Ich erlaube euch nicht, eure Schwester zu töten. Ich hätte sie auch ohne eure Hilfe vernichten können, aber ich werde statt dessen meine ganze Schwägerschaft, die ganze übrige Familie Jugović, zum Teufel jagen. Von jetzt ab trinken wir keinen Wein mehr zusammen, meiner Frau aber habe ich vergeben.« Bei Grdić aber heißt die Stelle:

No sam ljubi život poklonio,
Jera nemam kome nazdraviti,
Nazdraviti kada pijem vino.

Das ist peinlich! Hat der Gewährsmann des Grdić oder sonst wer den Vukschen Vers »Nemam s kime ladno pitni vino« so falsch verstanden? Und hat er in seinem Mißverständnis gar noch den folgenden Vers mit hinzugezogen: »No sam ljubi mojoj poklonio«, so daß der Sinn oder vielmehr Unsinn herausgekommen ist: »Ich habe meiner Frau darum das Leben geschenkt, weil ich sonst niemanden habe, dem ich beim Weintrinken zutrinken kann«? Ich muß gestehen, daß mich diese Stelle mißtrauisch gemacht hat. Der betreffende Sammler hat mir übrigens schon des öfteren Grund zum Mißtrauen gegeben. Aber wie dem auch sei, das Lied zeigt im übrigen so bemerkenswerte Abweichungen, oder besser gesagt, Vervollständigungen zu *Milijas* Meisterliede, daß es berücksichtigt werden muß.

Interessant ist zunächst schon das, daß der Sammler von seinem Gewährsmann einmal ein Lied von Strahinja gehört hatte, das eine ganze Vorgeschichte zu der Vukschen Fassung brachte, die im-

stande ist, auf die Geschichte des Liedstoffes und auf die Gestaltung des Stoffes bei Milija einiges Licht zu werfen. Der Sammler war aber nicht dazugekommen, das Lied seines Gewährsmannes aufzuschreiben. Nun bat er nach langen Jahren den Sohn des Sängers, er möge von seinem Vater das Lied aufschreiben. Und siehe da, als die Niederschrift anlangte, hatte der Alte jenen Anfang, den der Sammler als gerade charakteristisch sich vor Jahren gemerkt hatte, vergessen und nach der epischen Schablone vereinfacht! Der Anfang aber lautete seinerzeit folgendermaßen:

Strahinjic-ban und der Kaluđer von Kosovo, Vojvodic Rade, sitzen beim Weine. Da erinnert der Mönch den Ban an die Zeiten, wo sie gemeinsam ihre Jugend am Hofe des Jug-Bogdan in Kruševac verbracht haben. Damals waren sie beide in Bogdans Tochter Jelica verliebt, diese aber liebte den Rade, während der Vater den Ban vorzog, der auch die Tochter zur Frau erhielt. Aus Schmerz darüber wurde Rade Mönch¹⁾. Aber seine alte Liebe und Eifersucht hat er nicht vergessen können. So fordert er nun den ehemaligen Freund und Nebenbuhler zum Kampfe. Der Ban möchte nicht gegen den

1) Wer das Lied vom Strahinj-ban in seiner Gesamtheit auf seine Entwicklungsgeschichte hin prüfen will, der hat auch das Lied einzubeziehen, das unter Nr. 9 als zweites Bruchstück erwähnt ist, das Lied von einem Helden, der mit seiner Frau durch den Wald reitet, dort seine Frau zu singen veranlaßt, dadurch einen in dem Walde hausenden Hajduken anlockt und mit diesem um seine Frau kämpfen muß. In einigen Varianten zu diesem meist an Kraljević Marko oder Popović Stojan geknüpften Liede zeigt die Gegnerschaft zwischen den beiden Männern ebenfalls eine Vorgeschichte, die insofern der oben besprochenen gleicht, als die beiden Kämpfenden schon seit langem Nebenbuhler waren. Hier war die Frau ursprünglich dem einen der Männer versprochen, wurde aber dem andern gegeben. Der Enttäuschte wurde darüber zum Hajduken. Der Kampf selber zwischen den Männern gleicht durchaus dem des Strahinja und Vlah-Alija, auch die Rolle der Frau ist die gleiche (nur der Hund fehlt). Diese Lieder zeigen aber keine psychologische Vertiefung. Die Ungetreue wird in grausamer Weise mit dem Martertode bestraft. Zusammenhänge mit dem Strahinjliede bestehen also zweifellos (ich weiß nicht, ob sie in den bisherigen Forschung bemerkt worden sind). Jedenfalls besteht die Möglichkeit, daß die Vorgeschichte, wie sie einige Varianten des Liedes von Popović Stojan und seiner ungetreuen Frau bringen, auf den Ausbau der Vorgeschichte in der Bosanka Vila eingewirkt hat. Möglich aber auch, daß hier selbständige Entwicklungen vorliegen. Entscheiden läßt sich die Frage vielleicht auf Grund nichtserbischer Varianten.

Freund kämpfen, doch der hat schon das Mönchkleid abgeworfen und steht da im Schmuck der Waffen. Es gelingt dem Ban, den Gegner zu überwinden; er tötet ihn aber nicht, sondern fesselt ihn nur, läßt ihm den Bart scheren und reitet davon.

In der Redaktion, die der Sänger später seinem Sohne in die Feder überlieferte, ist dieser Teil der Vorgeschichte vergessen. Hier ist es der Ban, der nach der epischen Schablone den mit ihm im Wirtshaus weilenden Mönch zum Zweikampf fordert, damit man sehe, wer der bessere Held sei. Dann aber laufen beide Redaktionen, die ältere und die jüngere, nebeneinander. Nach dem Zweikampf läßt sich der Mönch den Bart wieder wachsen, geht zum Sultan nach Adrianopel und läßt sich vertürken. Er erhält den schönen Namen Ali-efendija, wird ein gelehrter Mann und Würdenträger, doch seine neidischen Genossen wollen ihn nicht Efendi nennen, sondern heißen ihn nur Silan Vlah-Alija. Wir sind also immer noch in der Vorgeschichte zu der Vukschen Fassung. Nur den ersten romantischen Teil der Vorgeschichte, die Nebenbuhlerschaft zwischen den Männern, hat der Sänger in der zweiten Redaktion vergessen, während er uns auch in der zweiten Redaktion die weitere Vorgeschichte des Vlah-Alija bringt, die bei Vuk fehlt. Nun gebe ich zu, daß man in dem geweckten Mißtrauen gegen den Sammler so weit gehen könnte, die ganze Vorgeschichte des Vlah-Alija samt der romantischen Liebesgeschichte für verdächtig zu erklären. Aber dem steht, Gott sei Dank, ein triftiger Grund entgegen. Der abtrünnige Priester hat sich nämlich, wird weiter berichtet, ein Pašaluk erdient und macht dem Sultan den Vorschlag, das Kosovofeld zu überfallen, wo er am Ban Rache nehmen will. Auch die übrigen serbischen Helden will er umbringen und

Ako mogneš do Stalaća sići
Što ga čuva Prejezda (sie!) Todore,
Stalaća ču ognjem popaliti.

Das konnte kein Fälscher wissen, daß der Renegat und ehemalige Mönch Vlah-Alija der Strahinjageschichte sein Gegenstück in dem ehemaligen Popen und späteren türkischen Renegaten und Pascha Papaz-paša aus der Prijezdageschichte¹⁾ hat, denn das einzige Prijezdalić, das die Erinnerung daran bewahrt hat, daß jener Renegat ein Geistlicher war, steht in der erst 1925 von mir edierten Erlanger Liederhandschrift. Und außerdem: ein Fälscher hätte sich gewiß vor der

1) Vgl. Gesemann, Studien zurssl. Volksepik, S. 9 ff.

Kontamination Prijezda-Todor gehütet, da er aus Vuk gewußt hätte, daß es sich hier um zwei verschiedene Personen handelt. Nein, diese Stelle deutet darauf hin, daß in der Variante des Grđić tatsächlich altes und echtes Liedergut verborgen ist.

Die weitere Handlung entspricht im wesentlichen der bei Vuk, doch behauptet sich Milija, von der Diktion und monumentalen Gestaltung ganz abgesehen, immer als der größere Psychologe, auch wenn die Vorgeschiede bei ihm fehlt. So begründet z. B. der Schwiegervater in der Bosanska Vila seinen Rat, die Frau laufen zu lassen, nicht mit der balkanischen Ansicht, eine Frau, die einem andern angehört habe, und sei es aus Zwang, könne keinem Manne mehr etwas wert sein, sondern sagt nur: wenn sie eine Nacht mit dem andern geschlafen habe, so werde sie diesen mehr lieben als den ersten Mann. Eine Vervollständigung der Fabel bietet diese Fassung ferner durch eine interessante Namenserklärung zu Strahinja. Trotz seiner heftigen Trunkenheit erkennt der Derwisch auch hier den Ban. Wie sollte er ihn nicht erkennen? Denn:

I tad beše krupnoga uzrasta
 I kravala oka i pogleda,
 S toga smo te Strahinjom prozvali,
 Jer junaci tebe se bojahu.

Das übrige so ziemlich wie bei Vuk. Eine eingehende Analyse aller Varianten, wie sie hier nicht beabsichtigt ist, würde jedoch noch wertvolle Beobachtungen machen. Es gilt hier nur noch, die curzolanische Variante einzureihen. Sie bildet mit der ältesten Variante insofern eine Einheit gegenüber den eben besprochenen beiden, als sie die Frau für ihr Handeln bestraft. Bei Bogišić aber ist der ritterliche Charakter des Strahinja durchaus gewahrt, denn als die Frau nach dem Siege Furcht hat, sich dem Manne zu nahen, da verspricht er ihr heilig, ihr zu verzeihen, ja, er rechtfertigt ihre Handlungsweise mit ihrer Notlage. Erst die Jugovici sind es, die in ihrer Entrüstung mit ihren Schwertern über sie herfallen. Und bezeichnend für das Wesen der Langzeilenepik: auch auf die Jugovici fällt in der ragusischen Bugarstica kein Schatten: der Schwager bietet dem Ban die Begleitung eines der Jugovici an, doch Strahinja lehnt sie ab¹⁾.

1) In diesem Liede heißt der Räuber Denalija Vlahović, und Strahinja (hier Strahnjica) nennt ihn, einem jungen Türk gegenübert, den er aushorchen will, seinen Wahlbruder. Dahinter verbirgt sich wohl schwerlich

Was hat nun unsere Sängerin am Ausgang des XIX. Jahrh. von diesem Stoffe noch gewußt? Die Vorgeschichte fehlt wie bei Vuk und Bogišić. Aber hier trägt der Gegner schon keinen Namen mehr, in dessen Zunamen Vlah sich noch eine letzte Spur der Vorgeschichte bei Vuk und Bogišić erhalten hat. Die Offenbarung der balkanischen Männereinstellung zur Frau fehlt ebenfalls, nur die Sorge des Alten um seine Söhne ist erhalten. Die Derwischszene ist, allerdings stark geschwächt, erhalten, die Furcht der Frau vor dem Gatten ebenfalls. Auch der Gang des Zweikampfes bleibt bewahrt, nur fehlt die rettende Rolle des treuen Hundes, der zwar im Anfang sogar mit seinem traditionellen Namen genannt ist, dann aber vergessen wird. Wichtig ist der abweichende Schluß: Der Mann führt die Rache an der Frau selber aus, aber nicht, wie man erwarten könnte, an Ort und Stelle, auch nicht in Krusevac, sondern im eigenen Hause des Bans. Woher diese Abweichung? Ist sie nur aus dem instinktiven Bestreben der primitiven Frau zu erklären, die einen Fehlritt ihrer Geschlechtsgenossin nicht verzeiht? Oder bestehen hier doch lokale Zusammenhänge mit der ebenfalls dalmatinischen langzeiligen Variante? —

Enthielten die Aufzeichnungen Dr. Tomašićs nichts weiter als die beiden Lieder von »Stroin-ban« und die Variante zur Asanaginica, sie wären der Veröffentlichung wert¹⁾.

7. Markova ljuba.

Sinoć Marka oženila majka,	Sada nisan žena ni divojka
Jutros ga je u boj otpravila.	Neg u boga mlada sirotica. —
Virna mu je jubi govorila:	Marko joj je lipo govorio:
Bor te ubi', Marko gospodare,	Ma se ne boj, virna jubi moja,
5 Kad si misli' u bojnicu poći	Ti ćeš ostat u Markovu dvoru
A što si me od majke dignuo?	A u dvoru na Markovu blagu,

eine Erinnerung an die oben besprochene Vorgeschichte, denn diese Tat-sache erklärt sich vollauf aus der Situation.

1) Die weitere dalmatinische Variante zum Strahinja, die uns in Ferićs lateinischen hexametrierten Inhaltsangaben skr. Volkslieder erhalten ist und unter dem Titel »Sponsa a sponso raptori abrepta, matrique suae redditia« auf S. 43—46 des Sendschreibens »Ad clarissimum virum Joannem Muller...« vom Jahre 1798 verzeichnet steht, habe ich in diese kurze Besprechung der Varianten nicht einbezogen, da sie eine besondere kritische Durcharbeitung erfordert. — Herrn Prof. Milan Rešetar bin ich zu Dank verpflichtet, weil er mir das seltene Exemplar der Epistola aus seiner wertvollen ragusani-schen Privatbibliothek zur Verfügung gestellt hat.

- Gojiće te mila majka moja,
Gojiće te kako je i moje. —
- 15 Marko majku svoju dozivao:
O starice, mila majko moja,
Ostavjam ti svoju vireniciu,
Majko moja, tvoju izminicu.
Nemoj mi je biti ni karati,
- 20 Jutro rano na vodu šavati,
Jutro rano ni večeron kamo. —
Marku majka mila odgovara:
Hodi zbogon, dragu dite moje! —
Kad se Marko od dvora dilio,
- 25 Još je bio priko poja ravna,
Od nevire Markulova majka
Markulovu jubi dozivala:
Hodi z dvora, huda neve moja!
Nisu za te bili dvori moji
- 30 Po planinah nego bile ovce.
Kada ti se ovce razhijadu,
Svaka ovca po dva mala janca,
A ti Marku sina malahnoga. —
Ide mlada u gore visoke,
- 35 Po planinah bile ovce pase.
Kadah joj se ovce razhijadu,
Svaka ovca po dva mala janca,
Ona Marku sina malahnoga.
Ovčim ga je mlikon zadojila,
- 40 Ditolinon travon zavijala,
Bukovinon travon povijala.
Ma ne projde ni vele brimena,
Od brimena godinica dana,
Tuda Marko s vojskon prolazio.
- 45 Neton ga je mlada ugledala,
Odma ga je mlada poznavala.
Lipo joj je Marko govorio:
Čobanice mala od ovaca,
Ti ukloni bile ovce s puta,
- 50 Jer je moja samovojna ruka,
D t'ih moja ne potrže vojska. —
Muči mlada ko da ga ne čuje
Neg niguje malo čedo svoje.
Opet joj je Marko govorio:
- 55 Čobanice mala od ovaca,
Ti ukloni bile ovce s puta
D t'ih moja ne potrže vojska. —
Tada se je na noge skočila
- I bile je ovce zavračala
I Marku je mladen govorila: 60
Sici, Marko, materine su ti! —
Onda je je Marko zapitao:
Ma ti bora, moja dušo draga,
Hočeš li mi pravo spoviditi
Čigova si roda i plemena, 65
Čigovo li čedo ti niguješ? —
Ona mu je govorila mlada:
Ma ti bora, neznana delijo,
Što me pitaš za rod i za pleme,
Čigovo li čedo ja nigujem, 70
Ja sam sestra braće Cmijanića,
Virenica Marka Krajevića,
Čedo malo Marka Krajevića. —
Kada je je Marko razumio
On se metne sa vrana konjica, 75
Marko sina svoga uvatio
I družini svojoj govorio:
Družinico, mila braćo moja,
Sicite mi materine ovce,
Ja ču mater kada dvoru doj- 80
dem! — 80
- Pa je sivne popuštao pase
I sina je svoga zavijao
Pa ga stavi na konja pridase,
Virinicu stavi' je zazase,
Ide Marko dvoru mile majke. 85
- Kada dođe dvoru mile majke
Tihin glason zove iza dvora:
Otvor' dvore, virna jubi moja,
I primi mi vilu konja mogu,
Mene mlada i konja mojega! — 90
- Majka mu je za dvor išetala,
Danak mu je dobar nazivala:
Dan ti dobar, Marko moje dite! —
Marko majci svojon govorio:
Ma ti bora, mila majko moja, 95
- Di je Mare virna jubi moja
Koja bi mi konja prijimala? —
A mila mu majka odgovara:
Ma ti bora, Marko moje dite,
Ma je tvoja jubi samovojna, 100
Sinoć ti je na vodici išla,
Još ti, Marko, nije doma došla. —
Kad je Marko majku razumio

Svitle oštare izmicao čorde
 105 Da će majci osicati glavu.
 Jubi mu je svoja govorila:

Ne čin' toga, Marko gospodare,
 Da se naše čedo ne pripade
 A od krví mile majke tvoje. —

8. Rade Ugričić.

Rasla jela posrid Sarajeva,
 Pod njon hlada do pod Carigrada,
 Pod njon care bilu knjigu piše.
 Care sluge svoje dozivao:
 5 Sluge moje virne i poslušne,
 Od vas junak koji će se naći
 Ki će moju jelu prihititi¹⁾,
 Deset vranih konja priskočiti
 A deseten sesti u sedalce?
 10 U dar mu je jela i livada
 I Sultana či moja jedina. —
 Svi junaci mukom zamuknuše
 I u crnu zemlju pogledaše,
 Ma ne sami Ungarine Rade,
 15 Neg on caru u čelo junaško.
 Hitro mu je jelu prihitio,
 Deset vranih konja priskočio
 I deseten seo u sedalce,
 Pa se s carem po livadi šeta
 20 I caru je svojen govorio:
 Daj mi, care, tvoje obećanje
 Što si meni, care, obećao! —
 Misli care da niko ne sluša,
 Sve to sluša mlada Sultanija
 25 Pa je miloj majci pošetala
 I miloj je majci govorila:

Oli ne znaš, mila majko moja,
 Da me mladu obećao babo
 Za mladoga Ungarina Rada?
 Ma te molim, mila majko moja,
 Ne kupuj mi ni srebra ni zlata
 Nego, majko, lakat bila vela
 Čin ēu svoje pokrivati lice
 Da ne gledan prid sobon junaka
 A mladoga Ungarina Rada. — 35
 Majka joj je mila govorila:
 Nemoj ti se, čerke, žalostiti,
 Lipa ti je ravna Ungarija,
 Zemja Bosna i Ercegovina,
 Ne bi je se bosa nahodila 40
 Ni u crikvi boga namolila. —
 I s tím care za bili dvor dojde,
 Čini care velike obide,
 Ungarina Rada darovao
 I pošje ga ravnoj Ungariji: 45
 Hodi zbogon, drago dite moje,
 Hodi zbogon, u sriću ti bila,
 Prin godišća sina ti rodila! —
 Na to se je mlada rasplakala,
 Majka je je mila nigovala:
 Ne placi mi, draga čeri moja, 50
 Hodi zbogon ravnoj Ungariji! —

9. Liedanfänge.

Die Sängerin Tomašićs erklärte, sie könne außer diesen Liedern noch das Lied »O Nikoli od Grahova i čeri mu dragoman-divojci« und »O neviri jubi Grujičine«, also zwei bekannte Stücke. Wichtiger sind ein paar Liedanfänge, die sich in den nachgelassenen Papieren Dinko Tomašićs fanden. Offenbar ist der Sammler nicht dazu gekommen, die Lieder vollständig sich aufzagen zu lassen. Ich hebe nur diejenigen Anfänge heraus, die Schlüsse auf verlorengegangene und, scheint mir, unbekannte Lieder gestatten.

1) Die Sängerin erklärte: rukami obuhvatiti.

a.

Gradi kulu Jutica Bojdane
 I u kuli sužnjice tavnice,
 U nju Turke sivne sakupio,
 Izmeju njih jednu haramiju,
 Haramiju Bojičić Iliju.
 Ima Ile srebrne tambure . . .

b.

Ide goron Marko Krajeviću,
 Sobon vodi svoju virenici.
 Kad je doša srid gore zelene
 Tihi ga je sanak pridobio . . .

c.

Kad je sinoć sunce zapadalo
 Marko milu majku prodavao.
 Jubi mu je virna govorila:
 Ne čin' toga, Marko moje sunce . . .

d.

Moli boga Rade Senjanine
 Da daž dojde i da magla pade,
 Da će robit poč Valone grada
 I Valonke najboje divojske . . .

e.

Zakle' se je Tindića dimbeže
 Da mu bog da lita dočekati
 Bila lita i Jurjeva danka,
 Da će gradit male šajke barke . . .

Auf bekannte Stoffe weisen Bruchstück b und c. Das erste scheint der Anfang jenes Liedes zu sein, das von Marko Kraljević oder von Stojan Popović, dem Hajduken Maleša oder Maleta und der ungetreuen Frau des betreffenden Helden singt (vgl. zahlreiche Varianten, z. B. Erl. Hs. 71; Vuk VII, 28; Petranović II, 38; Kukuljević S. 228/29; Marjanović Nr. 6; Sunjić S. 240; Naša Sloga XXV u. a.). Das zweite Bruchstück (c) behandelte offensichtlich bekannte Motiv von der verkauften Frau (vgl. unter zahlreichen Varianten nur Vuk I, 725, V, 696; Jukić Nr. 5; Krauss, Mundschaftsrecht in Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien 1885). Zu bedauern ist es, daß uns die Fortsetzungen zu Bruchstück a, d und e nicht erhalten sind. Wenn man auch vermuten kann, daß Anfang a in ein bekanntes Motiv übergeleitet haben würde, so scheint mir doch Anfang d auf ein altes Uskoken- und Seeraublied, deren wir leider nur wenige besitzen, hinzuweisen. Ebenso vielleicht Liedanfang e.

Prag.

Gerhard Gesemann.

Palaeslovenica¹⁾.

An der Spitze einer Übersicht über Arbeiten aus dem Gebiete des Altkirchenslavischen, die den Zeitraum seit 1914 umfaßt, seit das Archiv für slavische Philologie durch Kriegs- und Nachkriegszeit an regelmäßiger Berichterstattung gehemmt war, geziemt es sich, der drei großen Toten dieses Zeitraums zu gedenken, deren Verlust die altkirchenslavische Forschung zu beklagen hat: Fortunatovs, Leskiens und Jagics.

Fortunatov, mit genialem Scharfsinn und genialer Intuition dem Sprachleben nachspähend, mit kühnen Hypothesen vom Tatsächlichen aus in das Unerforschte, Unerforschbare vordringend, vielseitigster Anreger, groß in dem wenigen, was im Druck vorliegt, größer in dem, was er lehrend und sprechend seinen Schülern und Freunden gab, Fortunatov hat das Altkirchenslavische in weitem Maße in den Kreis seiner Untersuchungen einbezogen. Posthum ist eine Ausgabe seiner Vorlesungen über die altkirchenslavische Lautlehre²⁾ im Druck erschienen, auch dies ein Zeichen, daß die arme Gegenwart ihre erste Pflicht darin sieht, die Schätze der reichen Vergangenheit ans Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Es ist klar, daß die 1888 bis 1890 fertiggestellten Vorlesungen heute in manchen Einzelheiten veraltet sind — der große Tote hätte den unveränderten Abdruck kaum geduldet —, und es ist müßig, bei den Werken eines Klassikers an Einzelheiten zu deuten, die in 40 Jahren notgedrungen veraltete Ansichten widerspiegeln. Der Kenner mag Scharfsinn und Geist genießen, die aus jeder Zeile leuchten, der Schüler möge sich den bewährten und bequemen Hilfsmitteln zuwenden.

Leskien ist der Begründer der deutschen Slavistik. Seine eigenste Tat war es, das Slavische, und insbesondere das Altkirchenslavische, der indogermanischen Sprachwissenschaft einzufügen, ein Unternehmen, das gerade wegen der außerordentlichen Systematik seiner Werke gelungen ist. Notwendig mußte Leskien das Idealbild eines Altkirchenslavischen entwerfen, mußte er die klassische Form aus der lebendigen

1) Vgl. die Bibliographie in Indogerm. Jahrb. Bd. 3—10 (1916—1926). — Rocznik slawistyczny Bd. 7/8 (1914—1918). — Južnoslovenski filolog Bd. 5 (1925/26), S. 319 ff.

2) F. Th. Fortunatov, Lekcii po fonetike staroslavjanskago (cerkovno-slavjanskago) jazyka. Petrograd 1919.

Fülle der Denkmäler abstrahieren; mit einer Grammatik wie etwa der althochdeutschen Braunes, die den Hauptakzent gerade auf die Buntheit des dialektischen Lebens innerhalb der Denkmäler legt, wäre die vergleichende Sprachforschung nicht zurecht gekommen. Fraglos liegt hier der Punkt, wo die neuere Forschung einzusetzen hatte und eingesetzt hat: hätte Leskien in jenen 80er Jahren es getan, die slavischen Sprachen wären hente wohl die vernachlässigsten unter den indogermanischen. Die beiden Meisterwerke Leskiens liegen in neuer Auflage vor¹⁾, sie werden in dieser Gestalt auf Jahre hinaus die Grundbücher für die aksl. Studien bilden. Die Helle und Klarheit von Leskiens Persönlichkeit strahlt aus jedem Wort, in ihrer Geschlossenheit sind die Bücher nicht nur nicht überholt, sondern unveraltbar.

Die Grundlage der aksl. Studien bilden die Texte. Ihre muster-gültige kritische Edition ist das große Verdienst Jagićs, der die von Miklosich begründete Wiener slavistische Schule weiter geführt hat. Das Altkirchen-slavische stand von Anfang an im Zentrum von Jagićs reicher Lebensarbeit, mit den Ausgaben des Zographensis und vor allem der großen Ausgabe des Marianus, deren Neudruck eines der dringendsten Desiderata wäre, hat die neue Epoche der aksl. Forschung eingesetzt. In den Zeitraum unserer Berichterstattung fällt eine Abhandlung über das mittelbulg. *Evangelium Bucovinense*²⁾ und sein letztes größeres Werk über den aksl. *Apostolus*³⁾. Jagić inauguriert damit die ernsthafte Durchforschung späterer ksl. Werke, deren Archetypus uns als in der klassischen Zeit entstanden sicher bezeugt ist, vornehmlich auf Grund des Wortschatzes. Es ist ein Alterswerk, eine gewisse Breite nicht so sehr der Darstellung als der Ausbreitung des Materials schwächt den unmittelbaren Eindruck. Arbeiten dieser Art werden doch nur dann wahrhaft fruchtbar sein, wenn sie bis ins einzelne die Vergleichung mit dem in klassischer Gestalt auch erhaltenen Wortschatz, vor allem dem der Evangelien und des Psalters, durchführen und nicht in der Beschränkung auf dem

1) Leskien, Grammatik der althbulgarischen (altksl.) Sprache^{2, 3)}. Heidelberg 1919. — Handbuch der althbulg. (altksl.) Sprache⁶⁾. Heidelberg 1921.

2) V. Jagić, Ein Beitrag zur Erforschung der altksl. Evangelientexte (Evangelium Bucovinense). S.-B. der Wiener Akad., phil.-hist. Kl., Bd. 180 (1916), Nr. 1.

3) V. Jagić, Zum altksl. *Apostolus*. I—III. S.-B. der Wiener Akad., philos.-hist. Kl., Bd. 191, Nr. 2; 193, 1; 197, 1. Wien 1919/20.

der späteren Denkmäler beharren. Warum Jagić, wie er S. 5 der zweiten Abhandlung ausdrücklich hervorhebt, auf die Arbeit Grünenthals, Arch. 31. 32 und Bernekers, IF. 31, 399 ff., keine Rücksicht nahm, ist deshalb nicht ganz verständlich.

Freilich erwacht hier sogleich ein Wunsch. Alle Arbeiten über den Wortschatz des Altkirchenslavischen überhaupt, nicht etwa allein den der klassischen Denkmäler, sind nahezu undurchführbar, solange uns das Wörterbuch des Altkirchenslavischen fehlt. Miklosichs *Lexicon palaeoslovenicum* ist unentbehrlich, sein Neudruck freudig zu begrüßen¹⁾ — wieviel Unheil es gerade in der Hand der Schüler anrichten muß, wird jeder Lehrer des Altkirchenslavischen oft genug erfahren haben. Vondrák, der die Arbeit begonnen hatte, den aksl. Wortschatz zusammenzufassen, ist darüber hinweggestorben, und es bleibt eine offene Frage, ob sich der Vollender der immerhin entzagungsvollen Arbeit finden wird. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß sich Jagićs Index zum Marianus, der solcherart die Grundlage bilden muß, nunmehr der äußerst sorgfältige Index zu Severjanovs unten zu besprechender Ausgabe des *Psalterium sinaiticum* beigesellt hat. Daneben noch der zum Savvabuch und zum Clozianus, leider nicht der zum Suprasliensis.

Als Richtschnur für eine Sammlung des ksl. Wortschatzes hat jedenfalls zu dienen, daß sie wirklich den kirchenslavischen Wortschatz umfaßt und nicht etwa auf den altkirchenslavischen begrenzt bleibt. Angesichts dessen, daß dieser nicht etwa nur die als einheitlich anzunehmende Sprache der Apostelbrüder umfaßt, würde ihm die Sprache divergierender späterer Denkmäler wie etwa des Clozianus oder gar des Suprasliensis zuzusprechen sein, auf der anderen Seite aber würden doch klarlich auf die Brüder zurückgehende, wenngleich auch nur in späteren Abschriften erhaltene Denkmäler, wie der Apostolus, wie das Parömienbuch des alten Testaments ausgeschlossen bleiben, damit aber eine Inkonsequenz gröbster Art begangen werden. Der Wortschatz des Altkirchenslavischen liegt in den Glossaren der einzelnen Denkmäler, die auch künftig bei jeder Textedition anzufertigen sein werden, vor, ein großes Wörterbuch kann nur ein solches des kirchenslavischen Wortschatzes sein.

1) Erschienen ohne Angabe von Druckort und Zeit des Neudrucks. Zur Quellenkunde des Lexikons vgl. Jagić, ASlPh. 36 (1916), S. 581 ff.

Damit sind wir aber bei einer erheblichen Schwierigkeit angelangt, und zugleich bei einem neuen Abschnitt unseres Berichtes. Es ist eine unerlässliche Forderung, daß schon jene Denkmäler, die wir als die klassischen bezeichnet haben, in Edition sowohl wie in philologischer Untersuchung genau ihrer Entstehung und Zusammensetzung nach geklärt werden. Es darf nicht einfach der Sprachschatz eines Denkmals zum Zwecke der Wörterbucharbeit ausgezogen werden, vielmehr müssen zunächst die etwaigen späteren Teile, soweit sie irgend erkennbar sind, ausgeschieden und gesondert bezeichnet werden, eine Aufgabe, die an Wichtigkeit gewinnt, wenn es sich um nachklassische Denkmäler handelt. Daß das bei dialektischen Varietäten, etwa bei *robz* des Suprasliensis, geschehen muß, versteht sich wohl von selbst. Aber auch innerhalb der Tetraevangelien wird man zunächst bei Varianten versuchen müssen, die klassische Form festzustellen, man wird aber überdies jene Teile, die nicht im Evangelistar vorhanden gewesen sind, mithin dem Archeotypus nicht angehören, besonders zu bezeichnen haben. Daß man hierbei vielleicht nicht immer das Richtige treffen wird, mag zugegeben werden, daß aber die höchste Systematik in rigoroser Form die Idealforderung darstellt, wird kaum bestritten werden können. Ein Irrtum würde der Brauchbarkeit des Wörterbuchs an sich keinen Eintrag tun, eine Nichtbeachtung der Grundsätze aber, die eben dargelegt wurden, allen wortgeschichtlichen Arbeiten, die auf diesem Wörterbuch etwa fußen würden, den Boden des Tatsächlichen entziehen, indem raumzeitlich geschiedene Sprachzustände und Wörter auf eine Ebene projiziert würden, ostmazedonische von 860 mit ostbulgarischen oder westmazedonischen des X. und XI. Jahrh. zusammengeworfen würden.

Zwei Vorbedingungen sind es, die jeder Zusammenstellung eines solchen Wörterbuches vorausgehen müssen: kritische Editionen und genaue philologische Analysen. Was die ersten anbetrifft, besitzen wir jetzt die nachgelassene Ausgabe Seveřjanovs des *Psalterium Sinaiticum*¹⁾, die die alte Geitlers (1883) völlig ersetzt. Die Ausgabe ist streng kritisch, mit einem vorzüglichen Glossar und mit ausführlichen, nicht immer richtigen textkritischen und sprachlichen Anmerkungen versehen. Daß die Ausgabe in kyrillischen Typen gemacht ist, wird man kaum, wie Dolobko l. c. es tut, als Manko buchen, der Slavist wird die Umsetzung leicht vollziehen, von den anderen Sprach-

1) *Sinajskaja psaltyr'. Pamjatniki staroslavj. jaz.* IV. Petrograd 1922. Vgl. die Rezension von Dolobko, *ZsfSIPh.* 1 (1925), S. 452 ff.

forschern aber kann man kaum verlangen, daß sie der wenigen Denkmäler zuliebe sich in die Glagolica einarbeiten, für den Kreis der kaum sehr zahlreichen wirklichen Kenner der Glagolica allein aber können solche Ausgaben nicht bestimmt sein. Das Ideal bildet eine Ausgabe, wie sie uns für den Assemanianus von Vajs und Kurz verheißen ist, wo neben einer phototypischen Reproduktion des glagolitischen Gesamtkodex seine kyrillische Umschrift einhergeht. Die Schwarz-Weiß-Proben von Seveřjanovs Psalterausgabe sind wenig gelungen und deuten auf die Zeitnöte, unter denen die Ausgabe zu leiden hatte und von der das kurze Vorwort ein erschütterndes Bild gibt. Völlig fehlt eine paläographische Analyse, die allerdings auch nur am Original vorgenommen werden darf, nicht etwa an Photographien, wie überhaupt die Kollationierung mit dem Original allein das Letzterstrebenswerte bleiben muß. Angesichts der übergroßen Schwierigkeiten aber, die sich der Einsicht der glagolitischen Codices vom Sinai entgegenstellen, wäre es immerhin von großer Bedeutung, wenn das Euchologium Sinaiticum nach den in Petersburg befindlichen Photographien ediert würde, wie es Beneševič in der Jagić-Festschrift (1908) S. 591 ff. für einen Abschnitt getan hatte. Der Zographensis und der Marianus, ersterer leider ohne Glossar, werden nach Eintragung der wenigen von Grunskij¹⁾ und Buzuk²⁾ festgestellten Fehler auf lange Jahre hinaus ihre Dienste leisten, mehr noch Ščepkins vorzügliche Ausgabe des Savvabuches³⁾ mit Glossar und Seveřjanovs Ausgabe des Suprasliensis, deren zweiter Band ja nun leider nicht erscheinen wird. Hält man dazu Vondráks gute Ausgabe des Clozianus und die Petersburger Ausgabe der kleineren Denkmäler, so fehlten nur noch die Kiever Blätter, deren Photographien wenigstens, weil nur den Separatabzügen von Jagićs Ausgabe in den Wiener Dkschr. 1890 beigegeben, recht schwer zugänglich sind.

Zwei wichtige Publikationen aksl. Texte fallen in die Berichtszeit, die der glagolitischen Ochrider und der kyrillischen Zographos-Blätter. Die ersten in der Ausgabe von Il'inskij⁴⁾ sind mir leider nicht zugänglich, doch bürgt der Name des bewährten Editors für die

1) Grunskij, Sbornik otd. russk. jaz. 83, Nr. 3 (1907).

2) Buzuk, Izvestija otd. russk. jaz. 29 (1924), S. 358 ff.

3) Verbesserungen von Karinskij, Izvestija 19 (1914), 3, 206 ff.

4) Il'inskij, Ochridskie glagoliceskie listki. Pamjatniki staroslavjanskago jazyka. III, 2. Petrograd 1915.

Güte der Edition. Die Zographos-Blätter hat Lavrov¹⁾ ediert und mit paläographischen, Dolobko mit sprachlichen Anmerkungen versehen. Leider sind die Faksimiles so schlecht reproduziert, daß ein Vergleich mit der Umschrift nicht möglich ist. Zweifellos ist II 11 abzuteilen **не сътворенія д'клъма**, II 19 wohl **въсед'киство** zu verbinden. **отълъчишъ** I 6 deutet unmittelbar auf ein glagolitisches Original mit -**ѹ**-, woneben etwa **печалъ**. Auch hat der Text einheitliches **е** und scheint damit der Graphik des Savva nahezustehen, überhaupt vielleicht die älteste Form der Kyrillica widerzuspiegeln. Daß Miklosich **несъдракъ** und **несътвореніе** nicht anführt, wie im Glossar vermerkt wird, ist nicht erstaunlich, wohl aber die Tatsache, daß dennoch Lavrov nicht auf den Gedanken kommt, die Negation zu trennen.

Von späteren Texten, deren einer seiner Abfassung nach eher wohl noch in den Beginn des X. Jahrhunderts fällt, liegen der Georgios Hamartolos²⁾, der Malalas³⁾ und der Manasses⁴⁾ in vorzüglichen kritischen Ausgaben von Istrin und von Bogdan vor, mit kritischem Apparat, die Ausgabe des Manasses auch mit einem ausführlichen Glossar versehen, das beim Hamartolos noch aussteht. Zweifelsohne wären wir dafür dankbarer gewesen als für den zweiten Band, in dem Istrin eine ausführliche philologische Analyse des Textes gibt, die völlig von dem einen Gedanken des Nachweises der russischen Übersetzung beherrscht und damit völlig gescheitert ist, zumal da eine ungenügende Berücksichtigung der Sprache der aksl. Denkmäler damit Hand in Hand geht⁵⁾.

Wenn auch die Untersuchung Istrins verfehlt ist, so ist doch das Prinzip, das ihr zugrunde liegt, richtig, die Ergründung von Ort und Zeit der Verfassung des Archetypus durch die Abschriften hindurch, bei vielfältiger Berücksichtigung des später Eingeschobenen, schritt-

1) Lavrov-Dolobko, *Les feuillets de Zographos*, Paris 1926; auch als Aufsatz in der *RÉSl.* 6 (1927), S. 5 ff.

2) Istrin, *Chronika Georgija Amartola v drevnem slavjanorusskom perevodě*. 2 Bde. Petrograd 1920—22.

3) In der Berichtszeit erschien Istrin, Malalas Buch 15—18. *Sbornik otd. rus. jaz.* Bd. 91, Nr. 2. 1914.

4) Ioan Bogdan, *Cronica lui Constantin Manasses*. Bucuresti 1922.

5) Vgl. die ablehnende Stellung Weingarts in seinen *»Byzantské Kroniky«* 2, 500 ff., die Ausführungen von Durnovo, *Slavia* 4, 446 ff. und Lavrov, *ibid.* 461 ff., 657 ff.

weises Vordringen zum Original, stets im Hinblick auf die Sprache der klassischen und späteren Denkmäler, die jeweils verwandt zur Seite stehen. Diese Aufgabe ist von hoher Wichtigkeit bei den späteren Denkmälern, sie wird aber auch nicht zu umgehen sein bei den Denkmälern der altblugarischen Zeit. Auch diese, die, wenn wir Original und vorliegende Abschrift berücksichtigen, einen Zeitraum von 100 bis 200 Jahren umfassen, sind dadurch örtlich und zeitlich eine durchaus inhomogene Masse, und auch der Schreiber des konservativen Zographensis etwa schrieb und sprach vor allem einen anderen und späteren Dialekt als Konstantin, von Texten späterer Verfasser zu schweigen. Die Einheitlichkeit der in grammatische Regeln und Handbücher gefaßten aksl. Sprache ist die einer erschlossenen, nicht einer gesprochenen Sprache. Leskiens großzügige Vereinfachung, die eine historische Notwendigkeit war, weicht allmählich der Auffassung einer bunten Fülle, deren Auflösung allerdings angesichts des Widerstreites von Schreiberdialekt und Schreiberkonservativismus nicht immer leicht fällt.

Diese Methode der Auflösung der Denkmäler, des Abhebens der einzelnen Schichten der Vorlagen, diese Betrachtung des einzelnen Codex als einer mährlich gewordenen Individualität war etwa schon in Jagićs Untersuchungen zunächst zu Račkis Assemanianausgabe, dann in der Marianausgabe angebahnt worden und dann am konsequenteren in den beiden Untersuchungen Šćepkins über das Savvabuch und das Psalterium Bononiense befolgt worden und hatte schöne Resultate ergeben. In neuester Zeit stand vor allem der Suprasliensis im Zentrum solcher Untersuchungen, dessen Inhomogenität im allgemeinen schon bekannt war und von Vondrák zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht worden war. van Wijk hat zweimal in dieser Frage das Wort ergriffen, dabei das erstmal sein Hauptaugenmerk auf die Basilius-Homilie gerichtet¹⁾ und einzelne markante Besonderheiten in der Sprache hervorgehoben. Ob seine Forderung von griechisch-kirchenlavlischen Glossaren die aufzuwendende Mühe lohnen würde, möchte ich doch bezweifeln; man darf nicht vergessen, daß die martyrologischen ebenso wie die homiletischen Vorlagen, unkritisch ediert, in den wenigsten Fällen die unmittelbaren Vorlagen darstellen und sich deshalb die Fehlerquellen schon bei größeren, geschweige

1) van Wijk, Zur Komposition des altksl. Codex Suprasliensis. Mededeelingen Akad. Amsterdam, Afd. Letterkunde 59, Nr. 4, 1925.

denn bei subtileren Untersuchungen häufen. In der zweiten Untersuchung¹⁾ unterzieht er die Nr. 41—43 einer eingehenden sprachlichen Analyse, indem er sie als eine besondere Gruppe kennzeichnet und auch sonst eine Gruppierung der Homilien versucht.

Eine interessante Parallele zu Nr. 5 des Supr. hat Ivšić²⁾ in einem kroatisch-glagolitischen Manuskript des XIII. Jahrh. festgestellt. Nicht allzu häufig vermögen die späteren Abschriften zur Aufhellung der aksl. Denkmäler beizutragen, vielmehr empfangen sie meist von ihnen aus Licht in dem Dunkel der Verderbtheit. Doch gilt das nicht für die kroat.-glagolit. alttestamentlichen Texte, deren Wichtigkeit Jagić in seiner Entstehungsgeschichte ins rechte Licht gerückt hat. Auch in diesem Falle sehen wir interessante Übereinstimmungen, ja Ivšić vermag einen Stammbaum der Handschriften dieses Martyriums aufzustellen, der überzeugend wirkt. Hierbei sucht Ivšić auch die Verderbnisse des Suprasliensistextes selbst, soweit das nicht schon geschehen war, zu berichtigen, eine Arbeit, die für einen Teil der Homilien in maßgebender Weise Leskien (Abh. Ges. d. Wiss. Leipzig, 1909/10, phil.-hist. Kl., 27, 13; 28, 1) unternommen hatte, und die jeder Untersucher, allenfalls stillschweigend, jeweils aufzustellen hat. Hier wird man Ivšić nicht immer zustimmen; wenn 70, 9 für *μεριμήσει πε-
νετήσα* ca steht, 71, 15 für *τὸ μισῆσαι καὶ τὸ ἀγαπῆσαι οὐακι-
δέτην* и любити, so wird das kaum ohne weiteres als Veränderung oder Fehler des Kopisten aufzufassen sein, sondern so schon im Original gestanden haben: wer wollte den sicheren Pfad in den Wirrnis sen der aksl. Aspekte finden? Aber nachträgliche Änderungen dieser Art sind unwahrscheinlich. *λαρικολαον* 71, 8 als Vokativ ist gewiß als *yo*-Stamm aufzufassen; 72, 22 ist eine leichte Änderung, sicher in der Originalübersetzung, im Endeffekt jedenfalls korrekt; 74, 26 meidet, wie der Codex überhaupt, Aufeinanderfolge dreier *и*. Interessant ist die Stelle 76, 1, wo *τῇ ἐνάτῃ ἡμέρᾳ* durch *εὐ τῇ* Δκη gegeben ist, gegenüber *ε* der anderen Varianten: es kann nur Mißverständnis eines *ε* der Vorlage sein und stellt damit wiederum unzweifelhaft eine kyrillische Vorlage sicher. Eine Untersuchung des ganzen Suprasliensis nach sprachlichen, vornehmlich auch syntaktischen Gesichtspunkten, mit möglichster Berücksichtigung der anzusetzenden

1) Archiv Bd. 40, S. 265 ff.

2) Ivšić, Zbornik kralja Tomislava (Zagreb 1925), S. 451 ff.

griechischen Vorlage und Klärung der Entstehungsfragen hat der Verfasser des vorliegenden Berichts unternommen¹⁾.

Den Zographensis hat ebenfalls van Wijk²⁾ zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht, wobei er an Hand bestimmter sprachlicher Merkmale, vornehmlich einzelner vollständig verzeichneter Formen des zusammengesetzten Adjektivs, der Konkurrenz des einfachen und des *s*-Aorists, des Umlauts der Halbvakale und des *l*-ep. nachweist, daß der zweite Teil der Hs. konservativeren Charakter trägt als der erste, dabei allerdings auch wieder vorsichtig darauf verweisend, daß in manchen Punkten Markus und Lukas den beiden anderen Evangelien gegenüber zusammenstimmen. Einige Bemerkungen zum Zogr. gibt Kurz³⁾, so über die Schreibung *-ι* des bestimmten Adjektivs, über die Schreibung der gespannten Halbvakale, die er richtig als graphische Tradition erklärt, dann führt er etliche Versehen und Schreibfehler der Kopisten an usw. Fälle mit *ογ-* für *κιγ-* sind gewiß nicht als Serbismen, sondern als Versehen oder Mißverständnisse aufzufassen.

Kurz handelt auch über die Notwendigkeit einer Neuedition des Assemanianus⁴⁾, und da inzwischen von ihm in Verbindung mit Vajs eine solche angekündigt ist, darf man hierin wohl gleichsam die Prolegomena sehen. Es handelt sich vor allem um die Feststellung der recht zahlreichen Fehler der bisherigen Ausgaben. Hoffen wir, daß die kommende allen Bedürfnissen der Editionstechnik genügen wird, wie sie oben auseinandergesetzt sind.

Eine eingehende Einzeluntersuchung eines Denkmals hat Buzuk für den Marianus angestellt⁵⁾. Nach einer kritischen Musterung der bisherigen Arbeiten über den Codex wendet sich Buzuk der Behandlung dreier Fragen zu: der Halbvakale, die keine für die Sprache des Codex entscheidenden Veränderungen zeigen, und der sog. gespannten Halbvakale, die im ersten Teil häufig durch *ι* vertreten, gegen Ende zu fast ausnahmslos als *ι* erscheinen, wobei Buzuk richtig der Meinung Šachmatovs folgt, daß die letztere Schreibung die jüngere und als graphischer Svarabhakti zu fassen ist, indem **καμει* die

1) Marguliés, Der altskl. Codex Suprasliensis. Heidelberg 1927.

2) van Wijk, RSI. 9 (1921), 1 ff.; Slavia 1 (1922/23), 215 ff.

3) Kurz, Listy filologické 50 (1923), S. 229 ff.

4) Kurz, Listy filologické 53 (1926), S. 106 ff., 234 ff.

5) Buzuk, Izvestija otd. russk. jaz. 23 (1918), 2, 109 ff.; 29 (1924), 307 ff.

Jotierung nicht zum Ausdruck brächte, die notdürftig durch **КАМЕНЬЕ**, gleichsam mit *vocalis post vocalem*, graphisch dargestellt ist.

Wesentlich schwächer ist die zweite Abhandlung, in der Buzuk auf die verschiedenen Vertretungen von *q* durch *o*, *u*, von *jq* durch *ju* zu sprechen kommt. Während Jagić dafür hielt, daß die *u*-Schreibungen für *q* und die inversen Schreibungen auf den Schreiberdialekt zurückzuführen seien, hingegen die *o*-Schreibungen auf Schreibfehlern beruhen, sucht Buzuk gerade das Umgekehrte zu beweisen und *o* für *q* als Dialektkriterium zu erhärten. Seine Beweise sind ungenügend. Wenn er sagt, man würde dann auch *e* für *q* erwarten, so ist das nicht richtig, *æ*, das allein hätte zu *ø* verschrieben werden können, ist ein relativ seltener Laut, und dem *æ* an Häufigkeit vergleichbar nur das *ɛ*, das nicht verschrieben werden konnte; der Satz, daß *ø* statt *æ* hätte erscheinen können, weil kein Unterschied zwischen *ɛ* und *ø* im Codex gemacht werde, zeigt einen völligen Mangel an den für solche Arbeiten vorauszusetzenden Kenntnissen. Beweisend für die *u*-Aussprache des *q* bleiben die *v*-Schreibungen für *æ*, vor allem aber die vielen Fälle inverser Schreibung, etwa **АКЕЛЬЕ**; hier, wo eine Verschreibung unmöglich ist, hilft sich Buzuk mit einem Saltomortale in die Lehren der Fortunatovschule, indem er mit imaginärem *ü* für *v* usw. operiert. Zweifellos haben wir bei Jagićs Auffassung zu bleiben, daß der Schreiber für *q* und *jq* *u* und *ju* sprach; daß es deshalb ein Serbe gewesen sein muß, ist damit nicht gesagt, es mag ein Mazedonier gewesen sein. — Es folgen noch einige Aufstellungen über einige Erscheinungen der Formenlehre und ein dankenswertes Verzeichnis der wenigen Verschen in Jagićs mustergültiger Ausgabe.

Ein interessanter Aufsatz von Nahtigal¹⁾ weist nach, daß die von Uspenskij und Krylov 1853 nach Rußland gebrachten Bruchstücke eines aksl. Rituelles mit dem *Euchologium sinaiticum* zusammengehören. Seine eingehenden paläographischen Erörterungen würde man zwar lieber nach Einsichtnahme des Originals angestellt sehen, da auch die besten Faksimiles bei solch subtilen Untersuchungen versagen müssen; immerhin sind sie auch so dankbar zu begrüßen und von hohem Wert, vor allem auch die grammatischen und philologischen Untersuchungen über das *Euchologium* überhaupt, zu dem die griechischen Vorlagen aufzufinden eine der erfreulichsten Entdeckungen im

1) Nahtigal, Starocerkvenoslovanski evhologij. Razprave izd. znanstv. društvo za human. vede v Ljubljani. II (1925), S. 221 ff.

Bereiche der aksl. Studien darstellen müßte. Am Schluß folgt ein Abdruck der Fragmente nach den Faksimiles bei Sreznevskij und ein Index verborum.

Von großer Wichtigkeit ist für das Euchologium sinaiticum eine Arbeit van Wijks¹⁾), in der er diesen Text als eine Kompilation erweist und die Sprache der *Molitva Trofona* und des *Činu nad ispo-vědajostími* se in ihren Besonderheiten heraushebt. Gerade die vielen *mi*, *ti*, *si* statt Pronomina, die das zweite Gebet zeigt, scheinen mir auf griechische Vorlage mit Sicherheit hinzuweisen, daher *otъ otca ti* *ἀπὸ τοῦ πατρός σου* wiederzugeben. Eines tut not für alle schwierigen Fragen hinsichtlich des Euchologiums: unermüdliches Suchen nach den Vorlagen. van Wijks Arbeit könnte ein Ansporn sein, die Kräfte auf diesem Erfolg verheißen Gebiete zu erproben.

Auch die Kiever Blätter wurden in solcher Weise untersucht, vor allem von Durnovo²⁾), der zunächst darlegt, in welcher Weise in den alten russ.-ksl. Hss. die russischen Spracheigentümlichkeiten allmählich zum Durchbruch gelangten und von dem so gewonnenen Standpunkt aus an die K. Bl. herangeht, ohne die Frage endgültig zu entscheiden, ebensowenig wie van Wijk³⁾), der auch vornehmlich die charakteristischen *c*, *z* für *č*, *đ* untersucht und sie wiederum mit den Eigentümlichkeiten slowakischer und ruthenischer Hss. und Dialekte bei Übernahme einer anderen Schriftsprache vergleicht. Er kommt zu dem Schluß, daß die Kiever Blätter von einem Tschechen geschrieben wurden und in manchen Punkten dessen Muttersprache widerspiegeln.

Merkwürdig ist, daß Durnovo, S. 226, völlig über die Tatsache hinweggleitet, daß die Kiever Blätter von zwei Händen geschrieben sind, Fol. IV und II, IIv bis Zeile 7 von einer älteren, bzw. konservativeren; vielleicht wird durch schärfere Beachtung dieser Tatsache und durch erneute paläographische Untersuchung des Originals doch hieraus noch ein sichereres Ergebnis zu erzielen sein.

Einen Beitrag zu den Kiever Blättern gibt Arasimovič⁴⁾), die die längst geläufige und an sich wahrscheinlichste Theorie, daß sie von einem Bulgaren geschrieben sind, mit Anpassung an die augenfälligsten

1) van Wijk, ASI Ph. 40 (1926), S. 271 ff.

2) Durnovo, Slavia 1 (1922/23), S. 219 ff.

3) van Wijk, Księga pamiątkowa ku czci Oswalda Balzera, Lwów 1925, S. 5—7.

4) Arasimovič, Slavia 6 (1927), S. 18 ff.

Abweichungen der tschechischen Sprache von der bulgarischen, als neue Entdeckung wiedergibt. Der Aufsatz ist so primitiv-schulmäßig, daß man hier, wie leider mitunter auch sonst, bedauern muß, das Niveau der Zeitschrift, in der er erscheint, in solcher Weise herabgedrückt zu sehen.

Eine besondere Aufgabe, die in gewissem Sinne über das eigentliche Altblugarische hinausreicht, besteht darin, aus späteren Evangelien und Tetraevangelien, d. h. also aus nachklassischen Abschriften des wahrhaft klassischen Archetypus, den klassischen Bestand herauszuschälen. Es erfordert das eine gewissenhafte Scheidung der Schichten, und oft genügen leichte sprachliche oder paläographische Andeutungen, um die Entstehungsgeschichte zu erhellen. Versucht wurde das in gewissem Sinne schon von Fortunatov für das Ostromir-Evangelium. Mit vollem Erfolg aber ist diese Methode zum erstenmal angewandt von Kul'bakin¹⁾ in seiner Untersuchung über das Evangelium des Miroslav. Mit Sorgfalt und Vorsicht ist hier, soweit das möglich ist, die Scheidung der Schichten unternommen, die Ergebnisse scheinen gesichert. So aber gewinnen wir eine wahrhafte Bereicherung unserer Kenntnisse über die Modifizierungen der klassischen Gestalt, auf Grund derartiger Untersuchungen wird es möglich sein, die endgültige Rekonstruktion zu versuchen.

Strikteste und rigorose Durcharbeitung der Denkmäler mit wahrer philologischer Methode, mit weitgehendster Berücksichtigung der Paläographie, der Varianten, der griechischen Vorlagen und ihrer Varianten, das ist es, was uns allein weiterführen wird, und es steht zu hoffen, daß so mit der Zeit die einzelnen Denkmäler in ihrer individuellen Zusammensetzung untersucht werden, wie es uns für den Assemanianus bereits verheißen ist.

Hier liegen die Probleme allerdings auch stark auf byzantinisch-religionsgeschichtlichem Gebiet, während der Clozianus und das Euchologium daneben wichtige innerslavistische Probleme aufrollen.

Mit Evangelium und Psalter war die Tätigkeit der Slavenapostel, wenn wir den historischen Zeugnissen trauen dürfen, nicht erschöpft, vielmehr fällt gemäß dem in diesem Punkte wohl einwandfreien Zeugnis der Legenden auch die Übersetzung des Apostels (Praxapostolos), des Alten Testaments (im Parömienlektionar), gewisser nicht näher

1) Kuljbakin, Paleografska i jezička ispitivanja o Miroslavljevom jevanđelju. Sremski Karlovci 1925.

bestimmter sonstiger gottesdienstlicher Schriften, angeblich auch die des Nomokanons und des Pateriks, in den Bereich ihrer Übersetzungsaarbeit. Hier wird nun allein schon das Problem der Überlieferung komplizierter, weil all' diese in späteren, teils recht späten Abschriften und Überarbeitungen vorliegenden Texte wesentliche Einflüsse eben der Spätzeit ihrer Entstehung und, zumal bei russisch- und serbisch-kirchenslavischen Handschriften, der divergenten Sprache zeigen. Am günstigsten liegen die Verhältnisse bei dem wiederholt und konservativ überlieferten Apostolus, der uns auch insbesondere in Kul'bakins trefflicher Ausgabe des Ochridanus (Bulg. starini III, 1907) zur Hand ist und zu dem Jagić die oben erwähnten wertvollen Studien veröffentlicht hat.

Der Nomokanon soll, nach dem Bericht der Methodiuslegende, von Methodius übersetzt worden sein. Wie Heinrich Felix Schmid¹⁾ sich nachzuweisen bemüht, entspreche diese Nachricht den Tatsachen, es handele sich dabei um die Synagoge des Scholastikus, deren Übersetzung demgemäß als methodianisch anzuerkennen wäre. Ob dieses auf Grund der sprachlichen Analyse des Denkmals gewonnene Ergebnis richtig ist, wird noch nachzuprüfen sein. Unzugänglich war mir die Arbeit von Smirnov über den Paterik²⁾.

Die »Vorrede zum Evangelium«, die uns in späteren ksl. Handschriften erhalten ist, sucht Weingart³⁾ als konstantinisch zu erweisen. Allein er muß zugeben, daß äußere Gründe versagen, da wir ja doch etwa bei dem sehr alten Assemanianus, der eine besondere Einleitung zeigt, dessen Anfang also deutlich vor uns liegt, die Vorrede erwarten sollten. So muß sich Weingart mit inneren Gründen begnügen, und obgleich er hier dem sich selbst S. 13 bereitwillig zugebilligten »jemnější cit jazykový« nicht zu sehr zu vertrauen scheint, mit dem er aksl. Bibel und Kralicer Bibel gegeneinander abwägt, so sind doch seine vorsichtigen Ausführungen ohne Beweiskraft und man wird bei Jagićs Ablehnung zu bleiben haben.

Das »Napisanie o pravoj věrѣ« sucht Il'inskij⁴⁾ als Werk des Konstantin zu beweisen und gibt einen Abdruck der ältesten Hand-

1) H. F. Schmid, Die Nomokanonübersetzung des Methodius. Leipzig 1922. Vgl. auch Schmid, ZsfsLPh. 1 (1925), S. 198 ff.

2) Smirnov, Paterik v drevne-slavjanskem perevodě. Sergiev-Posad 1917.

3) Weingart, Časopis pro moderní filologii 5 (1916), S. 13 ff.

4) Il'inskij, Sbornik v čest na V. N. Zlatarski, Sofija 1925, S. 63 ff.

schrift. Solche Beweisführungen bleiben immer subjektiv, und erst recht, wenn sogar der Augenblick der Abfassung, die Abreise der Brüder von Mähren nach Rom, herausgelesen wird. Auch die sprachlichen Anhaltspunkte ergeben keine Sicherheit und man wird zweifeln müssen, ob sich allein auf Grund von Spekulationen, ohne historische Zeugnisse zweifeloser Echtheit, solche Fragen lösen lassen. Es wird deshalb in dieser Übersicht darauf verzichtet, jene Arbeiten vorzuführen, die angeblich den Schülern der Apostel zugehören und die nun mit freigebiger Hand und reicher Phantasie bald dem Kreise Symeons, bald Klemens usw. zugeschrieben werden: für die Erforschung des Aksl. sind sie alle ohne wesentliche Bedeutung.

Oben war bereits auf die Untersuchung Istrins über den ksl. Hamartolos im 2. Band seiner Ausgabe hingewiesen worden. Eine zusammenfassende philologische Bearbeitung aller ksl. Chroniken hat Weingart¹⁾ angestellt, wobei der erste Band eine dankenswerte kritische Übersicht der Literatur über die Chroniken mit Ausnahme des Hamartolos gibt und der zweite eine ausführliche Analyse dieser wichtigsten ksl. Chronikübersetzung darstellt. Zweifellos ist diese vorsichtiger abwägende Untersuchung besser geglückt als die einseitig orientierte Istrins, auf die anhangsweise eingegangen wird, und der Fleiß des Verfassers steht außer Zweifel, es gehörte Entzagung dazu, den nicht sehr interessanten Gegenstand in solcher Ausführlichkeit zu behandeln. Gleichwohl leidet die Arbeit darunter, daß sich schwere, ja elementare Fehler darin finden. So wenn S. 163, 180 *tuždъ* statt *štuždъ* als Serbismus bezeichnet wird und gerade nur auf den Clozianus verwiesen ist; wenn S. 267 gesagt wird, daß im Sbkr. die *o*-Stämme den ganzen Plural von den *u*-Stämmen entlehnt hätten; wenn S. 179 die zweifellose Verschreibung **κινκινό** für Wechsel von **κ** und **ο** in der bulg. Vorlage angeführt wird; wenn S. 176 unter dem in mbg. und serb. Denkmälern häufigen Wechsel von **κ** und **ᾳ** **τρκκα** angeführt ist, oder S. 179 das urslav. **и́ксы** als einzelsprachliche Kontraktion, oder gar S. 265 die klare Verschreibung **λογиша** für **λογчша** lautlich ge deutet wird²⁾. Ungenügende Beherrschung des Aksl. führt den Verf. dazu, grammatische Erscheinungen oder Wörter als selten oder gar nicht belegt anzusetzen, obwohl dies nicht der Fall ist; so ist etwa S. 216 *ustrašiti*

1) Weingart, Byzantské kroniky v literatuře církevněslovanské. 2 Bde. Bratislava 1922. 1923.

2) Vgl. Verf., Rez. Byz. ZsfSIPh. 26 (1926), S. 90 f.

seq im Psalt. sin. belegt, S. 213 *gonjenie* im Suprasliensis, ebenso wie *žetelъ*, *glavixna*, *kamykъ*, und *kunirъ* (S. 90 f.) ist im Suprasl. für *ειδωλον* belegt, während *idolъ* aus späteren Codices stammt und deshalb nicht ohne weiteres als älter erschlossen werden kann.

Ganz unverständlich bleiben die Ausführungen über die Akzente in der Synodalhs. S. 154 ff. Was soll der Satz: »Bei den Substantiven der vokal. Stämme liegt auch heute im Sbkr. der Akzent regelmäßig auf der Wurzelsilbe, aber allerdings ist seine Qualität eine mannigfache, während wir hier fast immer ' haben «? Glaubt Weingart im Ernst, daß er hier Bezeichnungen für die Štokavische Akzentverschiebung mit der Vukschen Intonationscheidung finden könnte?

Die zahlreichen Fehler in Weingarts Buch könnte man hingehen lassen, wenn er nicht zum Teil auf sie Bestimmungen von Ort oder Zeit der Entstehung von Handschriften gründen würde, so wenn er auf Grund von *velimožami*, das er auf *možbъ* zurückführt, westbulgarische Einflüsse feststellen will. Dadurch werden viele Schlüsse hinfällig und das Buch ist nur mit starker Kritik zu benutzen.

Ein interessanter Aufsatz von Durnovo¹⁾ stellt die Frage, inwie weit die ältesten russisch-kirchenlavischen Texte als aksl. anzusprechen sind. Dankenswert ist die kurze Analyse der von ihm untersuchten Moskauer Codices, bedeutungsvoll seine Ausführungen über einzelne Kapitel der Lantlehre. So wird seinem Schluß, daß der Wechsel von *ж*, *ѧ* und *ѹ*, *ѭ* nicht auf aksl. Originale deute, gewiß zuzustimmen sein, um so mehr, als andere Merkmale und auch die historischen Verhältnisse darauf hinzudeuten scheinen, daß die Russen ihre Vorlagen wesentlich aus ostbulgarischen Gebieten bezogen haben, wo es nur einen Wandel von *ѹ* zu *ѭ* gab, der aber erst später einsetzte. Auch der Wandel von *ж* zu *ѧ* nach *ј*, den Durnovo in russ.-ksl. Codices feststellt, dürfte ostbulgarisch sein, vgl. diese Fälle im Parimejnik des Grigorović, während der Wandel nach *ń*, *ŕ*, *ł* und *ł*-epentheticum gemein-mittelbulgarisch sein dürfte: darüber wären noch eingehendere Untersuchungen notwendig, die auch die heutigen Dialekte berücksichtigten, wo z. B. in obg. Mundarten sich *pojë* für *pojo*, *bijë* für *bijo*, *bojë* *sa* usw. findet (Miletić, Oblg. Sp. 129); im Aksl. selbst zeichnen sich derartige Veränderungen in den ersten Anfängen ab. Die entscheidende Zusammenstellung und Erörterung der Veränderungen der Nasalvokale im Bulg. ist noch nicht geschrieben.

1) Durnovo, Juž. Fil. 4 (1924), S. 72 ff.; 5 (1925/26), S. 93 ff.

Überhaupt ist die wichtige Arbeit kaum noch in Angriff genommen, die aksl. Denkmäler und ihre Sprache nicht als einen Block hinzustellen, sondern sie in den Entwicklungsgang und in die Geschichte der bulg. Sprache einzuordnen. Selbst die für bulgarische Verhältnisse berechnete vorzügliche Grammatik von Miletic¹⁾ beschränkt sich auf das Aksl. Gewiß tut solche Beschränkung auch not, und selbst etwa das methodisch vornehmste Vorbild, das man in dieser Richtung vor Augen haben könnte, Braunes Althochdeutsche Grammatik, geht nicht über den Rahmen des Althochdeutschen hinaus. Aber wir müssen uns klar sein, daß es gerade beim Aksl. Grenzen nicht geben kann und daß gerade auch das Mittelbulgarische im hohen Maße geeignet ist, Lauterscheinungen des Aksl. aufzuhellen. Der Versuch einer solchen Verbindung ist gemacht worden, Conevs Geschichte der bulg. Sprache²⁾, aber da der Verfasser leider mitten in der Arbeit die Feder aus der Hand legen mußte, bleibt er ein Torso, auch als solcher partienweise, insbesondere bei der Aufzählung der alt- und mittelbulgarischen Denkmäler, von großer Wichtigkeit. Aber über die Sprache der mbg. Denkmäler im Zusammenhang hatte Conev in diesem Band noch nicht gehandelt.

Um so mehr muß es wundernehmen, daß gerade ein Kenner wie Conev³⁾ eine Untersuchung darüber anstellt, welche heutigen bulg. Dialekte dem Wortschatz nach den altblg. am nächsten stehen. Schon angesichts der ungeheuren Umwälzungen, die eine jede Sprache, vornehmlich aber die bulgarische, in einem Jahrtausend gerade in ihrem lexikalischen Bestand erlitten hat, ist diese Fragestellung schief und die Ergebnisse sind ohne Beweiskraft. Dazu aber war sich Conev nicht bewußt, daß er zunächst einmal genau konstantinisches Sprachgut von anderem scheiden mußte, und wenn er auch schreibt, daß in Ochrida ebensowohl wie in Preslav oder am Athos ins Bulgarische übersetzt wurde, so mußte er sich doch klar werden, daß er zunächst einmal raumzeitliche Differenzierungen durchzuführen hatte, und daß er nicht, wenn er nun etwa den einem zweifellos nordostbulg. Codex entnommenen Ausdruck heute zufällig in Ochrida belegt findet, Heureka rufen darf. Man kann vielleicht, aber auch da nur mit äußerster Vorsicht, bei charakteristischen Lauterscheinungen die Brücke zwischen Altbulgarisch und

1) Miletic, Starobulgarska gramatika²⁾. Sofija 1923.

2) Conev, Istorija na bulgarskij ezik. A I. Sofija 1919.

3) Conev, Spisanie na bulg. akad. na naukitë 11, Sofija 1915, S. 1 ff.

Neubulgarisch schlagen, bei allen lexikalischen Untersuchungen kann, wenn nicht aller Boden unter den Füßen fortgleiten soll, nur ein Prinzip in Geltung stehen, das der Kontinuität.

Solange die oben gemachte Forderung hinsichtlich eines Wörterbuches nicht erfüllt ist, solange nicht der Wortschatz der einzelnen Denkmäler in seiner Zusammensetzung bis in alle Einzelheiten durchforscht ist, solange ist gerade deswegen, weil unsere Codices auf nächst verschiedenen Räumen und zu stark verschiedenen Zeiten schichtweise entstanden sind, eine Untersuchung wie die von Conev verfrüht und ohne jede Beweiskraft. Und auch dann wird es sich darum handeln, stets soweit als möglich das Bindeglied des Mittelbulgarischen in die Betrachtung einzubeziehen, freilich auch nach dessen genauer Erforschung, die noch in den kümmerlichsten Anfängen steht. Für heute aber dürfen wir feststellen, daß die Zeit noch nicht reif ist für ein derartiges Unternehmen, weil die Einzelanalyse der Denkmäler, die unbedingt vorauszugehen hat, noch lange nicht vollendet ist. Erst wenn die schichtweise Abhebung geschehen sein wird, wenn die Textgeschichte eines Codex klar vor unseren Augen liegt, wird im Ernst daran gegangen werden können, die dialektischen Merkmale aufzuzeichnen, die sich bei den Verfassern oder Schreibern ergeben, und erst dann wird eine zusammenhängende Sprachgeschichte möglich sein. Freilich, auch hier wird ein Irrtum nicht ausgeschlossen werden können, aber wir werden doch eher das Richtige treffen, als wenn etwa Kul'bakin in einer Übersicht¹⁾ über die klassischen Denkmäler eine Klassifizierung nach Hauptmerkmalen versucht, die die Codices als Individualitäten überhaupt unberücksichtigt läßt. Wenn er vom Wandel der Jers nach Zwischenlauten in den Dialekten der Originale des Euchologium sin., des Clozianus, Marianus, Suprasliensis usw. spricht, so hätte das erst nach genauer philologischer Analyse der einzelnen Denkmäler geschehen dürfen; überhaupt ist mit dem Begriff des Originals möglichst vorsichtig umzugehen, denn im letzten Grunde ist doch das Original der Evangelien-Codices etwa der konstantinische Archetypus. Allerdings ist dessen Fixierung nicht ganz leicht, und es mag wohl sein, daß man mitunter dabei zu schematisch verfährt und ein Idealbild eines Ural Slavisch mit altblgarischem sprachlichen Exponenten konstruiert, das 860 nicht mehr gesprochen worden sein kann, und daß der

1) Kul'bakin, RÉSl. 2 (1922), S. 175 ff.

von Konstantin aufgezeichnete Dialekt stärkere Sonderentwicklungen und geringere Homogenität zeigt, als man gemeinhin angenommen hat. Die tiefsten Blicke in diese Verhältnisse verdanken wir verschiedenen Aufsätzen Meillet's, vgl. etwa seine Ausführungen über *věmb* und *vědě* (GGA. 177 [1910], S. 362 ff.). Meillet war es auch, der in seinem *Slave commun*¹⁾, das das ragende Standardwerk der slavischen Sprachforschung der letzten Zeiten darstellt, in glücklichster Weise von dem dialektisch-zeitlich differenzierten Aksl. ausgehend zum erschlossenen Urslavisch forschreitet, und der nicht müde wird, auf die reichlichen Disparitäten innerhalb des Aksl. hinzuweisen, die ein ganz anderes Bild ergeben als das bisher vorschwebende harmonische Idealbild.

Haben die Einzeluntersuchungen der Denkmäler, die individuelle Ergründung ihrer Zusammensetzung, wie oben gesagt wurde, zusammenfassenden Darstellungen des Dialekts der Texte vorauszugehen, so gilt das in noch höherem Maße für die Grammatiken. Schon bei Besprechung von Leskiens Meisterwerken war gesagt worden, daß sie eine erschlossene, nicht eine gesprochene Sprache darstellen, die Grammatik stärker noch als das Handbuch, obgleich auch dieses wohl die Sprache der einzelnen Denkmäler, nicht aber die der einzelnen Hände und Teile berücksichtigt, und es war gleichzeitig gesagt worden, daß diese Art der Darstellung eine historische Notwendigkeit war. Daß dieser Standpunkt aber auch in jüngster Vergangenheit nicht beachtet wurde, hatte die Mangelhaftigkeit etwa der Aksl. Grammatik von Vondrák (2. Aufl. 1913) zur Folge, die zudem unübersichtlich angelegt ist und deren Syntax, wegen ungentügender Berücksichtigung der griechischen Vorlage, als völlig mißlungen angesehen werden muß. Höher steht die Grammatik Kul'bakin's²⁾, die eine bequeme Zusammenstellung des Sprachmaterials der klassischen Denkmäler gibt, wenngleich freilich, angeichts der mangelnden Vorarbeiten, auch sie die Denkmäler en bloc nimmt. Die 3. Auflage des Lehrbuchs des gleichen Verfassers³⁾, die in die Berichtszeit fällt, ist mir nicht zur Hand.

Neuerdings sind zwei Grammatiken des Altkirchenslavischen in polnischer Sprache erschienen. Die Grammatik von Łoś⁴⁾ ist umfang-

1) Meillet, *Le Slave commun*. Paris 1924.

2) Kul'bakin, *Grammatika cerkovno-slovjanskago jazyka po drevnějšim pamjatnikam*. Eneikl. slav. fil. 10. Petrograd 1915.

3) Kul'bakin, *Drevne cerkovno-slovjanskij jazyk*.³ Charkov 1917.

4) Łoś, *Gramatyka starosłowiańska*. Lwów 1922.

reicher, sie ist in der Anordnung originell, in der Erklärung der Tatsachen spiegelt sie etwa die geläufige Meinung wieder. Mag man auch über Einzelheiten streiten, mögen auch etwa in der Lautlehre einige Auslassungen festzustellen sein, so ist doch die Grammatik in ihrem Aufbau ein wohldurchdachtes Buch, das für die polnischen Studierenden einen vorzüglichen Lehrbehelf darstellt. Auch die Syntax steht auf ungleich höherer Stufe als etwa die in Vondráks Grammatik, und wenn man auch hier eine ausgiebigere Berücksichtigung und, soweit möglich, durchgängige Anführung der griechischen Vorlagen gewünscht hätte, so ist das angesichts dessen, daß wir hier die erste brauchbare Syntax des Aksl. vor uns haben, nicht von entscheidender Bedeutung.

Die kurze Skizze Lehrs¹⁾ geht — vor allem in der Lautlehre — stark auf die idg. und urslav. Verhältnisse ein, kaum zum Vorteil der Übersichtlichkeit des Buches: die Fülle der Etymologien auf so engem Raume muß den Schüler verwirren. Die Bearbeitung ist flüchtig, so wenn S. 10 Anm. 4 alle einzelnen germanischen Sprachen angeführt werden, aber das Englische vergessen ist, oder S. 11 bei aksl. *a* nicht idg. *ā* angeführt ist, aksl. *ręka* für *rōka* steht. Unklar ist, warum neben loc. *vlęć* klr. *vouć* angeführt wird; sollte das Bedürfnis ukrainischer Studenten maßgebend gewesen sein, so muß es doch die polnischen in hohem Maße verwirren. Viel eher wäre das Ukrainische S. 21 bei Besprechung von *č*, *ł* heranzuziehen gewesen, wo wiederum die angeführten komplizierten polnischen Verhältnisse selbst dem Polen kaum etwas verdeutlichen dürften. Etwas übersichtlicher ist die Formenlehre, wo der Verf. einigermaßen seinen furor indoeuropaeus gezähmt hat. Bleibt somit die Brauchbarkeit der Grammatik selbst für polnische Verhältnisse zweifelhaft — was allerdings lediglich die Meinung des Referenten ist —, so wird außerhalb Polens seine Verwendung gewiß kaum von Nutzen sein können.

Mit der Auflösung der einzelnen Denkmäler nach sprachlichen Merkmalen ist aber nicht alles getan, vielmehr ist Licht auch von einer anderen Seite zu erwarten, dem Verhältnis zu der griechischen Vorlage, was namentlich für die Evangelienübersetzung zu gelten hat. Wir können heute noch nicht genau den Umfang der Evangelienübersetzung Konstantins bestimmen, wissen nur, daß er ein Lektorar übersetzt hatte. Es scheint fast, daß die Erforschung der Lektorare, wohl unter

1) Lehr-Spławiński, Zarys gramatyki języka staro-cerkiewno-słowiańskiego. Poznań 1923.

dem Eindruck der höheren sprachlichen Altertümlichkeit der Tetraevangelien, etwas in den Hintergrund gerückt ist. Aus diesem Grunde kann der Ausgabe des Markusevangeliums, die Vajs nach dem Marianustext mit Angabe der Varianten der übrigen aksl. Evangelientexte sowie des Ostromirschen und des von Nikolja veranstaltet hat¹⁾), zugleich mit Kenntlichmachung der griechischen Varianten, die jeweils den einzelnen aksl. Codices zugrunde gelegen haben werden, doch nur ein bedingter Wert zugesprochen werden, zumal da der kritische Apparat viele Fehler und Auslassungen aufweist. Denn es bleibt eben die erste Frage unbeantwortet: was hat Konstantin übersetzt? Und damit die sich anschließende zweite: in welcher Weise ist die Vervollständigung zum Tetraevangelium vollzogen worden? Mit anderen Worten: erst die Herstellung des konstantinischen Textes, dann der Vergleich mit der griechischen Vorlage. Gelingt die erste Aufgabe nicht, dann bleibt auch die zweite ohne entscheidenden Nutzen.

Wir kommen nicht darüber hinweg, daß sich beim Tetraevangelium zwei verschiedene Übersetzer betätigt haben müssen, so schwer es auch sein mag, die Unterschiede zu fassen; van Wijk hat kürzlich²⁾ die zerstreuten Stellen, an denen Jagić und Vondrák lexikalische Differenzierungen vermerkt haben, gesammelt zitiert. Es müßte eine der vornehmsten Aufgaben der bevorstehenden Assemani-Ausgabe sein, gerade in diesen Fragen Klärung zu schaffen. Ausführlicher ist eine der gleichen Frage gewidmete Untersuchung, die Vondrák³⁾ angestellt hat. An Hand verschiedener Varianten im Aprakosevangelium und in den vervollständigten Teilen des Tetraevangeliums, wie **чркжденне**: **пиръ**; **напастъ**: **искошенне**; **подъпъга**: **пощтенца** usf. weist er auf die an sich schon wahrscheinliche Tatsache hin, daß die Komplettierungen nicht von Konstantin stammen und daß sie auf verschiedene Übersetzer zurückzugehen scheinen. Leider hält Vondrák axiomatisch daran fest, daß der Marianus gerade hinsichtlich des lexikalischen Materials am besten das Ursprüngliche erhalten habe (S. 11), obgleich ihn die Ausführungen Meillets MSL. 11, 173 ff. vom Gegen teil hätten überzeugen müssen und obgleich er selbst mehrfach auf Verstümmelungen im Marianus aufmerksam zu machen genötigt ist. Weitergebende Schlüsse dürfen solange nicht gezogen werden, als uns

1) Vajs, Evangelium sv. Marka. V Praze 1927.

2) Slavia 5 (1926/27), S. 677.

3) Vondrák, Daničićev Zbornik. Beograd 1925, S. 9 ff.

nicht der Umfang des konstantinischen Aprakosevangeliums zu bestimmen gelungen ist; stimmen Assemanianus, Savva und Ostromir im Umfang nicht überein, dann haben wir keine Bürgschaft dafür, daß, wie man glauben könnte, das Evangelium geringsten Umfangs und höchsten Alters, der Assemanianus, schlechtweg unmittelbare und im Wortschatz wenigstens unberührte Fortsetzung der konstantinischen Übersetzung ist; dagegen sprechen, außer den grammatischen Veränderungen, die späten Eintragungen des Kalendariums (Konstantin, Klemens).

Die von Jagić, Gorskij-Nevostruev und Evseev inaugurierte Erforschung des aksl. Alten Testaments ist, vornehmlich mit Rücksicht auf den dank Rahlfs Arbeit nunmehr mustergültig edierten griechischen Text, von Vajs¹⁾ in einer eingehenden Untersuchung des Buches Ruth weitergeführt worden, in der nachgewiesen wird, daß der aksl. Text, der in mehreren Fassungen, in einer glagolitischen und in kyrillischen, vorliegt, nicht auf den Lukianischen Text zurückgeht, sondern wahrscheinlich auf den hesychischen. Auch bei dieser fast kompliziertesten Frage der aksl. Textkritik werden wir nicht so wesentlich dadurch gefördert werden, daß einzelne Bücher des Alten Testaments herausgegriffen und genau geprüft werden, als vielmehr dadurch, daß zunächst eine kritische Ausgabe des Parimejnik, dessen Ausgabe durch Brandt nun endgültig steckengeblieben ist, veranstaltet wird, die wohl nur nach genauer Kenntnis der russ.-ksl. und kroat.-glagolit. Handschriften möglich sein wird, und daß dann die griechischen Parömenbücher des IX.—X. Jahrh. durchforscht werden²⁾. Solange diese schwierige Vorarbeit nicht getan ist, tappen wir hinsichtlich der Zusammensetzung der vorliegenden Teile des Alten Testaments im Dunkeln und dürfen bei der möglichen, ja wahrscheinlichen wirren Inhomogenität dieser Bestandteile nicht sogleich auf die griechische Vorlage zurückgehen.

Nicht klar ist es, welche Absicht Durnovo³⁾ verfolgt, wenn er die Bibelzitate, die sich im Suprasliensis finden, zunächst ganz im allgemeinen zusammenstellt, dann den einzelnen Büchern nach bespricht. Ist es wirklich so sicher, wie es Durnovo S. 410 hinstellt,

1) Vajs, Kniha Rut v překladě staroslovanském. V Praze 1926.

2) Ein Anfang bei Rahlfs, Nachr. Götting. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1915, S. 28 ff.

3) Durnovo, Izvestija otd. russk. jaz. i slov. Akad. nauk. 30 (1925), 353 ff.

daß nicht nur dort, wo die Stellen wörtlich mit den Stellen aus dem Kontext des betreffenden Bibelteiles zusammenstimmen, sondern auch dort, wo sie abweichen, zum Teil aus fertigen Büchern übersetzt wurde? Und durfte bei einer solchen Untersuchung, wie in einer Anmerkung bemerkt wird, die Frage nach den Verhältnissen bezüglich der Bibelzitate der griechischen Vorlagen außer acht gelassen werden? Darf man sich in der Tat vorstellen, daß der Übersetzer des betreffenden Stücks des Suprasliensis, wenn er übersetzte *съгрѣшихомъ и везаконно-какомъ*, ängstlich in einem zur Hand liegenden aksl. Psalter nachschlug? Ja, glaubt Durnovo überhaupt, daß so fein säuberlich wie heute etwa bei Migne die Bibelstellen in den griechischen Legenden- und Homilienhandschriften des X.—XI. Jahrh. angeführt waren?

Meines Erachtens ist eine Untersuchung, die in solcher Weise durchgeführt ist, völlig verfehlt. Es mag wohl sein, daß die eine oder andere äußerst geläufige Stelle vor allem des Psalters oder der Evangelien fest im Gedächtnis des Übersetzers saß und deshalb die Übereinstimmung gewissermaßen als Lesart gelten darf, in weitaus der Mehrzahl der Fälle wird es sich um zufällige Übereinstimmungen oder Abweichungen handeln, wobei bei jenen nur das Ergebnis festzustellen wäre, daß eben natürlicherweise bei zeitlicher Nähe auch gleiche Wortwahl usf. sich einstellte. Zum Teil werden die Abweichungen gewiß schon auf Periphrasen der griechischen Vorlagen zurückgehen, auch dort wird es sich oft genug um Reminiszenzen, nicht um Zitate handeln. Alle Schlüsse, die Durnovo zieht, scheinen mir hinfällig zu sein, und man muß sich nur wundern, daß vor Abfassung einer solchen zeitraubenden Arbeit der Verf. nicht selbst diese Raisonnements angestellt und die ganze Arbeit günstiger und fruchtbringender angelegt hat.

Mit einer Untersuchung der ersten von den Slaven aus dem Griechischen übernommenen religiösen Termiⁿ hat Meillet¹⁾ frühere lexicale Arbeiten, vor allem die in MSL. 11, 173 ff., weitergeführt: *chrizma*, *Ixdrailъ*, *dvévolъ*, *adъ*, *geona* sind Entlehnungen, die in vorkonstantinischer Zeit von den wohl bereits zum Teil christianisierten und griechischem Ritus anhängenden Slaven rings um Saloniki gemacht und von Konstantin seinem Übersetzungswerk einverlebt wurden. Die in Vasmers Untersuchungen (Greko-slav. etj. II, Izv. 12, 11 ff.) in alphabatischer Reihenfolge angeführten und nach der formalen Seite be-

1) Meillet, *Les premiers termes religieux empruntés par le slave au grec*. MSL. 20 (1918), S. 58 ff.

handelten Lehnwörter werden nicht nur einer Überprüfung und Zusammenfassung nach der kulturellen Seite hin bedürfen, sie werden auch gemäß den von Meillet angegebenen Linien, soweit das möglich ist, in vorkonstantinische und konstantinische bzw. aksl. Entlehnungen überhaupt zu scheiden sein.

Verwandte Fragen berührt in einer Untersuchung Pogorělov¹⁾, der, ähnlich wie es seinerzeit Valjavec (Rad 98—100) für den Psalter getan hatte, an lateinische Beeinflussungen der aksl. Bibelübersetzung glauben möchte. Ein Teil seiner Ausführungen ist von Meillet²⁾ widerlegt worden, der darauf hinweist, daß vorkonstantinische Einflüsse des Lateinischen auf das Slavische überhaupt in eingeschränktem Umfange zuzuerkennen sind, daß diese aber nichts mit der Bibelübersetzung als solcher zu tun haben. Des weiteren sind aber Pogorělovs Ausführungen auch sonst ungenau und flüchtig. So geht Mc. 6, 31 **и не б'к имъ коли пон'къ к'сти** wie die gleichlautende Vulgatastelle auf eine griechische Variante *εὐχατῶς εἰχον* zurück, und wie griech. *ἐσχάτως ἔχει* Mc. 5, 23 hätte übersetzt werden sollen, darauf bleibt Pogorělov die Antwort schuldig. Die Ausführungen über **междю сокож** und **д'вугъ д'вон'га** usw. zeigen ein völliges Verkennen aksl. Übersetzungstechnik, und ebenso beweisen die übrigen Beispiele syntaktischer Art, daß sich Pogorělov mit den Möglichkeiten, die Konstantin zu Gebote standen, nicht genügend vertraut gemacht hat.

Beztüglich des Wortes *sъmrbtъ* macht Meillet³⁾ darauf aufmerksam, daß zu gegebener Zeit im Urslavischen der aus dem Idg. ererbte Stamm **mrbt-* mit der Präposition *sъ* »von oben nach unten« versehen wurde, gleich att. *καταθυνόσκω*, während später in historischer Zeit vielmehr *u-* und *ix-* antreten.

Van Wijk⁴⁾ beschäftigt sich mit der Untersuchung der Patronymika im Aksl., die leider angesichts der Eigenart unserer Texte nur auf geringem Material fußen kann; immerhin haben wir **ροκичишть** im Supr. und **пилацижъ** im Euchol. sin., und so kann van Wijk mit Recht die Beweisführung Istrins (Hamartolos II 282 f.) ablehnen, der

1) Pogorělov, Iz nabljudenij v oblasti drevne-slavjanskoy perevodnoj literatury. I. Latinskoe vlijanie v perevodě evangelijs. Sborník filos. fak. Univ. Komenského III, Nr. 32 (6), Bratislava 1925.

2) Meillet, RÉSL. 6, S. 39 ff.; vgl. auch Vajs, Slavia 5 (1926/27), S. 158 ff.

3) Meillet, BSL. 21 (1919), S. 131.

4) van Wijk, ZsfSIPh. 3 (1926), S. 310 ff.

auf Grund der -иќ-Patronymika den russischen Ursprung des Hamartolos erhärten will. Ein Blick auf die mittelbulgarische Trojasage mit ihren *Lartěševič*, *Solomonič* usf. würde gleichfalls einen strikten Gegenbeweis erbracht haben, wenngleich auch ihre Herkunft nicht ganz genau zu bestimmen ist; am wahrscheinlichsten ist doch, daß sie irgendwie das Patronymikum -иќ der kroatischen Quelle wiedergeben, jedenfalls, russisch sind diese -иќ-Formen nicht.

Wenig gefördert wurde die Bedeutungslehre des Altkirchenslavischen. In der Tat, Zahl und Eigenart der überkommenen Denkmäler lassen hier an sich wenig Überraschungen erwarten, zumeist ist ein Wort, das im Aksl. vertreten ist, doch auch in anderen Slavinen belegt, seine etymologische Behandlung damit in gemeinslavisches Gebiet eingereiht. Wir haben denn auch auf diesem Gebiet nur einen Beitrag von Durnovo¹⁾, der das Wort *pręgyńi* oder *pręgynja* auf Grund der von ihm gefundenen Vorlage des Kononmartyriums des Suprasliensis (Nr. 3) untersucht; leider gibt auch diese keine deutliche Auskunft, um so mehr, als gerade die umgebenden Stellen nicht die unmittelbare Vorlage der aksl. Fassung darstellen. Kommt auch Durnovo zu keinen endgültigen Schlüssen und hüttet er sich vorsichtig vor überschmeller Etymologisierung, so scheinen seine Ausführungen doch eine Stütze für Leskiens Rückführung auf **pré-gybnja* IF. 21, 197 ff. zu bieten, jedenfalls die von ihm intuitiv erschlossene Bedeutung sicherzustellen.

Mit der Frage der Wortwahl kommen wir bei derartiger Übersetzungsliteratur zu einem Kapitel, das an der Grenze zur Syntax steht, und in der Tat muß ein Aufsatz wie der von Cuendet²⁾, der sich die Untersuchung periphrastischer Wiedergabe einzelner griechischer Wörter zur Aufgabe stellt, als ein teilweise syntaktischer gewertet werden; hier sind die Grenzen fließend. Der ganze Aufsatz, vor allem die Bemerkungen über Wiedergabe mehrerer griechischer Wörter durch ein slavisches zeigen, daß dem Verfasser Bernekers Aufsatz IF. 31, 399 ff. entgangen ist. Mat. 26, 67 *οἱ δὲ ἐράπισαν* hat eine syrische Variante *εἰς τοὺς σιαγόνας αὐτοῦ*; wenn *ἔδωκεν ἀράπισμα* gegeben ist durch *udari* *vz lanito*, dann scheint die in den neueren Slavinen geläufige Fügung vom Typus tschech. já ti dám facku im Aksl. nicht bestanden zu haben. Alle solche Fragen werden dereinst

1) Durnovo, Prace filologiczne 10 (1926), S. 105 ff.

2) Cuendet, Mélanges Boyer. Paris 1925, S. 252 ff.

großzügig im Zusammenhang zu behandeln sein, wenn wir das eingangs geforderte aksl. Wörterbuch besitzen werden.

Wenig Fortschritte hat in der Berichtszeit auch die seit je vernachlässigte Syntax des Aksl. gemacht, die Gründe lassen sich unschwer erkennen. Bietet die Syntax auch der modernen Slavinen, und namentlich die des Russischen, eine außerordentlich archaische Gestalt noch heutigen Tags dar, und sind die Arbeiten selbst auf diesem dankbaren Gebiet noch spärlich, dann ist im Verhältnis dazu die Aufgabe, die wahre aksl. Syntax aus der Umklammerung der Einwirkung der griechischen Vorlagen herauszulösen, eine wenig dankbare Aufgabe. In Laut- und Formenlehre vermögen wir im Aksl. vielfach die urslavische Gestalt, wenigstens die urbulgarische, in seltener Reinheit, unmittelbar vor den stärksten Modifizierungen, die einer Slavine überhaupt beschieden waren, zu erfassen, in der Syntax hingegen vereint das 200 bis 300 Jahre jüngere Altrussische, etwa die Sprache der Chronik, ein wohl gleiches Maß von Altertümlichkeit mit einem wesentlich größeren Maß von sprachlicher Unbeeinflußtheit. Die Syntax des Aksl. ist wesentlich Darstellung der Übersetzungstechnik, für die Grünenthals Untersuchungen¹⁾ eine gute Grundlage geliefert haben, eine Syntax wie die in der Grammatik von Vondrák, die nicht in allen Punkten vornehmlich die griechische Vorlage im Auge hat, ja wesentlich vom Griechischen ihren Ausgang nimmt, ist verfehlt.

Eine solche Darstellung der Übersetzungstechnik für den Suprasliensis hat Verf. in seiner oben zitierten Arbeit versucht. Daneben haben wir einige Einzelabhandlungen. Zur Kasussyntax hat Sommer²⁾ einen Beitrag über das vielerörterte Problem des Genitiv-Akkusativs beigesteuert, der vorwiegend auf den aksl. Verhältnissen basiert. Sommer sucht nachzuweisen, daß der slav. Genitiv-Akkusativ vom idg. Genitiv der Person bei den Verben »hören« herstammt, wobei bei *slušati*, *poslušati* auch, nach idg. Weise, die Sache durchaus im Genitiv steht. Über die Verba sentiendi im allgemeinen wäre dann die Ausdehnung erfolgt, weil die Beibehaltung der Akkusativform im Urslavischen zu Unzuträglichkeiten führen konnte. Ist auch die Zahl der Fälle von *slyšati* mit Genitiv-Akkusativ etwas klein, so stimmen doch die späteren Codices, wie der Suprasliensis, zu Sommers Darlegungen, nur werden m. E. auch andere Komponenten nicht ganz auszuschalten sein,

1) Grünenthal, ASlPh. 31, 321 ff., 507 ff.; 32, 1 ff.

2) Sommer, IF. 36 (1916), S. 302 ff.

wie etwa der von Berneker, KZ. 37, 364 ff. hervorgehobene Genetivus negationis: es gab eben mehrfache Funktionen des Genetivs, in denen er mit dem Akkusativ konkurrierte, womit sich Sommers Frage, warum kein anderer Kasus, ungezwungen beantwortet.

Über das Nebeneinander von *čto* *chošteši* und *česomu* *chošteši* an verschiedenen Stellen der Evangelientübersetzung handelt Meillet¹⁾. Als Kasusattraktion, wenn dieser Ausdruck hier überhaupt Verwendung finden kann, wäre wohl *čto* zu betrachten, das von dem folgenden *da* *ti* *sitvorjo* abhängig gedacht werden könnte, während *česomu* Mc. 10, 51 und *kogo* Mat. 27, 17. 21 als die normalen Dative bzw. Genitive bei *chošto* aufzufassen wären, letzteres allerdings nicht eindeutig. Inwieweit man mit Meillet von der Akkusativkonstruktion als der normalen sprechen kann, bleibe dahingestellt.

Den Untergang der Kasusflexion im Bulgarischen hat Karl H. Meyer²⁾ zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, die, indem sie alle bisher ins Treffen geführten Argumente ablehnt, einseitig syntaktische Verhältnisse, vornehmlich den Verlust des Gefühls von Ruhe und Richtung bei präpositionaler Verwendung, verantwortlich machen will. Das Material ist zeitlich wie quantitativ begrenzt, die Untersuchung schematisierend geführt, ohne philologische Berücksichtigung der Denkmäler, die schlechtweg als Einheiten genommen sind. Auf die Frage, wieso syntaktische Verhältnisse zu einem Casus generalis führen konnten, gibt Meyer keine Antwort. Mit Recht hat deshalb Miletic³⁾ die besonderen Verhältnisse im Bulgarischen mit ihren durchgreifenden Änderungen im Vokalismus, der auch für die benachbarten serbischen Dialekte in Geltung steht, betont, die die wesentliche Grundlage für den Kasusuntergang gebildet haben, womit dann auch die Frage beantwortet ist, warum er gerade im Bulgarischen eingetreten ist. Daß daneben auch syntaktische Verhältnisse mitspielen, könnte der keinesfalls auf lautlicher Grundlage erwachsene Zusammenfall mehrerer Kasus im Plural des Štokavischen beweisen, während die Erhaltung der Deklination im Čakavischen Meyers Rückweisung der Annahme von Einflüssen der Substratsprachen rechtfertigt.

1) Meillet, BSL. 21 (1918), S. 32.

2) Karl H. Meyer, Der Untergang der Deklination im Bulgarischen. Slavica Nr. 3. Heidelberg 1920.

3) Miletic, ASIPh. 39 (1925), S. 267 ff.

Zur Verbalsyntax haben wir einen Aufsatz von Meillet¹⁾ über das Reflexivum im Aksl. zu verzeichnen, der in ausgezeichneter Weise im besonderen jene Fälle durchmustert, in denen reflexive und nicht-reflexive Form ohne wesentlichen Bedeutungsunterschied nebeneinander stehen. Die Parallelität mit den Medialformen des Graeco-Arischen sticht ins Auge, die Frage, ob unmittelbare Fortsetzung vorliegt, lehnt Meillet mit Recht ab. Im größeren Zusammenhang der Verba refl. im Slavischen hat Verf. vorliegenden Berichts insbesondere auch die Reflexivverba des Aksl. geprüft und nach Gebrauchssphären einzuteilen versucht²⁾.

Die Wiedergabe eines passiven Infinitivs der griechischen Vorlage mußte im Aksl. ebenso wie im Armenischen und Gotischen auf Schwierigkeiten stoßen: Konstantin behaft sich, wie Meillet³⁾ zeigt, indem er die Wandlung in das finale unpersönliche Aktivum vollzog, wobei dann Mat. 20, 28 = Marc. 10, 45 *οὐκ ἡλθεν διακονηθῆναι, ἀλλὰ διακονῆσαι καὶ δοῦναι ne pride da poslužēto emu nō poslužiti i dati . . .*, aktive Wendung, Supinum und Infinitiv blockartig nebeneinander stehen.

Gewissermaßen im Gegensatz hierzu sucht Kul'bakin⁴⁾ nachzuweisen, daß dort, wo einem griech. Infinitiv oder Accus. c. inf. eine slav. *da*-Konstruktion entspricht, diese jünger sein kann als der Infinitiv bzw. das Supinum einer Variante. Daß Luc. 18, 5 *εκάτη* das Alte widerspiegelt, ist wahrscheinlich. Mat. 13, 3, Marc. 4, 3 fehlen im Evangelistar. Aber wenn Savva oder das Miroslaver Evangelium allen anderen Varianten gegenüberstehen, ist es doch recht unwahrscheinlich, daß gerade sie das Ursprüngliche darstellen, zum wenigsten in einem Fall wie Joh. 4, 8, wo wir im Griechischen *ἵνα*-Konstruktion haben; das Supinum im Mirosl. Evang. wird auf eine Zwischenstufe zurückgehen. Wir werden wohl Kul'bakins Schluß etwas modifizieren müssen und sagen, daß griechischem *ἵνα* aksl. *da* entspricht, griechischen Infinitivkonstruktionen soweit möglich ein Infinitiv, mitunter, besonders bei substantivischen passiven Infinitiven und wenn sich sonst Schwierigkeiten ergaben, die dem Slavischen angemessenere

1) Meillet, MSL. 19 (1914), S. 290 ff.

2) Marguliés, Die Verba reflexiva in den slavischen Sprachen. Heidelberg 1924.

3) Meillet, BSL. 21 (1918), S. 30.

4) Zbornik filol. i lingvist. studija A. Beliću. Beograd 1921, S. 229 ff.

da-Konstruktion, die dann im Verlauf weiter Boden erobert, wie das angesichts der heutigen bulgarischen und serbokroatischen Verhältnisse auch zu erwarten ist.

Gleichzeitig mit dieser Arbeit hat Iliev¹⁾ den Untergang des Infinitivs im Bulgarischen untersucht. Die Nichtberücksichtigung der griechischen Vorlage im abg. Teil, das einfache Nebeneinanderstellen verschiedener Vertretungen in den einzelnen Codices läßt dieser Schularbeit einen wissenschaftlichen Wert nicht zu erkennen, das wichtige Problem harrt erneuter Untersuchung, die sich keinesfalls auf das Bulgarische beschränken darf, sondern vor allem das Serbokroatische in ihren Bereich einbeziehen muß und die Verhältnisse in den übrigen Balkansprachen, namentlich im Griechischen, wird im Auge behalten müssen.

Den altbulgarischen Imperativ, neben dem gotischen und armenischen, im Verhältnis zur griechischen Evangelievorlage untersucht Cuendet²⁾, wobei er nicht nur Imperative selbst, sondern auch Fügungen imperativischen Charakters, wie Futur, Optativ usf., einbezieht und interessante Ausführungen über die Aktionsarten macht. Freilich dürfen nicht zu schnell auf Grund einer einzelnen Spracherscheinung so weitgehende Schlüsse gezogen werden wie S. 120, daß nämlich gegenüber Zographensis, Marianus, Savva der Assemanianus nach dem griechischen Text revidiert worden sei, und auch die Ausführungen S. 79 über das wechselseitige Zusammenstimmen von Evangelien und Tetraevangelien und die Revision des Marianus nach einer griechischen Vorlage sind viel weniger schlagkräftig als die in dieser Frage entscheidenden Ausführungen Meillets MSL. 11, 173 ff.

Die griechischen Varianten werden im allgemeinen berücksichtigt, um so erstaunlicher, daß das S. 17 zu Luc. 20, 41, S. 41 zu Mat. 24, 6 nicht geschehen ist und kurzerhand mit Einschaltungen des Slavischen operiert wird. Wenn Mat. 9, 30 δράτε, μηδεὶς γινωσκέτω durch *bluděta da nikrtože ne uvěsto* übersetzt ist, so ist es nicht, wie Cuendet S. 40 u. 112 meint, zweifelhaft, ob hier unabhängiges Imperativ oder Unterordnung vorliege; die Wortstellung spricht für das letztere, beim Imperativ würden *da + ne + Vb.* aufeinanderfolgen.

1) Iliev, Izvěstija na seminaru po slavjanska filol. pri Univ. v Sofija. IV (1921), S. 126 ff.

2) Cuendet, L'impératif dans le texte grec et dans les versions gotique, arménienne et vieux slave des Evangiles. Paris 1924.

Einen guten Beitrag zur aksl. Syntax stellt Słoński¹⁾ Untersuchung über das periphrastische Perfekt dar. Reiche Ausbreitung des Materials und auf dieser sicheren Grundlage mit Vorsicht gezogene Schlüsse vereinigen sich, um diese Arbeit als einen der wichtigsten und besten Beiträge der Berichtszeit anerkennen zu lassen. Słoński weist zunächst negativ nach, daß eine scharfe perfektische Aktionsart dem aksl. Perfekt nicht innewohnt, daß dem griechischen Perfektum zumeist ein Aorist entspricht, und nur in Joh. 17. 18 haben wir eine ganze Anzahl von *datu esi* = δέδωκας. Nach einer Vorführung des gesamten Materials zieht Słoński aus statistischen Tabellen, deren Gebrauch hier angebracht ist, seine Schlüsse: da der Gebrauch des Perfekts in der 2. Singularis wesentlich überwiegt, so muß der Grund in formalen Verhältnissen zu suchen sein, und er besteht darin, daß die 2. und 3. sg. aoristi identisch waren und deshalb an Stelle der 2. sg. die umschreibende Form eine Differenzierung herbeiführte. Zu den Formen von *esi prišel* = πάρει Mat. 26, 50, *jesmъ* ... *prišelъ* = πάρειμι Supr. 331, 5 wäre zu bemerken, daß hier das Perfektum wohl deshalb eingetreten ist, weil eine Präfigierung von *jesmъ* im Slavischen nicht üblich ist, das Simplex aber die Bedeutung »anwesend sein« nicht scharf wiedergeben würde. Die kurzen Ausführungen Słońkis über die entsprechenden Verhältnisse in den anderen Slavinen zeigen, wie not eine eingehende Untersuchung darüber täte.

Gleichzeitig mit Słońkis Arbeit erschien eine Bearbeitung des gleichen Themas von Pogorělov²⁾, der zunächst hinsichtlich der 2. Singularis zu den gleichen Schlüssen kommt, dann aber den seltenen Perfektgebrauch der anderen Personen untersucht und hier fein darauf aufmerksam macht, daß es sich fast stets um eine Nuance des Zweifels oder der Ungläubigkeit bezüglich der Tatsächlichkeit des Faktums handelt oder um dessen Verneinung. Daß das nicht Zufall ist, weist Pogorělov dadurch nach, daß sich im heutigen Bulgarischen die völlig gleiche Erscheinung findet. Damit sind die wenigen Belege, mit denen Meillet, Études 91 f., das Fortleben perfektischer Actio im aksl. Perfektum nachweisen wollte, soweit das Aksl. in Frage steht, einleuchtend auf andere Weise geklärt. Die kurz nachher und unabhängig von

1) Słoński, Prace filologiczne 10 (1926), S. 1 ff.

2) Pogorělov, Iz nabljudenij v oblasti drevne-slavjanskoy perevodnoj literatury. II. Sborník filos. fakulty Univers. v Bratislavé III, Nr. 32 (6), 1925, S. 11 ff.

Pogorělov erschienenen Ausführungen Mladenovs¹⁾ stimmen inhaltlich mit denen Pogorělovs überein.

In einem Aufsatz, dessen Ausführlichkeit durch die erreichten Ergebnisse kaum gerechtfertigt wird, untersucht Lang²⁾ die Gründe für die Doppelheit von *poxdě byvřšu* und *poxdě byvřši* und hält letzteres für einen Archaismus, der durch den unpersönlichen Dativ verdrängt wurde. Daß *byvřši* unter dem Einfluß von *γενομένης* (zu *οψίας*) steht, ist nicht zu bezweifeln, Lang hätte vor allem hervorheben sollen, daß nur an einer Stelle die aksl. Codices übereinstimmen: Joh. 20, 19, wo *οὐσίας* vorausgeht. Die zwei Stellen aus Clozianus und Suprasliensis besagen nichts, für letztere hat auch Severjanov Einfluß des Griechischen angenommen (452, 27 Anm.), was freilich Lang, der nach Miklosichs Ausgabe zitiert, entgehen mußte. Für Mc. 3, 32, wo Zogr. *byvřši* hat gegenüber *byvřšju* im Marianus, ist zu bemerken, daß die Stelle im Evangelistar fehlt. Demnach kann von Archaismus nicht die Rede sein, Lang scheint unbekannt zu sein, daß Meillet und andere schon längst klargelegt haben, daß Gräzismen auch späterhin, und bei Neuübersetzung späterhin sogar viel stärker, in die aksl. Texte eindringen. Der Wechsel von *byvřši* und *byvřšu* im Cloz. und Supr. geht auf den Archetypus der Epiphanioshomilie zurück, der gewiß nachkonstantinisch ist und die griechische Vorlage übersetzt, nicht etwa bei Evangelienzitaten aksl. Evangelientexte benutzt.

Die Erforschung des Aksl. bezüglich der Laute und Formen kann in einer sprachlichen Analyse der einzelnen Denkmäler im allgemeinen oder einzelner sprachlicher Kapitel aus diesen Denkmälern bestehen: sie wurde oben bei der Besprechung der einzelnen Denkmäler vorgeführt; sie kann aber auf der anderen Seite darin bestehen, daß die Sprache, die aus der Gesamtheit der Denkmäler abstrahiert ist, der Untersuchung zugrunde gelegt wird, wobei in neuerer Zeit immer mehr ein Hauptgewicht darauf gelegt wird, daß auch bei solch zusammenfassender Untersuchung die Individualität der einzelnen Denkmäler stets im Auge behalten wird.

Die Frage, die wohl am meisten Bearbeitung innerhalb der Erforschung des Aksl. gefunden hat, die der Halbvokale, wurde auch in unserer Berichtszeit in einer umfangreichen Untersuchung van Wijks

1) Mladenov, Spisanie na Břlg. Akad. Bd. 35 (1926), S. 37 ff.

2) Lang, Listy filologické 47 (1920), S. 28 ff., 88 ff., 175 ff., 295 ff.

von neuem aufgerollt¹⁾). Seine Auffassung über den regressiven Labialumlaut in Fällen wie **ΤΚΜΚ**, **ΕΚΖΚΜΕΤΤΚ** usw. besteht gewiß zu Recht, nur muß man sich darüber klar sein, daß es sich hier um Lauterscheinungen der Vorlagen handeln wird, da van Wijk richtig den Grundsatz aufstellt, daß dort, wo mehrfach Ausfall der Halbvokale eingetreten ist, dieser allgemein war. Auch wird man stärker als van Wijk die in Glagolica so leicht eintretende Vertauschung von *z* und *o* zu berücksichtigen haben, gewiß in dem Arch. 37, 341 angeführten **ctr̄oi** des Zographensis. Behauptungen wie die ibd. 342 gemachten, es sei wahrscheinlich, »daß die Vorlage des Zographensis von einem Mazedonier herrührt, in dessen Mundart der Wandel von *z* in *o* gerade stattfand, so daß er gewisse Formen mit *z*, andere mit *o* sprach«, erkennen die Vorgänge beim Lautwandel. Hier wie auch bei den anderen Codices werden zunächst Einzeluntersuchungen über die Zusammensetzung des Codex vorausgehen müssen, weil sonst alle weitgehenden Schlüsse in der Luft schweben. Sehr eingehend untersucht van Wijk den Umlaut von *z* zu *o* und sucht Leskiens Ausführungen Arch. 27, 345 zu widerlegen. Ergänzungen zu diesem Aufsatz bietet ein solcher über den progressiven Umlaut der Halbvokale²⁾.

Eine Einzeluntersuchung eines Denkmals hinsichtlich der Halbvokale hat Petrovskaja³⁾ angestellt. Diese kommt, weil sorgfältig die Schreiber scheidend und damit tief in die Zusammensetzung des Codex eindringend, der oben gestellten Forderung nahe. Kul'bakin⁴⁾ hat dann wertvolle ergänzende Betrachtungen hinzugefügt.

Mit der Frage der Halbvokale in Lehnwörtern hat sich Vasmer⁵⁾ beschäftigt. Wenn er als seine Absicht verkündet, die Verbreitung ihres Auftretens festzustellen, so konnte er keinen ungeeigneteren Weg dazu wählen als den des grundsätzlichen Außerachtlassens der Fälle ohne Halbvokal. Gerade die Kiever Blätter, die in Erbwörtern Ausfall von Halbvokalen in schwächer Stellung überhaupt nicht kennen, zeigen in den zwei in Betracht kommenden Fremdausdrücken zweimal von der 1. Hand **κλιμέντα, -τογ**, viermal von der 2. Hand **ανκελκ**,

1) van Wijk, ASlPh. 37 (1920), 330 ff.; 39 (1925), 15 ff.; 40 (1926), 22 ff.

2) van Wijk, IF. 44 (1927), S. 76 ff.

3) Petrovskaja, Izvěstija otd. russk. jaz. 21 (1916), 1, S. 279 ff.

4) Kul'bakin, Južnosl. fil. 5 (1925/26), S. 69 ff.

5) Vasmer, ZsfSlPh. 1 (1925), S. 156 ff.

stets ohne Halbvokal. Was will dagegen besagen, daß in Codices, in denen Halbvokal in schwacher Stellung sichtlich verstummt war, solche Halbvokale in Fremdwörtern und Eigennamen in wechselnden Ausmaßen und meist in den einzelnen Codices nicht übereinstimmend auftauchen? Die Erklärung liegt auf anderer Ebene: in Konsonantengruppen wird Halbvokal eingesetzt, weil der Schreiber in seinen Vorlagen oft Halbvokal an Stellen fand, die er ohne Halbvokal, also mit Konsonantenhäufung sprach. Diese fehlerhaft archaisierende Schreibmanier findet sich nicht nur in Fremdausdrücken, sondern auch in Erbwörtern. Den Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung bietet uns ein beliebiger Codex. Etwa im Assemanianus finden wir beispielsweise auf S. 134 v den gemeinhin Halbvokalausfall markierenden Apostroph in *къздрадокаша*, *бърочи*, *зъгри*, *стъри*, *искати*, *оумрътви*. Da nun Konsonantengruppen in den Fremdausdrücken häufig sind, findet sich gerade hier relativ oft Halbvokal oder Apostroph geschrieben.

Vasmer stellt 15 Kategorien auf, in denen der Halbvokal erscheine zur »Vermeidung von im Altbulg. gänzlich ungebräuchlichen Lautverbindungen«. Sieht man davon ab, daß die Gruppen 1, 2 angesichts von *alkati*, *aldži* nicht als gänzlich ungebräuchlich bezeichnet werden dürfen, so ist zunächst das unter Gruppe 5 Vorgebrachte falsch. Vasmer sagt, daß »nach der Beseitigung der *u*-Diphthonge im Slavischen derartige Lautverbindungen im Altbulg. ungewohnt waren«, ist also der Ansicht, die vorslavischen *u*-Diphthonge hätten auf irgendeiner Stufe ihrer Entwicklung den Lautwert *av*, *ev* bzw. *af*, *ef* gehabt, gleich den mittelgriech. *u*-Diphthongen, und erst durch die Monophthongierung wäre im Slavischen die Lautverbindung Vokal + *v* + Kons., die Vasmer in dieser Gruppe behandelt, beseitigt worden. Diese Auffassung ist unverständlich. Abgesehen davon ist die Lautverbindung Vokal + *v* + Kons. im Abg. nicht »ungewohnt«, sie erscheint in *l*-epentheticum-Verbindungen, sie erscheint vor allem als Ergebnis der Liquidametathese, und *vlast*, *vlasti* usw. zeigt durchaus die gleiche Lautgruppe wie *Parla*.

Aber die Liquidametathese hat Vasmer eigentümlicherweise auch bei der folgenden Gruppe 6 unberücksichtigt gelassen, wo er sagt, »nach dem Wandel von ursl. *tl* zu *l* war auch *tl* im Altbulgarischen ungewöhnlich« und die Fälle *tlěšti* usw. außer acht läßt. Ebensowenig ist 16 b *gn* im Abg. »selten«, es ist vielmehr durchaus häufig. Falsch

ist die Erklärung der Gruppe 15; gedehnte Konsonanten hat es, zum wenigsten im Nordgriechischen, seit rund einem Jahrtausend vor Konstantin in der Aussprache nicht mehr gegeben. Hat Vasmer im Ernst geglaubt, daß Konstantin den Slaven gesprochenes *Anīna*, *ravīvi* usw. übermittelte?

Gerade die Fehler, die Vasmer bei der Aufstellung seiner Kategorien gemacht hat, haben ihn übersehen lassen, daß in fremden Eigennamen und Fremdwörtern Halbvokale in Konsonantengruppen erscheinen, die in Erbwörtern nie Halbvokale hatten, und haben ihn damit den Charakter dieser Halbvokalschreibungen als einer graphischen Maxime grundlegend verkennen lassen. Wenn er nun zum Schlusse ihre Lautgeltung gerade mit der Vollvokalisierung zu *o*, *e* in starker Stellung beweisen will, so ist er wiederum im Irrtum. Diese Vollvokalisierung ist an sich eine spätere Erscheinung, und erst eingetreten, als die Halbvokale in schwacher Stellung verstummt waren. Solange *Παῦλος* tatsächlich *Pavlo* gesprochen wurde, bestanden keine Schwierigkeiten, als es aber zu *Pavlo* geworden war, mußten die obliquen Kasus *Pavla*, *Pavlu* usf. einwirken, und nach den überaus zahlreichen Fällen des Typus *starec*, *starca* wird zu *Pavla* ein *Pavel* gebildet, ein Vorgang, der sich in den neueren Slavinen immer wieder zeigt.

Erstaunlich ist es, daß Vasmer Fälle wie *ιερυπέτъ*, *ιεмъма-
новилъ* als altblugarisch, und zwar aus Marianus, anführt. Sie stehen zwar in Jagićs Ausgabe dieses Denkmals, jedoch in dem Teil, den Jagić aus dem Dečaner Evangelium ergänzt hat. Diese Schreibungen sind also mittelbulgarisch, nicht altblugarisch. Ein Philologe sollte sich um solche Dinge bei Benutzung einer Ausgabe eigentlich kümmern, der Slavist außerdem gleich erkennen, daß *ie*-Schreibungen nicht kyrrillische Transkriptionen eines glagolitischen Originals sein können.

Dankbar begrüßen wir es, wenn Wilhelm Schulze¹⁾ das Wort ergreift, um in wenigen Zeilen eine Fülle von Licht über Probleme der aksl. Orthographie zu verbreiten. Aus der fast durchgängigen halbvokallosen Schreibung *otvr̥o* gegenüber *otv̥r̥o* schließt er mit Recht, daß *otv̥esti* isoliert steht und das Simplex **v̥esti* früh ausgestorben ist, während *oto* in *otv̥r̥esti* durch das dauernd danebenstehende *v̥esti* als präfigiert empfunden wurde, wie auch Leskien sbkr. *otv̥sti* gegenüber *ôdv̥ci* in gleicher Weise erklärt hatte.

1) Schulze, Festschrift Adalbert Bezzenberger, Göttingen 1921, S. 144 ff.

Meillet¹⁾ macht darauf aufmerksam, daß im klassischen Aksl. *is, ix* ohne Halbvokal geschrieben wird, was völlig zur Etymologie stimmt (lit. *is̄*). Die Stelle Marianus Luc. 18, 21 *ix̄ junosti* ist eine Neuerung, die anderen Codices stimmen mit *ots* überein, und wenn Meillet auf die Stellung am Zeilenende aufmerksam macht, so hat er im Prinzip recht — man kann dem Zeilenende nicht genug Aufmerksamkeit bei Betrachtung aksl. Graphik schenken —, aber seine Erklärung, daß der Leser auf die stimmhafte Aussprache des *z* aufmerksam gemacht werde, ist gekünstelt. Vielmehr wird am Zeilenende auslautender Konsonant einem graphischen Prinzip zufolge beseitigt worden sein, während *ix̄junosti* im Kontext als ein Wort geschrieben und empfunden wurde.

Auf Fehlen von Halbvokal in voraltkirchenslavischer Zeit weisen, nach Ansicht van Wijks²⁾, die regelmäßigen Schreibungen *desn̄z*, *železny* usf. *bin*, und so würde dann auch urslav. *znati* gegenüber lit. *žinoti* seine Erklärung finden. Damit wird man auch bei Betrachtung des Schwundes der Halbvokale in der aksl. Sprachgeschichte zu rechnen haben. Es kann kein Zufall sein, daß gerade häufig gebrauchte Wörter als erste Halbvokalschwund zeigen. Wo konnte sich Schwächung bei Funktionsloswerden eher zeigen, als bei diesen an sich schwach artikulierten Lauten?³⁾ Gewiß können, wie in den obigen Fällen, Stellung (etwa nach Sibilant) und Funktionsschwäche zusammenwirken.

Ähnlich wird die besondere Stellung bei Vokalschwächung von van Wijk⁴⁾ herangezogen in Fällen wie *t̄gda* neben *togda*, das ungleich häufiger erscheint als *k̄gda*. Daß die *o*-Formen die älteren sind, hat schon Berneker, EWb. 1, 673 gezeigt. *ch̄t̄eti* wird als erst in historischer Periode eingetretene einsprachliche Schwächung erklärt, die Reduktion bei den Imperativen *r̄bci* usf. richtig als urslavische Erscheinung, mit Ablehnung hier nachwirkender idg. Reduktionsstufen.

Auf die eigentümliche Erscheinung, daß an zwei Stellen in Zogr. und Mar. übereinstimmend, an einer dritten im Zogr. isoliert *do i* für *da i* gesetzt ist, lenkt Meillet⁵⁾ die Aufmerksamkeit. Er bringt sie

1) Meillet, MSL. 20 (1918), S. 111.

2) van Wijk, ASIPh. 36 (1916), S. 589 f.

3) Vgl. Verf., Suprasliensis S. 44 ff. und das Verzeichnis der Fälle bei Šćepkin, Razsuždenie S. 115 ff.

4) van Wijk, ASIPh. 41 (1927), S. 117 ff.

5) Meillet, MSL. 19 (1916), S. 243 f.

in Zusammenhang mit der im Idg. zu beobachtenden Neigung, auslautende Länge vor Anlautsvokal zu verkürzen und lehnt Vondráks Zusammenstellung dieser Fälle mit den Fällen von *oky* im Suprasl. ab, welch letzteres von einem anderen Stamm, gleich ar. *a-*, abgeleitet sei, wie auch der quantitative Ablaut *po*, *pro* : *pa*, *pra* und altserb. *daže i do* : Suprasl. *dožii do* anders zu erklären sind. Hierzu ist zu sagen, daß im Zogr. auch einmal *rob̥* sich findet, und zwar in der Umgebung der einen *do*-Stelle, und daß *rob̥* und *rox-* im Suprasl. auch wieder in der Umgebung von *oky* sich finden, und zwar am Ende des Codex, wo der Durchbruch des Schreiberdialekt sich offenbart (Verf., Suprasl. 228 ff.). Die Frage ist kompliziert und auf Grund des geringfügigen Materials kaum endgültig zu lösen.

In der schwierigen Frage des *l*-Sonans im Aksl. weist van Wijk¹⁾ nach, daß wenigstens für Zographensis und Savva oder deren Prototype *lb*, eine palatale Nuance also, dann erhalten ist, wenn ein Labial vorhergeht, deshalb *vlkk-*, *mlkk-*, womit sich das Aksl. mit dem Polnischen (*wilk*, *milczeć*) zusammenschließt, während unter dem Einfluß harter Dentale eine Verhärtung stattfindet, *dlug̥*, *plon̥*.

Des weiteren hat van Wijk²⁾ die Frage des *dx* und *z*, vornehmlich im Zogr., untersucht und kommt zu dem Schluß, daß im Aksl. der in den südslavischen Sprachen überhaupt zu beobachtende Rückgang von *dx* zugunsten von *z* sich zunächst dort abzeichnet, wo *dx* gemäß der 3. Palatalisierung entwickelt ist, nächstdem inlautend nach 2. Palatalisierung, so daß *mnosk*, *mnosn* im Zogr. noch verhältnismäßig häufig erscheint, während am Wortanfang (*s'kao*, *s'kvara*) das *s* am häufigsten bewahrt bleibt. Der Verf. deutet dabei auf die aus der Zusammensetzung disparater Teile, aus den mannigfachen Schichten sich ergebenden besonderen Verhältnisse in den einzelnen Denkmälern hin, die noch bis in die Einzelheiten zu untersuchen sein werden.

Der Frage der Entstehung von *tožde* und *ašte* widmet Meillet³⁾ eine Untersuchung und kommt zu dem Schluß, daß es sich um eine ursprüngliche Lautfolge Dental + *je*, *če* handelt, also **tos-je*, **tot-je*, **at-če* : problematisch.

Eine subtile Untersuchung des Wortes *čkročna* läßt Fürst Tru-

1) van Wijk, IF. 35 (1915), S. 342 ff.

2) van Wijk, Južnosl. fil. 5 (1925/26), S. 42 ff.

3) Meillet, MSL. 20 (1918), S. 108 ff.

beckoj¹⁾ annehmen, daß das Unterbleiben der Palatalisierung darauf zurückzuführen sei, daß schon vorher ursl. *v'*, *vl'* zu reinen sonantischen Liquiden *ž*, *l* geworden sei, da man angesichts *scěgolz*, *ljuděscii* das *s* nicht für das Unterbleiben verantwortlich machen dürfe. Ob man zu so weitgehenden Annahmen gezwungen ist und nicht eher wird sagen wollen, daß vor *kv* das *s* doch eine palatalisierungshindernde Funktion ausübte? In den wenigen sonstigen Fällen, *cvěto*, *cvisti*, *dzvězda*, *zvixdati* und allenfalls *vlsvi* (nur im Suprasl. belegt), liegen die Fälle doch viel einfacher. Nicht zu glauben vermag ich daran, daß in *ključb*, *krikv* usf. zunächst eine palatale Affizierung eingetreten ist, zu *č*, und dann wiederum eine Verhärtung, wofür die Palatalisierung von *kt'*, **noktb* beweisend sei. Hier liegen gewiß bei *kt* besondere Bedingungen vor. Die lautlichen Veränderungen vollziehen sich auf geraderen und einfacheren Bahnen als es namentlich die Fortunatovschule mit ihren kühnen und überspitzten Konstruktionen wahrhaben will.

In die Zentralprobleme der aksl. Lautlehre führen zwei Arbeiten von Sievers²⁾), der hier seine schallanalytische Methode erproben will. Man mag es begrüßen, daß auch die Slavistik in den Bereich neuer Untersuchungsmethoden einbezogen wird. Da Olaf Broch seit längerer Zeit eine eingehende Besprechung dieser Arbeit in unserer Zeitschrift zugesagt hat, kann ich es hier mit der allgemeinen Erwähnung bewenden lassen. Ein Aufsatz des Verfassers dieses Berichtes³⁾), der sich namentlich mit der Lautgeltung der Vokale beschäftigt, kommt zu dem Schluß, daß das konstantinische Altbulgarisch einen südostbulgarischen Dialekt darstellt, der *č* durchgehends als *ča* sprach und anlautendes *e*- unpräzisiert kannte, während unsere Codices, durchgängig südwestbulgarischer (mazedonischer) oder nordostbulgarischer Herkunft, *ě* als eigenen Laut hatten und nun auf mancherlei Weise *č = ja* zu bezeichnen suchten. Über anlautendes *e*- erschien gleichzeitig eine wichtige Untersuchung Mladenovs⁴⁾), die den Verhältnissen bezüglich anlautendem *e*- in jenen südostbulgarischen Dialekten ihr

1) Trubbeckoj, *Sbornik v čest na V. N. Zlatarski*. Sofja 1925, S. 481 ff.

2) Sievers, *Die altslawischen Verstexte von Kiew und Freising*, im Verein mit Georg Gerullis und Max Vasmer herausgegeben. — Altslawisch *ě* und *ja*. — S.-B. Akad. Leipzig, Bd. 76, Nr. 2; Bd. 77, Nr. 2. 1924/25.

3) Marguliés, *ASIPh.* 41 (1927), S. 87 ff., 168 ff.

4) Mladenov, *Spisanie na bъlg. Akademija* Bd. 19 (1926), S. 46 ff.

Augenmerk zuwendet und in dieser Frage zu gleichen Schlüssen kommt. Man wird in Zukunft bei Dialektarbeiten auf bulgarischem Sprachgebiet sorgfältig auf die Frage der Präjotation zu achten haben, die auch für die übrigen Slavinen und fürs Uralslavische noch eindringender Bearbeitung harrt.

Ein dritter, gleichzeitig erschienener Aufsatz von Durnovo¹⁾ behandelt ebenfalls das Thema der Lautbedeutung der aksl. Alphabete in etwas summarischer Weise. Daß ε auf εi zurückgehe, ist unwahrscheinlich; war ein Lautwert bereits durch ein einheitliches Zeichen wiedergegeben, so blieb die Ligatur unverwendet. Denn es ist unrichtig, wenn Durnovo der durch nichts begründeten Lehre der Fortunatov-Schule über \ddot{u} als Lautwert von ν folgt, ebenso wie die Erklärung von io als inverses oi falsch ist; in Ligaturen trat e , o an die Stelle von ø , oy , weil es io -Verbindungen nicht gab. Die Bemerkungen über ϵ und k sind ungenau und unvollständig, die über die Nasalitätsbezeichnung beachtenswert, wenn auch nicht abschließend. Das gleiche gilt für die Wiedergabe des v , wobei jedenfalls den Fällen von io in den russ.-ksl. Handschriften kein Lautwert \ddot{u} zukommt, sondern um diese Zeit auch im Griechischen schon restlos die i -Aussprache durchgeführt war und hier graphische Spielereien vorliegen, um einem Voreinander von e und ø , y -Schreibungen für griech. v , vor allem aber die inverse Schreibung etwa in **сүдонъскъ** Mar. zweimal und so mehrfach dafür sprechen, daß Konstantin v als i sprach und meist auch so wiedergab, daß er manchmal auch e schrieb, indem er der griechischen Graphik treu blieb. Zweifellos ist dann in den Codices mitunter hyperpuristisch v eingeführt worden, vgl. Marianus Mc. 7, 31 **търъскъ**, das aus **тѹръскъ**, das sonst mehrmals erscheint, verbessert ist, ein Beweis der Richtigkeit von Meillets Ausführung über die Revision nach einer griechischen Vorlage im Marianus. Vor allem aber sollte man bei Durnovos Auffassung von ey als nicht-diphthongischen Laut glauben, daß dieses einem \ddot{u} sehr nahestehen müßte; ich darf diesen Einwurf allerdings nicht ins Treffen führen, weil ich überzeugt bin, daß ey gemäß seiner Graphik von Konstantin so als diphthongisch empfunden wurde, wie ich unbefangen das russ. y als Diphthong empfinde, trotz aller Proteste der Experimentalphonetiker.

1) Durnovo, ZsfSlPh. 3 (1926), S. 368 ff.

Jedenfalls erhellt aus diesen Ausführungen, daß sich diese subtilen Fragen der Lautgeltung der beiden Alphabete nicht, wie Durnovo es getan hat, auf 5 Seiten abhandeln lassen, daß sie vielmehr eine genaue Prüfung erfordern, weil sonst die meisten Fragen unbeantwortet bleiben und die, bei denen ohne eindringende Prüfung der Fälle eine vorschnelle Antwort gegeben wird, falsch beantwortet werden.

Von anderem Gewicht ist ein Aufsatz zur Kenntnis der Glagolica von Nahtigal¹⁾. Es handelt sich um die Feststellung des änigmatischen »pe« der Glagolica, das zu der Frage der Vertretung von ϑ führt. Nahtigal zeigt überzeugend, daß wir ein \mathfrak{e} für ϑ für die Ur-glagolica anzusetzen haben und glaubt darin graphisch eine Kontamination des griech. ϑ und hebr. $\mathfrak{shadé}$ zu sehen, das der Aussprache nach recht wohl dem Lautwert des ϑ entsprechen konnte; die dentale Spirans β fiel dann weiterhin für slavische Artikulation mit der labiodentalen $\varphi = \phi$ zusammen. Die Zahlgeltung entspräche dann für diese dem semitischen Alphabet entstammenden Buchstaben der Folge des Stammalphabets. Weniger wahrscheinlich ist die Rückführung von \mathfrak{e} auf hebr. *kof*, noch weniger die des \mathfrak{e} auf *he*, gerade weil, wie Nahtigal selbst S. 146 darlegt, Konstantin sorglich die griechische Lautung der Fremdausdrücke in der Graphik verankerte; deshalb hätten griech. χ und ϵ besondere dem griechischen Alphabet entlehnte Zeichen erhalten müssen, was auch für die *i*-Zeichen gilt. Richtig hingegen dürfte wiederum die Rückführung von \mathfrak{w} , \mathfrak{u} auf semitische Alphabete sein, da diese Laute dem Griechischen fremd waren.

Nachdem Jagić in meisterhafter Weise im 3. Bande der Slav. Enzyklopädie die glagolitische Schrift behandelt hatte, hat Lavrov²⁾ die kyrillische Schrift dargestellt, wobei er aber die vor allem notwendige Darstellung der einzelnen Buchstaben verabsäumt hat, was dem Buch seinen wesentlichen Wert nimmt. Man wird deshalb auch für Fragen der aksl. Kyrillica gerne zu dem vorzüglichen Lehrbuch von Šćepkin³⁾ greifen, in dem trotz der gedrängten Kürze sich auch treffende Bemerkungen über die Glagolica befinden, die des leider verstorbenen

1) Nahtigal, Razprave izd. znanstv. društvo za human. vede v Ljubljani. 1 (1923), S. 135 ff.

2) Lavrov, Paleograficheskoe obozrenie kirillovskago pišma. Enciklopedija slavjanskoy filologii 4, 1. Petrograd 1915.

3) Šćepkin, Učebnik russkoj paleografii. Moskva 1920.

Verfassers tiefes Wissen in all diesen Fragen bezeugen. Vgl. auch die Literaturübersicht von Karskij¹⁾.

Auf die Bedeutung der diakritischen Zeichen, vornehmlich im Suprasliensis, weist Diels²⁾ hin; ob freilich je besondere Lautnuancen damit bezeichnet wurden, möchte ich doch für jene frühe Zeit und zumal angesichts der diakritischen Zeichen in den glagolitischen Denkmälern bezweifeln. Deren Graphik scheint mir doch Diels' Skepsis gegenüber der Annahme einer verbalhornten Erinnerung an griechische Akzentuierung nicht zu rechtfertigen.

Die Ausführungen Vasmers³⁾ über den Lautwert von π sind nicht stichhaltig. Schon der Zahlwert = 30, nach den beiden *i*-Zeichen für 10 und 20, spricht für eine Lautgeltung *j*, und während es geradezu unmöglich ist anzunehmen, es hätte ein *λεντί λεγί* gelautet, oder *γέεννα γέονα*, so ist auf der andern Seite recht wohl möglich, daß in *ἄγγελος* das *γ* vor *ε* dialektisch stärkst palatalisiert gesprochen wurde, jedenfalls Konstantin es als näher dem *j* als dem *g* stehend empfunden hatte; den Palatalisierungsbogen glaubt Verf. dieses Berichts als nachkonstantinisch erwiesen zu haben. Daß bei Annahme von $\pi = j$ die r-Schreibungen der Kyrillica unverständlich seien, ist unrichtig: wie das ganze kyrillische Alphabet auf einer neuerlichen Heranziehung des griechischen, diesmal unzialen, Alphabets beruht, so trägt eben nun das graphische Prinzip in Fremdwörtern den Sieg davon über Konstantins bzw. der Glagolica phonetisches.

Der Kuriosität halber sei ein Aufsatz von Minns erwähnt: »S. Cyril really knew hebrew«⁴⁾, der aus der schönen Boyer-Festschrift eigenartig herausfällt. Bei seinen Worten, Taylors und Jagićs Versuche, die Glagolica auf die griechische Kursive zurückzuführen, »have convinced anyone but their authors«, fragt man sich, ob das wirklich 1924 geschrieben ist. Die Behauptung, daß der allgemeine Eindruck der Glagolica »singularly unlike« jeder Art von griechischer Kursive sei, ist geradezu falsch, der Schluß, daß die Kyrillica älter sei als die Glagolica, vor allem angesichts seiner Begründung vorwissenschaftlich.

Zu der aksl. Formenlehre besitzen wir zwei Beiträge von Meillet.

1) Karskij, ZsfSlPh. 3 (1926), S. 447 f.

2) Diels ASlPh. 41 (1927), S. 115 f.

3) Vasmer, ZsfSlPh. 1 (1925), S. 163 f.

4) Minns, Mélanges Boyer. Paris 1925, S. 94 ff.

Die Ausführungen über den Lokativ von *oko*¹⁾ sind ein Musterbeispiel dafür, wie des Verfassers tiefeschürfende Methode aus einer Spracherscheinung die wichtigsten und weittragendsten Schlüsse zu ziehen vermag. Die Parallelität von *ocē* und *očese* in Zogr. und Marianus beweisen, daß die beiden Codices auf einen Archetypus zurückgehen, wobei dem Marianus eine Revision zuteil geworden ist: pareille incohérence ne saurait être attribué à l'auteur de la traduction, qui a visiblement écrit avec réflexion une langue bien arrêtée.

Der Vokativ der *io*-Stämme auf *-u* dient Meillet²⁾ dazu, die Untersuchung durchzuführen, welche *io*-Stämme man als alte *iu*-Stämme wird anerkennen dürfen. Nach ihm sprächen die erhaltenen *u*-Formen in der Flexion von *možb*, *zmijb*, *vračb* dafür, daß diese Wörter solche *iu*-Stämme sind und daß nicht alle Dative auf *-evi* auf *io*-Stämme übertragene Kasus von *u*-Stämmen darstellen. Ein solch komplizierter Weg der Übertragung wäre schon deshalb unwahrscheinlich, weil *iu*-Stämme im Baltischen und Arischen, vielleicht auch Griechischen, bestehen. Dieser Ansicht Meillets wird man jedoch skeptisch gegenüberstehen müssen, wenn man bedenkt, daß *zmijb*, das allein nach Wortbildung und Etymologie klar ist, sicher kein *iu*-Stamm ist.

Anscheinend ohne Meillets Aufsatz zu kennen, hat Nahtigal³⁾ die *u*-Stämme im Aksl. untersucht, indem er erst die zweifelosen und wahrscheinlichen abtrennt, dann darauf verweist, daß der besonders häufige Dativ sg. sich vornehmlich bei Personen und Personifikationen findet, wobei er für die letzteren fein auf Fälle wie *morevi zaprěsta-joštaago, glagolaaše adovi* usf. verweist. Für den weiterhin häufigen Gen. plur. *-ov* führt er die formale Gestalt, nach Abfall des auslautenden Halbvokals, ins Treffen. Unwahrscheinlich ist die Erklärung für das Eintreten von *-u* im Genetiv-Lokativ sg., daß nämlich hier von 14 Fällen 10 fallende Intonation zeigen, die 4 anderen nicht wiedersprechen, worunter sich 5 zweifellose *u*-Stämme ebenfalls mit fallender Intonation zeigen, wobei auch noch die Zweisilbigkeit ins Gewicht fiele. Selbst wenn wir völlig erhaltene Intonationen für das Aksl. annähmen — der Mangel diakritischer Zeichen bei zur Verfügung stehenden griech. Akzenten spricht nicht gerade dafür —, so würden doch die wenigen Fälle kaum als intonationsbedingt erklärt werden können.

1) Meillet, MSL. 21 (1920), S. 191 ff.

2) Meillet, MSL. 20 (1918), S. 95 ff.

3) Zbornik . . . Beliću. Beograd 1921, S. 87 ff.

Drei Aufsätze sind der Deklination des Pronomens *kyjъ* gewidmet, wobei Vasmer¹⁾ und Durnovo²⁾ richtig davon ausgehen, daß es sich um ein ursprünglich zusammengesetztes Pronomen *ko-je* handelt, das dann unter dem Einfluß des zusammengesetzten Adjektivs und des Possessivpronomens in seiner Flexion bestimmt wurde, während Belić³⁾ dagegen den Einwand erhebt, daß *ko-* in *ko-to* ungeschlechtlich sei, ohne allerdings selbst eine einleuchtendere Erklärung zu bieten; man sieht nicht ein, warum ein **kajego* nach *koje* zu *kojego* umgebildet worden wäre, wenn doch die bestimmte Adjektivflexion allein (*dobrajego*) maßgebend gewesen wäre.

Auf die Akkusativformen des Duals der Personalia *ny*, *vy*, die ursprüngliche Pluralformen sind und die so in Zogr., Mar., Ass. erscheinen, weist Meillet⁴⁾ hin. Da die ostbulg. Codices Savva und Suprasl. das zu erwartende *na*, *va* haben, schließt Meillet, daß es sich um eine dialektische Erscheinung in der Sprache des Archetypus handelt; der Ersatz der Dualformen durch die Pluralformen findet sich nur beim Akkusativ.

Die Particidia praesentis auf *-e* untersucht Torbiörnsson⁵⁾, indem er gegen van Wijk polemisiert, der sie als einen Zug von Altertümlichkeit im Zographensis auffaßt, weil sie mit anderen Erscheinungen von Konservativismus in der Verteilung im Codex Hand in Hand gehen. Torbiörnsson will dagegen nachweisen, daß es sich um eine Nachbildung handelt, was an sich nicht zu bezweifeln ist, und daß sie in dem an Formenschatz altertümlicheren Marianus äußerst selten sind. Torbiörnsson mißversteht wohl van Wijk, der, wie ich aus seinen Ausführungen zu entnehmen glaube, den Ausdruck »starožytne« im Sinne von »dem Archetypus nahestehend« versteht, wobei dieser Archetypus doch nicht in allen Fällen dem Urslavischen näherstehen muß als eine Redaktion, die auf anderem Dialektgebiet entstanden ist. Man hüte sich davor, das konstantinische Altbulg. in allen Spracherscheinungen als das älteste und konservativste hinzustellen, viel eher wird dieser östlichst-mazedonische Dialekt in vielem eine stärkere Sonderentwicklung erlitten haben, als die heute noch konservativeren westmazedonischen.

1) Vasmer, IF. 40 (1922), S. 139 ff.

2) Durnovo, ZsfSIPh. 2 (1925), S. 381 f.

3) Belić, Juž. Fil. 3 (1922/23), S. 31 ff.

4) Meillet, BSL. 21 (1920), S. 26 f.

5) Torbiörnsson, Slavia 1 (1922/23), S. 208 ff.

In die Prüfung der Frage des Imperfektums tritt erneut Meillet¹⁾ ein, indem er die Schmidtsche Analyse von *nesē-achō* gleich lat. *ferēbam* wieder aufnimmt, modifiziert insofern, als er im zweiten Bestandteil ein Perfektum der Kopula gleich hom. *ñā*, skr. *āsam* sieht. Er weist darauf hin, daß *bēchō*, *bē* eine alte Form ist, die von Anfang an mit *bēachō*, *bēaše* konkurriert, und bei *bēchō* war auch zunächst eine Zusammensetzung mit einer Form von **es-*, die einen Pleonasmus ergeben hätte, nicht möglich. Nicht erklärt bleibt der *e*-Ausgang des Stammes, den jüngst Hermann²⁾ für das Slavische und Lateinische gleichmäßig mit einem Impersonale, etwa **bole* »es ist Schmerz«, vermehrt um einen unaugmentierten Aorist mit Dehnstufe von **es-* zu erklären gesucht hat. Bei Annahme eines Perfektums als zweitem Bestandteil wäre diese Hypothese schwerlich aufrecht zu erhalten, deren Glaubhaftigkeit schon dadurch begrenzt ist, daß von der 3. Pers. sing. der relativ seltenen Verben des Affekts aus die Ausbreitung im Slavischen unwahrscheinlich ist.

Die Ausgaben der aksl. Texte sind zum Teil vergriffen, zum Teil ist ihre Beschaffung für die Studierenden zu kostspielig. So ist es erfreulich, wenn für den Lehrbetrieb zusammengestellte Chrestomathien erscheinen. Vorzüglich ist die von Słoński³⁾, schon deshalb, weil sie die für das Verständnis der Texte unentbehrlichen griechischen und lateinischen Vorlagen bringt, soweit die Quellen nicht, wie bei biblischen Texten, leicht zur Hand sind. Knappe Einleitungen orientieren gut über den einzelnen Codex, wenngleich die Literatur nicht immer auf den neuesten Stand gebracht ist: es fehlen etwa beim Marianus der Aufsatz von Buzuk, beim Suprasliensis die beiden Arbeiten von Zivier usf., auch sind die griechischen Vorlagen nicht nur im Archiv Bd. 15—18, sondern weiterhin in Bd. 20, 21, 35 angegeben. Bei der reichen Auswahl, die man treffen kann, ist es nicht gerade ratsam, ein Stück, das schon in anderen Handbüchern sich findet, wie etwa die Gregorslegende, erneut abzudrucken. Fraglos aber ist Słoński's Auswahl neben der in Leskiens Handbuch die beste, die wir besitzen.

Weniger erfreulich ist Vondráks Kirchenslavische Chrestomathie,

1) Meillet, Glas srpske kraljevske akademije Bd 112 [63] (1921), S. 88 ff.

2) Hermann, Die subjektlosen Sätze bei Homer. Nachr. d. Ges. d. Wiss. Göttingen, phil.-hist. Kl., 1926, S. 287 ff.

3) Słoński, Wybór tekstów starosłowiańskich (starobułgarskich). Nakład Jakubowskiego we Lwowie 1926.

die seinerzeit in deutscher Sprache erschienen war (1910 in Göttingen), nunmehr, nicht gerade verbessert, für den tschechischen slavistischen Unterricht in tschechischer Sprache¹⁾. Gelungen sind die nach der Schrift der Kiever Blätter geschnittenen glagolitischen Typen. Allerdings hat hierbei Vondrák anscheinend einfach die kyrillische Transkription der Ausgaben in die Glagolica umgesetzt, es fehlen deshalb alle diakritischen Zeichen, außer bei den Kiever Blättern, wo die Photographien vorlagen. Die einleitenden Bemerkungen sind kurz und lassen die Anführung der neueren Literatur vermissen. Auch hier wieder die Gregorslegende aus dem Suprasliensis, dafür kein Beispiel aus dem homiletischen Teil. Warum gerade das ahd. Emmeraner Gebet, als Vorlage des Euchol. sin., noch dazu mit einem Apparat angeführt ist, der in keinem Verhältnis zum Umfang der sonstigen Anmerkungen steht, die griechischen Vorlagen etwa des Clozianus und Suprasliensis aber nicht, bleibt unerfindlich. Als erfreulich ist zu buchen, daß auch das nachklassische Schrifttum berücksichtigt ist, als unerfreulich die große Anzahl störender Druckfehler.

Einen besonderen Zweck verfolgt eine bulgarische Chrestomathie²⁾: sie will eine Auswahl aus der ganzen älteren bulgarischen Literatur geben. Sie ist deshalb chronologisch geordnet und nach Verfassern eingeteilt. Hierbei geht es natürlich nicht ohne Gewaltsamkeit ab, weder Clozianus noch Suprasliensis gehen auf Kyrill und Method zurück, legendare Überlieferungen über die Tätigkeit Klemens genügen nicht als Zuweisungsgrundlage usf. Aber wir müssen den Verfassern dankbar sein, daß sie uns die erste bequeme Übersicht über das altbulgarische und mittelbulgarische Schrifttum im Zusammenhang geben haben, und wenn wir bedenken, daß dieses Lesebuch nicht so sehr strikte philologische Zwecke verfolgt, vielmehr den Bulgaren die ältere Periode ihrer Literatur in auserwählten Proben vorführen will, deshalb auch fast durchwegs mit daneben stehenden neubulgarischen Übersetzungen versehen, dann darf das Unternehmen als gut geglückt bezeichnet werden, um so mehr, als die bibliographischen Angaben gerade auch dem Philologen von hohem Werte sein werden.

Die Geschichte der Slavenapostel und ihrer Jünger hatte das seltsame Schicksal, fast ausschließlich von Philologen behandelt zu

1) Vondrák, Církevněslovanská chrestomathie. V Brně 1925. A. Písá.

2) B. Angelov i M. Genov, Stara българска литература (Istorija na българска литература II). Sofija 1922.

werden, und da alle philologische Akribie doch nicht das Rüstzeug des wahren Historikers ersetzen kann, so war die historische Erforschung dieses wichtigen Kapitels nicht recht vom Platze gerückt, umso mehr, als dazu noch meist einseitig eingestellte *soi-disant*-Geschichtsforscher vollends Verwirrung gestiftet haben. So ist es mit Freuden zu begrüßen, daß ein Kirchenhistoriker vom Range v. Schuberts das Wort ergriffen hat, um zunächst in einer Sonderabhandlung¹⁾ speziell die Geschichte der beiden Brüder zusammenfassend darzustellen, kurz und klar, gestützt auf die unbestreitbar echten Zeugnisse und Quellen, mit richtiger kritischer Abschätzung der Legenden. Meisterhaft hat dann v. Schubert die Ergebnisse seiner Untersuchungen in die großen Zusammenhänge seiner Geschichte der frühmittelalterlichen Kirche²⁾ verarbeitet. Von diesen beiden Untersuchungen wird jede künftige Behandlung der Frage auszugehen haben.

Ein Musterbeispiel der konservativen Geschichtsauffassung, die wir gerade bei slavischen Historikern immer wieder feststellen können, ist das Buch von Dvorník³⁾. Der Verfasser zeichnet hier ein gutes Bild der Konflikte zwischen Rom und Byzanz im IX. Jahrh. und läßt von ihm sich die Mission der Slavenapostel abheben. In der Sache selbst aber erklärt er alles für echt, etwa die Vita S. Constantini ebenso wie den Brief des Hadrian, dessen Authentizität Jagić angeblich definitiv dargetan habe. Wenn S. 200 gesagt wird, alle Slavisten stimmten darin überein, den großen Wert der Konstantins- und der Methodiuslegende anzuerkennen, so ist zu betonen, daß es sich nicht darum handelt, sondern daß der Historiker hier das Wort hat. Brückners geistvolle Ausführungen hätten Dvorník lehren können, daß auch bei Anerkennung der Methodiuslegende im allgemeinen schärfste Kritik den Einzelheiten gegenüber am Platze ist. Der Wert von Dvorníks Buch erhöht sich dadurch, daß die Literatur bequem zusammengestellt ist, wobei allerdings v. Schuberts oben erwähnte Kirchengeschichte weder angeführt noch benutzt ist und Dvorník gerade aus diesem völlig objektiven, weder vom katholischen noch vom orthodoxen Standpunkt aus geschriebenen Buch manches hätte lernen können. Die philo-

1) H. v. Schubert, Die sogenannten Slavenapostel Constantin und Methodius. *Sitz.-Ber. Heidelberg, phil.-hist. Kl.*, 1916, Abh. 1.

2) H. v. Schubert, *Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter*. Tübingen 1921, S. 510—524.

3) Dvorník, *Les Slaves, Byzance et Rome au IX^e siècle*. Paris 1926.

logischen Partien sind unselbstständig, größtenteils auf den heute überholten Ausführungen Pastrneks basierend, etwa in der schwierigen Frage des Verhältnisses von Perikopen zu Tetraevang. S. 166 Anm. 4 apodiktisch und sicher unrichtig urteilend. Im ganzen schwächt der scharf katholische Standpunkt des Verfassers den Wert des Buches, das immerhin einen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte der Slavenapostel darstellt.

Einseitiger noch sind die Schriften von Snopek¹⁾ und Grivec²⁾ zu unserer Frage, die deshalb nur erwähnt sein mögen, da sie vornehmlich theologisches Interesse bieten. Von Nutzen ist Teodorov-Balans Ausgabe der Legenden³⁾, gut des gleichen Verfassers mit reicher Bibliographie versehene Rede über Klemens⁴⁾. Ein weiteres Eingehen auf die historische Literatur ist an dieser Stelle nicht beabsichtigt.

Die vorstehende Literaturübersicht hat sich beschränkt auf Arbeiten, die allein oder doch wesentlich der Erforschung des Aksl. gewidmet sind, bibliographische Vollständigkeit war dabei nicht beabsichtigt. So sind auch von Rezensionen im allgemeinen nur diejenigen angeführt, die irgend Wesentliches zum Gegenstand beitragen. Im ganzen können wir eine erfreulich rege Tätigkeit in der aksl. Forschung darstellen, die notwendigerweise immer stärker auf die Einzelanalyse der Codices in möglichst tiefscrifender und möglichst vielseitiger Untersuchung hindrängt. Die Erfassung der Denkmäler als Individualitäten ist das, was vor allem not tut; erst wenn sie abgeschlossen ist, werden Synthesen in Form von Handbüchern oder Grammatiken, deren wir heute schon reichlich genug besitzen, nicht mehr ein konstruiertes Schema darstellen, sondern ein Abbild des wahren Sprachlebens und Sprachstandes enthüllen, das zwar weniger einfach und weniger einheitlich sein wird als das bisherige, dafür aber den einen und entscheidenden Vorzug haben wird: den der Wahrheit.

1) Snopek, Die Slavenapostel. Kremsier 1918.

2) Grivec, Bogoslovni vestnik 1 (1921), S. 199 ff., und als »Pravovernost sv. Cirila in Metoda«. Ljubljana 1921. Dazu ein Aufsatz in Slavia 2 (1923/24), S. 44 ff.

3) Teodorov-Balan, Kiril i Metodi. Sofija 1920.

4) Teodorov-Balan, Sveti Kliment Ochridski. Sofija 1919.

Samo und sein Reich.

Diesen Aufsatz hatte ich schon vor mehreren Jahren geschrieben; er erscheint jetzt an einigen Stellen umgearbeitet. Einige Bedenken gegen die Erzählung des Konstantinos Porphyrogennetos von der Berufung der Chorwaten, die sich noch in einer kleinen, im J. 1926 geschriebenen Mitteilung oben XLI, 159 zeigten und die zum Teil unter dem Einfluß von Jagićs Artikel ebenda XVII, 47ff. bei mir zurückgeblieben waren, haben mich von seiner Veröffentlichung zunächst abgehalten. Beim Lesen des wichtigen Aufsatzes von Ljudmil Hauptmann »Politische Umwälzungen unter den Slowenen« etc. (Mitt. d. Inst. f. östl. Geschichtsforsch. XXXVI, 229—287), welchen ich erst am Anfang dieses Jahres kennen lernte, wurde ich wieder in meiner alten Ansicht bestärkt, wenn ich auch nicht in allem Hauptmann beistimmen kann. Auch die Vermutung, daß Konstantinos Porphyrogennetos zwei zeitlich getrennte Ereignisse als gleichzeitig geschehene erzählt, wurde durch die scharfe Analyse Hauptmanns in *Zbornik kralja Tomislava* 86—127 glänzend bestätigt.

Die bekannte von Fredegars Chronik überlieferte Nachricht vom fränkischen Kaufmann Samo, der im J. 623 mit einigen anderen Kaufleuten zu den Slawen oder Winden kam, diese in ihrem Kampf gegen die Awaren anführte, dann ihr Herrscher wurde und als Gründer des ersten bekannten slawischen Reiches 35 Jahre wirkte, hat seit Pelzel eine umfangreiche Literatur hervorgerufen. Trotzdem sind die Forscher noch nicht einig über die Frage, ob die Slawen, zu welchen Samo kam, nördlich oder südlich der Donau wohnten, ob also die Slawen in Böhmen oder die Slowenen gemeint sind. Die nachstehende Studie trachtet einen kleinen Beitrag zur Beleuchtung dieser Frage zu liefern. Im Zusammenhang tauchen aber auch andere Fragen auf, die ihrer Lösung harren.

Der Name Samo und *Sclavi coinomento Winidi*. Zuerst müssen wir untersuchen, welcher Abkunft Samo war. Der Name ist unzweifelhaft keltisch, wie schon Holder, Altceltischer Sprachschatz s. v. *Samo*, angenommen hat. Holder führt denselben Namen an aus Vita S. Virgili ASS 401 A (richtig 399 A), wo das Landgut seiner Eltern *Samon* genannt wird (*in vico proprio cui vocabulum est S. in partibus Aquitaniae, vitae sumpsit exordium*) und aus Inschriften (La Graufesenque und Bordeaux). Mit Samo identisch ist wahrscheinlich auch *Sammo* (inschriftlich aus Ehrenhausen bei Straßburg, Vienne, Ivours, dép. Rhône, arr. Lyon, Mainz und Heddernheim). Als Vollname dazu gehören *Samorix* (aus Châlon-sur-Saône und Langres) und *Samotalus* (aus Monthureux-sur-Saône, dép. Vosges, arr. Nirecourt, Le Chatelet, Douai). Der Name spricht also dafür, daß Samo ein Galloromane war.

Wenn Fr. Kos, *Gradivo za zgodovino Slovencev* I, 195 n. 3, zur Stütze der vermeintlich slawischen Herkunft des Samo auch sein Heidentum — er hatte zwölf Frauen ex genere Winedorum — anführt, so ist zu bemerken, daß Heiden in der ersten Hälfte des VII. Jahrh. in Gallien noch ausdrücklich erwähnt werden, s. *Lavisse, Histoire de France* II, 1, S. 237f., *Vaandard, L'idolâtrie en Gaule aux VI^e et VII^e siècles (Revue des questions historiques 1899)*. Freilich hätte Samo bei seiner Abenteurernatur auch als Christ in der slawischen Umgebung in seiner Führerrolle sich den Gewohnheiten des Landes anpassen können, aber es ist, wie wir unten sehen werden, bei Fredegar auch ein direkter Hinweis auf sein Heidentum. Was wieder die Ableitung des Namens von Samo aus dem Slawischen betrifft, so ist sie unmöglich, weil seine Heimat in Gallien war.

Pagus Senonagus. Samo, »nationale Francus«, war nach Fredegar aus *Pagus Senonagus* (de pago Senonago). Pelzel und einige andere Forscher nach ihm haben diesen Ort im Land der Semnonen gesucht, aber vergeblich, denn die Semnonen werden zum letztenmal im J. 177 genannt und ihre damaligen Wohnsitze waren außerhalb des fränkischen Reiches vom VII. Jahrh. Wer zuerst die Vermutung ausgesprochen hat, daß damit das Land um die französische Stadt *Sens*, also *Sénonais*, gemeint ist, kann ich leider nicht konstatieren, jedenfalls ist die Zusammenstellung von *Pagus Senonicus* mit dem Stadtnamen *Sens* in der historischen Literatur schon lange gang und gäbe. Krusch in seiner Fredegarausgabe in MG (Scriptores rer. Merov. II, 114 n. 1) sagt: »Soignies in Hannonia coniecit Digot III, p. 186, quod latine Soniacus. Alii de Sens cogitaverunt, quod praeferam.« An Soignies (*Soniacas, Sonegias, s. Gröhler über Ursprung u. Bedeutung d. franz. Ortsnamen 292) ist auch nicht zu denken, erstens weil die damalige vulgärlateinische Form zu sehr von *Senonago* bei Fredegar abweicht und zweitens, weil es fraglich ist, ob es je einen *pagus Soniacus* oder *Sonagus* gegeben hat. Die Zusammenstellung mit *Sens* ist unbedingt richtig. *Pagus Senonicus* ist historisch mehrfach belegt, Longnon, *Atlas historique de la France*, Texte I, 107. Neben der Form *Senonico*, *Sennonico* kommt auch *Senonego* vor in *Liber hist. francorum*, Ausgabe von Krusch (S. rer. Merov. II, 307, Note Z. 31), die mit ihrem *g* auch der damaligen Aussprache des Vulgärlateins entspricht, ganz wie *Segona* neben *Secona*, *Sequana* bei demselben Fredegar, ebenso ist *e* für *ɛ* vulgärlateinisch. Nun braucht aber Fredegar (S. 52, Z. 27) von den senonischen Galliern

die Form *Galli Senonaci*. Aber nicht genug damit. Ganz wie zu *Senonas* das Adjektiv *senonicus*, *senonegus*, *senonacus* gebildet ist, gehört auch zu *Lingonas* das Adjektiv *Lingonicus* und *lingonacus* (neben *Lingonici*, S. 105, Z. 6, steht in einigen Handschriften *Lingonaci*, *Lingonati* S. 105, Z. 36). Die Form *senonagus* neben *senonacus* ist dann klar; jene verhält sich zu dieser wie *senonecus* zu der angeführten *senonego*¹⁾.

Pagus senonicus liegt bekanntlich an der Yonne, im alten Burgund. Ein Jahr vor Samos Abreise hatte nach Fredegar Chlothar, indem er seinen Sohn Dagobert zum Mitregenten gemacht, diesen als König über Austrasien gesetzt. Er behielt jedoch für sich davon den Teil, welchen die Ardennen und Vogesen nach Neustrien und Burgund ausschieden. *Pagus Senonicus* blieb also im Gebiet Chlothars und um von dort z. B. nach Straßburg am Rhein zu kommen, hätte Samo durch das Gebiet Dagoberts reisen müssen. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war wegen der Gebietsteilung gespannt und es kam im J. 625 zwischen ihnen zum Streit, der von zwölf fränkischen Schiedsrichtern beigelegt werden mußte. Erst damals bekam Dagobert das ganze austrische Gebiet. Es wäre also für Samo im J. 623 mit Schwierigkeiten verbunden gewesen, durch Dagoberts Gebiet sich auf seine Handelsreise in der Richtung gegen Straßburg und Mainz und davon weiter zu den Slawen zu begeben. Der südliche Weg von Sens durch die Schweiz war kürzer und der Herzog Herpo und, nachdem dieser ermordet war, Chlothar selbst hatten für den Frieden »jenseits des Jura« gesorgt. Samo und seine Gefährten reisten also m. E. den römischen Straßen folgend über Autun, Châlon-sur-Saône, Besançon, Basel, Bregenz, Pons Aeni am Inn, Salzburg und von dort zu den Slowenen. Mit den Slawen »coinomento *Winidi*«, zu denen Samo und seine Gefährten

1) Die Schreibung *senonacus*, *senonagus* neben *senonicus*, *senonegus* ist wohl so entstanden, daß der Schreiber, welcher die normale Form *senonicus* in seiner Aussprache durch *senonegus* wiedergab, nach der Form *senonacus* bzw. *senonagus* griff, um zu einer vermeintlich richtigen Form zu gelangen. Unbetontes *a* war zu seiner Zeit schon in einen *e*-Laut übergegangen und er glaubte, richtigeres Latein zu schreiben, wenn er *a* anstatt *e* schrieb. So schreibt er *devallavit* anstatt *debellavit*, was uns nicht zu der Annahme berechtigt, daß er wirklich so sprach; seine Aussprache ist am wahrscheinlichsten jedoch *devellarit* gewesen. Zum Ausgang *-acus*, *-aca* anstatt *-icus*, *ica* vgl. jedoch auch it. *calonaco* pro *caloneco* (*canonicus*), *tonaca* pro *toneca* aus *tunica*, *cronica* neben *cronica*; deshalb auch vulgärlat. *monichus* neben *monachus*. Meyer-Lübke, Einführung³, 153.

kamen, sind unzweifelhaft gerade die südlich der Donau und nicht die in Böhmen wohnenden Slawen gemeint. Die letzteren werden nämlich nie bloß »Winidi«, sondern *Beu-Winidi*, *Beehaimi* usw. mit dem Hinweis auf ihre Heimat *Beheim*, *Bojohaemum* genannt. Es ist auch kein Zufall, daß der Name *Winde*, *Wende*, der gerade hier zu »Selavi« erklärend hinzugefügt wird, im Deutschen nicht von den böhmischen, wohl aber von den Slowenen und Lausitzer Wenden gebraucht wird. Weiter ist in Fredegars Chronik beim J. 629 die Rede von Völkern, welche in der Nähe der awarischen und slawischen Grenze (*circa limitem Avarorum et Sclavorum consistunt*) zusammen mit diesen bis zur Grenze des oströmischen Reiches (*usque manum publicam*) wohnen.

Wenn auch der Passus in *Conversio Bagoarorum et Carantanorum* über Samo von Fredegar abhängig ist, wie Goll (Mitt. d. Inst. f. Österr. Geschichtsforschung, XI, 444) deutlich nachgewiesen hat, so sind doch die Worte »manens in Quarantanis fuit dux gentis illius« insofern von Bedeutung, daß sie zeigen, wie die betreffende Stelle bei Fredegar noch im IX. Jahrh. in Salzburg aufgefaßt wurde. Was die *Conversio* von sich zu Fredegar hinzufügt, beruht auf lokaler Überlieferung.

Südlich von der Donau war also der eigentliche Wirkungskreis des Samo. Bevor wir aber zeigen, wie er diesen Kreis bis nach Nordböhmen erweiterte, müssen wir einen Rückblick auf die Geschicke der Awaren vor diesen Ereignissen werfen.

Die Awaren vor ihrer Ansiedlung in Pannonien. Die Awaren sind den Byzantinern bekannt seit dem J. 558, wo sie schon in der Steppe diesseits der Wolga hausten. Wahrscheinlich hatten die Byzantiner schon früher mit diesem Volk zu tun, obgleich sie es nicht von den Hunnen zu unterscheiden wußten. So können die von Prokopios erwähnten Hunnen, welche gleich vom Anfang der Regierung Justinians an fast jedes Jahr mit den Slawen und Anten das oströmische Reich verheerten, Awaren sein. Ihr Verhältnis zu den Anten wurde feindlich erst nachdem diese einen im Auftrage der Awaren unternommenen Kriegszug nicht glücklich ausführen konnten. Es ist hier nicht der Ort, ihre Herkunft und Stammesverhältnisse zu erörtern. Uns genügt es zu konstatieren, daß sie der Sprache nach zu derselben R-Gruppe der Turkotataren, wie die Hunnen, Bulgaren und ihre jetzigen Nachkommen die Tschuwassen, gehörten: sie hatten *kolawur* (in *Booxo-λαβρᾶς*, bei Theophylakt Simokattes, vgl. Marquart, Die Chronologie

der alttürk. Inschriften, 41) 'Seher' anstatt *qolayuz* usw. Ihre Altertümer mit sehr typischen Formen weisen zurück auf die westsibirische sarmatisch orientierte Kultur, während in den hunnischen Altertümern Spuren von chinesischem Kultureinfluß erhalten sind. Sie hatten anscheinend eine streng durchgeführte militärische Organisation; sie kämpfen selbst als Kavalleristen und verwenden die unterjochten Völker als Fußsoldaten. Im Sommer lebten sie in der Ebene, im Winter wurden die kriegerischen Männer oft in den Wohnungen der unterjochten Völker einquartiert. Landbau haben sie nicht getrieben. Die pontischen Steppen entlang sind sie bald zwischen Dnieper und Dniester südlich von den Anten und weiter diesseits vom Dniester südlich von den slovène, denn jene wie diese haben nördlich vom Steppengebiet, nicht bis zum Schwarzen Meer, gewohnt. Die Anten und slovène werden unterjocht. Als die Gesandten der Awaren im J. 562 von Justinian Land zur Niederlassung verlangen, sitzen sie am linken Ufer der unteren Donau. Ihnen wird ange deutet, daß sie die früheren Wohnsitze der Heruler in Pannonia secunda einnehmen dürfen. Sie lehnen aber das Angebot ab, wahrscheinlich weil sie gut wußten, daß dort gerade die Gepiden sitzen und daß sie dadurch mit diesen in einen harten Kampf geraten würden. Außerdem hätten die Awaren dort den Kontakt mit ihrem Machtbereiche nördlich der unteren Donau verloren. Die Awaren wollten unbedingt die Dobrudscha (Scythia) als Standlager haben. Daß der bei Menandros überlieferte umständliche Bericht hier gerade Scythia minor im Auge hat, geht aus dem, was derselbe Menandros über den Bündnisantrag des Langobardenkönigs Alboin an den Awarenkagan Bajan mitteilt, deutlich hervor. Wenn die Awaren sich mit den Langobarden verbündeten, so würden sie unbesiegbar und würden auch die Gepiden schlagen. Dann wäre es den Awaren leicht Skythien und sogar Thrazien, ja selbst Konstantinopel einzunehmen.

Die Awaren gingen unverrichteter Dinge — auch die von ihnen angekauften Waffen wurden weggenommen — wieder nach dem Hauptquartier des Kagans nördlich der Donau. Von hier aus, etwa aus dem jetzigen Bessarabien, wurden von ihm die Völker in den pontischen Steppen und die Anten und Slawen in der Walachei und Moldau und überhaupt die nördlich der Karpathen wohnenden Slawen beherrscht. Es ist gerade diese Zeit von etwa 558, wenn nicht schon 528 bis 567, auf welche sich die Erzählung der altrussischen Chronik

von der schweren Bedrängung der Slawen, besonders der Duleben, durch die Awaren bezieht. Im J. 566, unter Kaiser Justinus, verlangen die Gesandten der Awaren in Konstantinopel noch größere Geschenke, als sie unter Justinianus bekommen hatten. Justinus gibt ihnen eine verächtliche Antwort: er branche ihre Hilfe nicht und werde ihnen auch keinen Tribut zahlen. Die Gesandten kehren zurück und die awarische Heermacht wendet sich gegen das Land der Franken.

So Menandros. Nach einem anderen Zeitgenossen, Gregor von Tours, sind die Awaren zweimal ins fränkische Reich eingefallen. Das erstemal geschah es nach dem Tode Chlothars, also nach 561. Sigibert zog mit seinem Heer gegen sie aus, die Awaren wurden besiegt und in die Flucht geschlagen. Danach schloß der Kagan mit Sigibert durch Gesandte Freundschaft (*Historia franc.* IV, 23). Aber »die Hunnen (Awaren) kommen wiederum nach Gallien. Gegen sie zog Sigibert ins Feld, und es folgte ihm eine große Schaar tapferer Männer«. Die Awaren, »in Zauberkünsten wohl bewandert«, zeigten ihnen allerlei Spukgestalten (*diversas fantasias*) und schlugen sie dadurch auf das Haupt«. Sigiberts Heer floh und er selbst wurde von den Awaren umzingelt. Er rettete sich durch reiche Geschenke, der Kagan der Awaren schloß wieder ein Bündnis mit ihm und sie führten Zeit ihres Lebens keinen Krieg mehr miteinander. Der zweihundert Jahre spätere Paulus Diaconus, der Gregors von Tours »*Historia*« benutzt hat, erzählt (*Hist. Lang.* II, 10) von diesen zwei verschiedenen Einfällen ganz kurz. Sein Bericht bringt indessen auch Neues: Die Nachricht vom Tode Chlothars habe zum ersten Versuch nach Gallien zu kommen die Anregung gegeben. Sigibert eilte ihnen entgegen nach Thüringen und schlug sie an der Elbe. In dem zweiten Einbruch der Awaren hat die für die Franken unglückliche Schlacht in der selben Gegend wie die erste stattgefunden.

Zeuß, *Die Deutschen und die Nachbarstämme*, 731 scheint zu meinen, daß die von Gregor von Tours erwähnten Awaren Anfälle gegen das fränkische Gebiet, »hier gerade ungeschickt Galliae genannt«, nur die östliche Peripherie des fränkischen Reiches zum Ziel hatten. In der Tat ist aber Gregor von Tours wörtlich zu nehmen. Als der Versuch der Awaren, vom Kaiser Justinian ein solches Land zur Niederlassung angewiesen zu bekommen, daß ihnen zum Einfalls- tor zu den Reichtümern von Ostrom dienen könnte, mißlang, versuchten sie ihr Glück im Westen: sie wollten, wie die Hunnen vor

ihnen, in Gallien einbrechen, um zu den dortigen Reichtümern zu kommen. Auch das mißlang. Als sie vom Justinus schroff abgewiesen wurden, haben sie wieder nach 566 ihr Augenmerk auf Gallien gerichtet. Sie hatten außerdem Grund, den König Sigibert als ihren Feind zu betrachten: er, der doch den Awaren Freundschaft versprochen, hatte eben mit Kaiser Justinus ein Bündnis geschlossen. Freilich haben sie Sigibert geschlagen, aber der Sieg war zu teuer gekauft. Die Gegend in Thüringen an der Elbe, welche die Ostgrenze des Fränkischen Reichs bildete, konnte das Awarenheer nicht ernähren. Der neue Bundesgenosse Sigibert mußte ihm Lebensmittel liefern. Die Ansicht Zeuß' (Die Deutschen und die Nachbarstämme, 732), »daß eben damals der Ruf und die Versprechungen des Langobarden Alboin, der in wildem Grimme gegen die Gepiden sich mit den Fremden gegen seine Nachbarn und Stammverwandten verbündete, den Chakan nach Süden zogen«, ist sicher richtig. Auch Menandros erzählt von den Verhandlungen der Langobarden mit den Awaren und von den Bedingungen des Bündnisses in unmittelbarem Zusammenhang von der für Sigibert unglücklichen Schlacht und seinem Bündnis mit den Awaren.

Welchen Weg sind die Awaren auf diesen zwei Feldzügen gegen die Franken gezogen? Sicher nördlich der Karpathen, also durch Galizien und Schlesien. Über die Karpathen hätten sie freilich auf kürzerem Wege, hinter dem Rücken der Byzantiner, nach den sie lockenden Ländern südlich der Donau ziehen können, aber die Awaren fürchteten enge Bergpässe, in welchen sie mit ihrer Reiterei gegen den überfallenden Feind nicht hätten kämpfen können. So ging der Zug der Awaren im J. 578, wo sie als Verbündete der Byzantiner gegen die Slawen in der Walachei verwendet wurden, nicht den geraden Weg aus Pannonien durch Siebenbürgen, sondern das awarische Heer wurde in Pannonien auf das römische Donauufer gesetzt, zog die Donau entlang bis in die Dobrudscha und wurde dort wieder auf das linke Ufer hinübergeführt.

Im J. 567 haben die Awaren sich, nachdem sie zusammen mit den Langobarden das Gepidenreich vernichtet hatten, in den Wohnsitzten der Gepiden in Pannonien niedergelassen. Von hier aus konnten sie ihre Herrschaft über die Slawen jenseits der Karpathen nicht mehr aufrecht halten. Deshalb spricht die altrussische Chronik von ihrem jähren Verschwinden, »und sie sind alle gestorben und kein Aware (обринъ) ist geblieben, weshalb es noch heute ein Sprichwort in Ruß-

land ist: »Sie sind verschwunden (погыбла) wie Awaren (обри), von welchen weder Stamm noch Nachkommen da sind«. Nach dem Abzug der Langobarden nach Italien, im April 568, wurden auch ihre Wohnsitze, Niederösterreich, Böhmen, Mähren und das Land östlich davon nördlich der Donau bis zur Theiß, von den Awaren besetzt.

Unsere Quellen geben keinen Aufschluß über den Weg, auf dem die Awaren in ihr neues Land eingewandert sind. Wenn die Botschaft der Langobarden sie auf ihrem Feldzug in Thüringen westlich der Elbe erreicht hat, so hätten sie, nachdem sie auch mit den Franken ein Abkommen hatten, von dort auch durch Thüringen und westlich vom Böhmerwald zur Donau und dann mit den Langobarden die Donau entlang ins Land der Gepiden einfallen können. Nach Menandros gab aber Sigibert den Awaren Lebensmittel mit der Bedingung, daß sie binnen drei Tagen sein Reich verließen. Hinter die Elbe konnten sie sich in kurzer Zeit zurückziehen und auch sonst ist es am wahrscheinlichsten, daß sie über das Mährische Gesenke der March folgend zur Donau kamen. Sobald sie aber auch über die von den Langobarden verlassenen Gebiete verfügen konnten, haben sie wohl zuerst Ufernoricum als eine besonders gute Position besetzt. Slawen brauchten die Awaren auch hier als Landbauer und Fußsoldaten. Derjenige slawische Stamm, der am meisten unter der Herrschaft der Awaren litt, war nach der altrussischen Chronik die *Dulebi*. Dies ist die russische Form, welcher im Westslawischen *Dudlēbi* entspricht. Und denkt man sich, daß die Basis der awarischen Macht, nachdem sie südlich der Karpathen übersiedelt waren, zuerst das Donaugebiet in Niederösterreich und etwas östlich davon bildete, so kann man sich denken, daß die Awaren denjenigen slawischen Stamm, den sie als Infanterie brauchten, wieder in ihre unmittelbare Nähe mit sich nahmen: sie hatten wieder *Dudlēbi* in Südböhmen und *Dudlēbi* auch südlich von sich in der Steiermark. Das J. 568 ist jedenfalls für die Besiedelung Böhmens durch Slawen von großer Bedeutung.

In der Geschichte der awarisch-slawischen Berührungen sind also zwei verschiedene Perioden zu unterscheiden. Während der ersten sitzen die Awaren nördlich der unteren Donau und der Karpathen, in der zweiten in Pannonien. Von der ersten Periode stammt wohl auch der neulich in Südwestfinnland gefundene von A. M. Tallgren in der Zeitschrift »Suomen Museo« 1926 besprochene Gegenstand, der noch keinen byzantinischen Einfluß aufweist, während die aus Pannonien stammenden

Altertümer später schon Spuren byzantinischer Einwirkung tragen. Der genannte Gegenstand muß längs dem Dnieper über das Baltikum nach Finnland gelangt sein. In der zweiten Periode ging, wie schon gesagt, den Awaren die tatsächliche Oberherrschaft über die nördlich der Gebirge wohnenden Slawen verloren. Freilich betrachten die Awaren sie noch als ihre Untertanen, und die Häuptlinge dieser Slawen waren awarischer Abstammung, obgleich sie auch bald slawisiert wurden. Daß es dem so ist, geht aus folgenden Beispielen hervor. Als der Kagan Bajan im J. 578 von den Romäern gegen die gemeinsamen Feinde, die Slawen nördlich der unteren Donau, zum Krieg bestellt und das Land der Slawen von ihm verheert wurde, bemerkt Memandros, daß der Kagan es tat, weil er diese Slawen sehr haßte. Er hatte nämlich ihren Fürsten Daurentios oder Dauritas aufgefordert, ihm Tribut zu zahlen, weil er und sein Volk Untertanen der Awaren seien. *Daurentios-Dauritas* ist schwerlich als slaw. *Dobreta* zu lesen, sondern ein türkischer Name in gräzisierter Gestalt. Weiter erfahren wir, daß im J. 593, als Priskos, der Feldherr des Kaisers Maurikios', dieselben Slawen bekriegt und Musokios, »den sogenannten König (ρῆσ) der Slawen« gefangen nimmt, der Kagan darüber aufgebracht ist: die Romäer seien in sein Land eingefallen und haben seine Untertanen bekriegt. *Musokios*, auch *Musukios* geschrieben, konnte man freilich in den Anfängen der Slawistik für slawisch halten, aber diesen Namen noch in unseren Tagen als slaw. *Muzok* erklären zu wollen, dazu gehört schon recht viel Naivität. Das würde voraussetzen, daß schon im VI. Jahrhundert der Nasalvokal *o* in *u* und betontes *o* nach *z* in *o* übergegangen wäre, wie im jetzigen Russisch. Es müßte auch erst nachgewiesen werden, daß ein Мужокъ schon früh als Personenname vorkommt. Vergebliche Mühe, denn der angeführte Name ist türkisch (awarisch oder hunnisch); zum Suffix vergleiche *Alciocus*, bulgar. Name bei Fredegar. In diesem Zusammenhang sei auch der Name *Ιδαριζιος* erwähnt. Die Führer der Anten *Μεζάμηρος* und *Κελάγαστος* sind seine Söhne. Der Vater trägt einen hunnischen Namen, die Söhne sind schon auch dem Namen nach Slawen.

Die ältesten Wohnsitze der Slawen. Viel ist darüber geschrieben worden, wann die Südslawen, die Slowenen inbegriffen, eingewandert sind. Bekanntlich haben Slaweneinfälle in die südlich der Donau gelegenen Provinzen des römischen Reiches im Laufe des ganzen

VI. Jahrh. von der Regierung des Kaisers Anastasius' an stattgefunden und immer handelt es sich um das Übertreten der unteren Donau vom linken Ufer auf das rechte. Entweder richtet sich der Angriff nach Thrazien und Griechenland oder nach dem Illyricum. Wenn mehrere von diesen Einfällen auch zurückgeschlagen und einige erst nach langen mühevollen Anstrengungen abgewehrt werden, so sind sicher manche, ja sogar recht viele von diesen Eindringlingen in den von ihnen ersehnten römischen Provinzen geblieben. Es waren selbstverständlich mehrere slawische Stämme unter ihnen, aber die Römer haben sie nur nach den zwei führenden Stämmen der »Sklavenen« (*Slovéne*) und *Anten* — deren slawische Namensform wir nicht kennen — genannt. Die *Anten* kommen seltener in Betracht. Von der unteren Donau, aus der Walachei, dringen meistens nur *slovéne*, *slaveni*, ein. Den Byzantinern wie auch den Abendländern war dies ein Kollektivname, nicht aber so ursprünglich den Slawen selbst. Ebenso wenig wie die Germanen haben auch die Slawen ursprünglich einen gemeinsamen, alle Stämme umfassenden Namen gehabt. Wo wir also Slawen, die sich selbst *slovéne* nennen, treffen, müssen wir sie auch aus einem gemeinsamen Urstamme ableiten. Ebenso wenig wie der Name *dudlébi*, *srbí*, *črvati*, **dervjane* an mehr als einem Orte aus reinem Zufall auftaucht, sondern unbedingt auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt hinweist, ebenso wenig ist auch das Vorkommen des Namens *slovéne* an mehreren weit voneinander gelegenen Orten (im Norden am Ilmensee und an der Ostsee, südlich der Karpathen und südlich der Donau), ein Beweis dafür, daß *slovéne* der Gesamtname aller Slawen gewesen sei. Der Name gehörte ursprünglich nur einem Stämme, der sich später verzweigte. Gr. *σλαβηνοί*, lat. *slaveni*, *slavi* als Gesamtname für alle diese nah miteinander verwandten Stämme hat sicher zum entsprechenden Gebrauch des Namens *slovéne* bei den Slawen selbst beigetragen. Die historisch belegte alte Heimat der *slovéne* lag nördlich der unteren Donau. Also von dort stammen auch die *slovéne* oder richtiger der Kern der *slovéne* in den Ostalpen. Die jetzigen Slowenen aber in ihrer Gesamtheit sind ein historisches Produkt vom Zusammenwachsen von den genannten *slovéne*, *dudlébi*, *črvati* und vielleicht noch von anderen Stämmen. Wann und auf welchem Weg die Vorfahren der Slowaken in ihre jetzige Heimat gelangt sind, ist noch eine offene Frage. Jedenfalls schon sehr früh fängt ihr Zusammenwachsen mit den slawischen Stämmen in Böhmen an. Die jetzige Form *slovák* bildet ein

Gegenstück zu *polak* für *polanin*¹⁾. Was die Kroaten und Serben betrifft, so liegt kein Grund vor, ihre Einwanderung während der Regierung des Heraklios zu bezweifeln. Die auffallende sprachliche Einheitlichkeit der Serbokroaten und Slowenen ist durch die geographische Lage, die historischen Geschicke und die sowieso nahe Verwandtschaft ihrer Sprachen genügend begründet; der Umstand, daß die Landnahme der Kroaten und Serben ein halbes oder ganzes Jahrhundert später als die Ansiedelung der Slowenen stattgefunden hat, spielt dabei nur eine Nebenrolle.

Man hat freilich Slawen auf der Balkanhalbinsel schon vor dem 6. Jahrhundert gesucht und sich dabei durch slawisch klingende Ortsnamen aus dieser Zeit irreleiten lassen. So soll *Pelsois* 'Plattensee' mit slaw. *pleso* identisch sein. Das slawische Wort geht aber nicht auf eine Urform **pelso* zurück, sondern hat die ursprüngliche Lautfolge *-le-*; *pleso* bedeutet ja eine glatte, ruhige Stelle zwischen zwei Stromschnellen und hängt mit r. *плоскій* 'flach' zusammen. *Pelsois* ist wahrscheinlich aus der Sprache der Pannonen und sein Vorderteil *pel-* kann vielleicht mit lat. *palus* und lit. *pelkė* 'Sumpf' zusammengestellt werden. Oder, ein von Justinian renoviertes Grenzkastell an der Donau heißt *Μιλλάρεια* und soll ein slav. *mila rēka* darstellen. Nun erwähnt aber Jordanes unter den Flüssen im Gepidenlande auch *Miliare* mit demselben (thrakischen) Ausgang der uns auch im rumänischen Namen der Donau *Dunarea* begegnet. *Μιλλάρεια* ist also vulgärlateinische Form für ein *Miliarica*. Die anderen vermeintlich slawischen Namen aus dem III.—V. Jahrh. sind nicht besser begründet. Auch verstehe ich nicht, wie man den Gebirgsnamen *Karpathen* mit dem Namen der Kroaten *χαρβατι* (die Urform kann auch *χαριβατι* oder *χαρρι-* gewesen sein) etymologisch zusammenstellen kann. Das in der Hervararsaga vorkommende *Harvadafjoll* soll mit den *Karpathen*, diesem erst spät von Gelehrten aus der klassischen Literatur herüber genommenen Namen,

1) Auf die Frage nach dem Ursprung des Namens *sloréninъ* gehe ich hier nicht ein. Es ist sicher kein toponomastisches Wort vom Typus *rimjaninъ*; übrigens liegt hier ein Suffix *-én-* und nicht *-jan-* vor. *Sloréninъ* ist aus einem Personennamen gebildet. Einige slawische Stammesnamen enthalten einen Personennamen, den Namen des vermeintlichen Ahnen als solchen oder eine Ableitung davon. Ein vermeintlich westslawischer Zug im Slowenischen, nämlich *dl* (s. Oblak, Archiv f. sl. Phil. XIX, 321 ff.) ist auch den nördlichen (Nowgoroder) Slowenen nicht fremd gewesen. In der äußersten Peripherie des alten Nowgoroder Sprachgebietes, im Pskower Dialekt erscheint *dl* als *gl*, s. Durnovo, Очерк истории русск. языка, 140.

zusammenhängen. Schon die Lautgestalt und die Betonung zeigt, daß *Karpathen* ein Gelehrtenwort ist und auch der Umstand, daß der Vorder teil *harvaða-*, also gen. pl. von **harvaðr* mit dem pluralisch gebrauchten Namen *Karpathen* gepaart wird, sollte befremden. Solche pluralischen Gebirgsnamen, wie dieser und Vogesen, les Vosges, Ardennen, les Ardennes, sind doch neuen Datums; die alten Formen waren singulärisch: *Kαρπάτης ὄρος* bei Ptolemaeus, Vosegus, Arduenna. Und übrigens wissen wir nicht, welcher Teil der Karpathen mit *Kαρπάτης ὄ.* gemeint ist. Weiter fragt man sich, warum die Germanen bei der Übernahme der Form *Karpat-* sie in den Tiegel der Lautverschiebung geworfen hätten, da sie ja selbst diese Laute hatten. So kann *Harvaðafjöll* nicht anders als »Gebirge der Chorwaten« gedeutet werden, wenn es überhaupt in Mitteleuropa zu suchen ist¹⁾.

Im ganzen und großen kann man sagen, daß die alte Umsiedelung der Germanen in der Richtung von Nord nach Süd mit Schwenkungen nach Ost und West, die alte Umsiedelung der Slawen von Ost nach West nördlich der Karpathen und südlich der Donau, mit Schwenkungen nach Nord und Süd, vor sich gegangen ist. Die Grenzen der ältesten historisch bekannten Heimat der Slawen sind durch Karpathen, Weichsel, Donaumündung, Dnieper beschrieben. Von ihren noch älteren Wohnsitzen wissen wir nichts. Man hat sie geleitet von den slawischen Baum-, Pflanzen- und Tiernamen gesucht, also mit Hilfe des lexikalischen Materials. Jedoch haben wir bis jetzt nur einen sicheren Anhaltspunkt. Einige dem Slawischen und Baltischen gemeinsame Innovationen in der Formenlehre, sonstige gemeinsame Züge und einige nur diesen Sprachen gemeinsame alte Wörter sprechen deutlich für ein längeres nachbarliches Zusammenleben schon bevor die Slawen diese ältesten uns bekannten Wohnsitze einnahmen — die nochmalige spätere Nachbarschaft mit Slawen (Kriviken und Polen) ist bekanntlich eine Folge der Ausbreitung des Slawentums in nördlicher Richtung. Für die Frage nach der Dislokation der slawischen Stämme gibt aber dieser Rückblick keine Aufklärung. Die Namen der Stämme, nicht einzeln, sondern vergleichend etymologisch untersucht, können vielleicht noch dabei einige Fingerzeige geben. Sprachgeographische Betrachtung gibt

1) Die neueste Ausgabe der *Hervararsaga* von Jón Helgason (Kopenhagen 1924) hat *Handa-* und *Hanadafjöll* (*Hauada-?*). Die ganze Zusammenstellung mit Karpathen und Chorwaten schwiebt in der Luft, vgl. auch J. Šarovskij, *Сказание о мечѣ Тюрингѣ* III s. 207 ff. (Kiev 1906). [Korrekturnote.]

auch einige Winke für die Richtung der Verschiebungen der Stämme. Freilich haben wir oft dabei mit späten Erscheinungen zu tun, wie z. B. bei dem Auftreten der aus urslav. *tolt*, *tort* entwickelten Phoneme. Nun kommt die umgestellte Lautfolge *tlat*, *trat* nur südlich der Linie Sudeten—Karpathen—untere Donau vor und die Phoneme *tlot*, *tolot*, *trot*, *torot* wieder nördlich derselben Linie. Noch im IX. Jahrhundert war keine Metathese da, aber bei der Durchführung dieser Metathese haben die Gebirge eine Zweiteilung in *la*, *ra:lo*, *olo*, *ro*, *oro* verursacht. Einige andere Isoglossen wären noch einleuchtender.

Die Wanderungen der Slawen in südlicher Richtung. Wir kehren zurück zum J. 568, wo die Langobarden ihre alten Sitze verlassen haben¹⁾. Im Zusammenhang damit steht die Frage, wann diejenigen Slawen, aus welchen die jetzigen Čechen und Slowaken entstanden sind, in Böhmen und Mähren eingewandert sind. Es ist auffallend, daß in Mähren alles nur unter dem geographischen Namen *Moravane* geht. Für die älteste Geschichte der Slowaken (urspr. *slovéne*) wäre es wichtig, genau zu wissen, wo wir sie am frühesten zu suchen haben, wahrscheinlich doch im Quellgebiet der Theiß. Leider kennen wir auch nicht den Ursprung des Wortes *Tót*²⁾, womit die Ungarn die Slowaken und früher, wie Melich gezeigt hat, auch die Serben und Kroaten bezeichnet haben. Diese Benennung können die Ungarn z. B. von den letzten Gepidenresten übergenommen haben. Nur Böhmen weist urkundlich eine deutliche Differenzierung mit Čechen, Charwaten, Lemuzen — der Name ist vielleicht fremden Ursprunges, er erinnert sehr an den gepidischen Namen Elemund — Dudleben u. a. auf. Ein Teil der Slawen konnte in Böhmen schon vor dem Abzug der Langobarden sitzen, denn diese waren nicht so zahlreich und außerdem blieben sie nicht lange in Böhmen. Andererseits soll man auch nicht meinen, daß die germanische Bevölkerung, Hermunduren, vielleicht Sachsen u. a., ganz verschollen sei. Zu der Annahme von der Anwesenheit von Slawen hier und da schon in der Langobardenzeit könnte der Umstand mahnen, daß Böhmen slawische Ortsnamen von altertümlichem Typus so reichlich wie kaum ein anderes Land aufweist. Bindende historische Beweise dafür gibt es jedoch nicht. Wenigstens ist die Einwanderung

1) Merkwürdigerweise lehrt Kulakovskij Исторія Византії II, 347, daß Audoin auch Slawen nach Italien mitgenommen habe. Er hat *Suavos* bei Paulus Diaconus als *slavos* gelesen.

2) Das lange ó scheint aus einem Diphthong entstanden zu sein.

von Charwaten und Dudleben in Böhmen erst mit der Übersiedlung der Awaren nach den alten Wohnsitzen der Langobarden und Gepiden in Zusammenhang zu bringen. Auffallend ist die Übernahme einiger vor-slawischer Ortsnamen von den böhmischen Slawen. Einiges wie der Name der Elbe, *Labe*, weist auf germanisches Original, aber daneben sind andere, welche die Slawen vielleicht von noch älteren Völkerresten ererbt haben, so wie z. B. die Bulgaren ein *Plovdiv* anstatt des gr. *Philippopolis* von den Thrakern (Bessen) übergenommen haben. In Böhmen stehen wir in dieser Hinsicht vor manchem Rätsel, auch nach dem Erscheinen der vortrefflichen Untersuchung von Ernst Schwarz »Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern«. So muß m. E. die Zusammenstellung von *Kočkovroči* und *Krkonoše* aufrechterhalten werden, wobei zu beachten ist, daß die von Ptolemäus überlieferte Form wohl nicht die genaueste ist und daß bei dem čechischen Wort die Volksetymologie mitgespielt hat. Der Flußname *Vltava* kann auch schwerlich aus dem Deutschen erklärt werden. Die čechische Form ist früh belegt und in den Fuldaer Annalen kommt *Fuldaha* vor. Man könnte mit Schwarz S. 58 annehmen, daß diese Schreibung von der dem Annalisten bekannteren hessischen Fulda beeinflußt wäre, wenn wir nicht für die rumänische Moldau die alte Form *Flutensis* bei Jordanes hätten. Der Name ist keltisch, zu *-ausis* vgl. z. B. *Nemausos*. Man fragt sich nur, wer den Slawen *Vltava* übermittelt hat. Das wissen wir aber leider nicht. Die deutsche Form *Moldau* ist wohl von der sächsischen *Mulde* beeinflußt.

Wir müssen uns noch bei den *Charwaten* und *Dudleben* aufhalten. Diese¹⁾ sind anscheinend ein tüchtiger, Landbau treibender Stamm gewesen. Als solcher war er dem von der Arbeit der anderen lebenden Reiterrölk der Awaren als Lebensmittelproduzent sehr wichtig, aber auch leicht zu knechten. Die Chorwaten waren dagegen ein kriegerischer Stamm. Sie sind wohl Nachkommen des von den Sarmaten unterworfenen Stammes, der sich gegen ihre Herren und Unterdrücker während der Regierung Konstantinus des Großen erhob. Auf diese sarmatische Periode weist auch ihr unslawischer Name, der von demselben Typus ist wie *Sauromatae*, *Σαυρομάται* (ein slawischer Stamm). Sie waren den Awaren von großer Bedeutung als gute Fußsoldaten. Vielleicht ist ein Teil von ihnen auf einem vorgeschobenen Posten an der Saale

1) Der Name *Dudleb* ist unslawisch.

gerade von den Awaren auf ihrem Ansturm gegen das Fränkische Reich dort belassen worden. An der Peripherie sitzen sie auch in Böhmen, und nach dem J. 568 haben die Awaren Chorwaten vom Norden nach Süden berufen — Konstantinus Porphyrogennetos weiß sogar die Namen ihrer awarischen Anführer. Sie werden zur Verstärkung der Awaren beim Einfall in Dalmatien verwendet. Allmählich sind wohl auch andere Scharen von Slawen nach den Donauländern gewandert. Die Macht und Eroberungslust der Awaren wird immer größer, bis sie bei ihrem Angriff gegen Konstantinopel im J. 624 eine gründliche Niederlage erleiden. Die Unzufriedenheit der Slawen gegen sie trat schon bei der mißglückten Belagerung von Konstantinopel zu Tage. Nach seinem Siege versuchte nun Heraklius seine Feinde dadurch unschädlich zu machen, daß er selbst kriegerische Chorwaten nach dem Süden berief. Diese kamen auch und wurden Anführer der unterdrückten Slawen gegen die Awaren.

Aus der etwas verworrenen Erzählung des Porphyrogennetos gewinnt man den Eindruck, daß die Chorwaten von Heraklius berufen worden sind, aber die Serben haben selbst gebeten, nach Süden, in die Nachbarschaft der Chorwaten, kommen zu dürfen. Nach Porphyrogennetos waren diese Serben schon in Böhmen. Ihr Drang in die Nachbarschaft der Chorwaten ist kein Zufall. Die Serben, von denen dann ein Teil auch nach Norden oder genauer Nordwest übersiedelte, haben schon früher in Gemeinschaft mit den Chorwaten gelebt. Dafür spricht auch ihr Name. Im Ukrainischen bedeutet присербиться 'sich jemandem anschließen'. Auch kommt dasselbe Wort in ukr. пасерб 'Stiefsohn' vor; das einfache *sarbъ hat demnach etwa 'Angehöriger, Verbündeter' bedeutet. Der serbische Stamm hat sich auch nach Oberfranken ausgebreitet, zum Main und zur Naab (Moinwinidi, Nabawinidi). Wann dies geschehen ist, ob im sechsten oder siebenten Jahrhundert, ist schwer zu entscheiden, wahrscheinlich aber schon vor 600. Wenn die Serben nach dem Süden von Böhmen her wanderten, so hätte ihre Verbreitung nach der Oberpfalz und nach Oberfranken das Egertal entlang aufwärts geschehen können. Dann hätten sie an der Elbe westlich von den böhmischen Charwaten gewohnt.

In den neuen Wohnsitzten hatte »der Wille zur Macht« bei den Awaren nicht nachgelassen. Sie wollten augenscheinlich das ganze Oströmische Kaiserreich erobern und zu dem Zwecke sollten alle Slawen, auch die nördlichen bis zur Ostsee, ihre Verbündeten werden. Diese

waren aber dazu nicht geneigt und nahmen die weite Entfernung zum Vorwand. Mit den Langobarden lebten die Awaren im Frieden, weil auch jene sich vor Ostrom hüten mußten. So hat der Langobardenkönig Agilulf mit den Awaren im J. 591 ein Bündnis geschlossen und gerade um diese Zeit werden auch die zu den Awaren gesandten Vertreter der Nordslawen in Thrazien von den Byzantinern gefangen genommen. Im J. 595—596, als die Awaren mit den Byzantinern in Moesien zu tun hatten, fällt der bayrische Herzog Tassilo ins Land der Slowenen ein. Damit im Zusammenhang steht die Nachricht bei Theophylakt Simokattes von einer Gesandtschaft der Franken, welche mit dem Kaiser über die Belohnung eines gegen die Awaren unternommenen Kriegszuges verhandelt. Der Awarenkagan sichert sich gegenüber den Langobarden durch einen Neutralitätsvertrag, schickt den Slowenen Hilfe und schlägt die Baiern. Gleichzeitig fällt ein starkes Awarenheer in Thüringen ein und die Franken retten sich nur mit einer großen Summe Geld. Wieder im J. 602 wird zwischen Langobarden und Awaren → Friede auf ewige Zeiten «, genauer gesagt, ein Bündnis gegen Byzanz abgeschlossen und infolgedessen verheeren Langobarden, Awaren und Slawen zusammen im selben Jahr das zu Ostrom gehörende Istrien. Als die Langobarden im J. 607 mit Byzanz Frieden schließen, werden die Awaren sogleich Feinde der Langobarden. Sie rücken im J. 610 ins venezianische Gebiet ein, morden und verheeren unter den Langobarden. Ihr König Agilulf sichert sich durch einen Vertrag mit den Franken und dem Kaiser, weshalb die Awaren auch diese in ihren Grenzgebieten angreifen. Während die Awaren selber in Friaul hausen, fallen die Alpenslawen als ihre Verbündete ins bairische Gebiet ein, besiegen den Herzog Garibald in Lienz und verheeren die bairischen Marken (Baio-*ariorum termini*), werden aber von den Baiern vertrieben. Ostrom bekommt den Angriff wieder in Istrien zu fühlen und zwar von Slawen. In der westlichen und nördlichen Peripherie des Herzogtums Friaul wohnten nämlich Slawen, welche nicht zum Awarenreich, sondern zu Friaul gehörten. Von ihnen sagt nämlich Paulus Diaconus, daß sie an Friaul Steuern zahlten. Diese *Selavi* verwüsteten ungeachtet des Vertrages Agilulfs mit dem Kaiser und den Franken (*nihilominus*) Istrien auf eine schreckliche Weise. Das geschah natürlich auf Antreiben der Awaren.

Die Franken und Slawen. In den Jahren 610—623 wissen wir von den Slawen und ihrem Verhältnis zu den Awaren wie auch von

den Franken und Langobarden fast nichts. Nur eine Nachricht ist aus dieser Zeit auf uns gekommen. Der hl. Kolumban gedenkt um 612—615 von Bregenz aus, wohin er von Luxeuil durch die Schweiz gekommen war, einer Missionstätigkeit unter den nächstliegenden Slawen anzufangen, die Schwierigkeiten scheinen aber unüberwindlich gewesen zu sein und er steht von seiner Absicht ab. Die römische Kirche hat also ihre Aufmerksamkeit auf die Slawen gerichtet. Wir können auch annehmen, daß der Expansionsplan des Fränkischen Reiches »per Danubium et limitem Pannoniae«, den schon König Theudebert dem Kaiser Justinian vorgezeichnet hatte, im Bewußtsein der Fränkischen Machthaber weiterlebte, aber die inneren Zustände gaben noch keine Möglichkeit dazu.

Im Fränkischen Reich war man ziemlich gut unterrichtet über das Verhältnis der Slawen zu den Awaren. Das geht deutlich aus Fredegar hervor. Samo wurde Führer des Slawenaufstandes gegen Awaren und »König« der Slawen. Der Erfolg der Slawen war möglich nur nach der großen Niederlage der Awaren vor Konstantinopel im J. 626. Die Franken hatten ein waches Auge auf die östlich von den Baiern wohnenden Völker. Sie wollten natürlich die Schwäche der Awaren zur Ausbreitung ihrer Macht auch im Osten ausnutzen. Fredegar erzählt, daß die Völker, welche an den Grenzen der Slawen und Awaren wohnten, den König Dagobert gebeten hatten, daß er durch ihr Land ziehe und »die hinter ihrem Rücken wohnenden Awaren, Slawen« »citerasque gentium nationes« bis zur Grenze des Oströmischen Reiches unterwerfe. Mit den Völkern »que circa limite Avarorum et Sclavorum consistent« können nur die Schwaben-Alamannen südlich der Donau und die Baiern gemeint sein, da die Richtung, in welcher die Ausbreitung der fränkischen Macht geschehen sollte, durch die Worte »usque manum publicam« (bis an die Grenze Ostrocks) angedeutet ist. Nun war das Zentrum des Awarenreiches am Plattensee (s. Alföldi, Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien, 17 ff.) und der nächste Berührungsplatz mit Byzanz konnte nur Istrien sein. So konnte die hier in Frage stehende Expansion des Frankenreiches nur in südöstlicher Richtung geschehen. In diesem Plan, zu dem selbstverständlich auch die Beherrschung der Donau im Noricum gehörte, lag der ideelle Keim der Entstehung des künftigen Ostmark-Österreichs. Auch die Kirche hatte Interesse für diese Länder. Der hl. Amandus glaubte unter Alpenslawen das Christentum verbreiten zu können. Er kam über die Donau und predigte den Slawen, aber sein Werk wurde mit so

wenigem Erfolg gekrönt, daß er auf die weitere Wirksamkeit unter ihnen verzichtete.

Die bei Fredegar dramatisch geschilderte Zusammenkunft des fränkischen Gesandten Sycharius mit Samo (cap. 68) ist im Zusammenhang der eben angeführten Erzählung von der gewünschten Expansion und Unterwerfung der Awaren und Slawen (cap. 58) zu lesen. Die genannte Erzählung bezieht sich auf das J. 629/630 und die Schilderung des Konfliktes (»scandalum«) zwischen Dagobert und Samo auf 631/632. Samo hatte den Plan der Franken durchkreuzt, da diese sowohl die Slawen als Awaren unter ihre Oberherrschaft bringen wollten. Außerdem handelt es sich unzweideutig auch um ökonomische Interessen. Samos Reich war ein wichtiges Durchgangsland für den Handel mit Awaren, Ostrom und Italien. Viele fränkische Handelsleute kamen ins Land. Einmal wurden sie erschlagen und ihre Waren geraubt. Dagoberts Gesandter Sycharius verlangt volle Vergütung. Samo will aber nichts bezahlen. Wahrscheinlich wollte Samo, selbst ein Geschäftsmann, den einträglichen Handel für die eigenen Leute vorbehalten oder es waren irgendwelche Einschränkungen z. B. im Sklavenhandel, welche die fränkischen Kaufleute übertreten hatten oder es war zu Samos Reich gehörenden Slawen auf fränkischem Gebiet Schaden zugefügt worden. Nach Fredegar gelang es Sycharius und seinem Gefolge bei Samo Zutritt zu erhalten, erst nachdem sie sich nach slawischem Brauch gekleidet hatten. Aus dem Wortwechsel, der sich zwischen Sycharius und Samo entspinnnt, erhellt folgendes. Auf beiden Seiten beanspruchte man Entschädigung und deshalb sollte man alle Streitigkeiten und Forderungen nach Samos Meinung in Gerichtsversammlungen (placita) schlichten (de hys et alies intencionibus, que inter partes orte fuerant, iustitia redderetur in inviciem). Sycharius begnügt sich aber nicht damit, er verlangt, daß Samo und sein Volk sich der Oberherrschaft Dagoberts unterwerfen. Samo, der ahnte, was im Anzuge war, erklärt sich dazu bereit — wahrscheinlich hatte er auch schon früher diese Oberherrschaft anerkannt —, jedoch unter der Voraussetzung, daß ein Freundschaftspakt zwischen ihm und Dagobert geschlossen wird. Sycharius aber verlangt bedingungslose Unterwerfung und erinnert daran, daß Samo und sein Volk Heiden sind — noch kurz vorher hat Fredegar von Samos Heidentum (gentiletas) gesprochen. Samo antwortet bissig mit Anspielung auf das ihm und seinen Leuten widerfahrene Unrecht und die Eroberungslust der Franken.

Es kommt zum Krieg. Der großangelegte Plan mit drei Heeren, welche von Süden, Westen und Nordwesten konzentrisch gegen Samo vorrücken sollten, zeigt deutlich, daß es sich hier um eine gut vorbereitete weitzielende Aktion handelt. Zugleich erweist der Umstand, daß auch die Langobarden für diese Aktion mußten gewonnen werden, die Ausdehnung des Reiches von Samo recht weit in südlicher Richtung. Aber es erstreckte sich auch nördlich der Donau. Das alamannische Heer, welches natürlich die Donau entlang vorrückte, sollte die Verbindung zwischen den südlich und nördlich dieser großen Verkehrsader wohnenden Slawen abschneiden. Auffälligerweise werden nur die Baiern nicht erwähnt. Die Slawen setzen sich zur Wehr, werden aber geschlagen. Das Gros der kriegstüchtigen Slawen (*plurima manus forcium Venedorum*) war in der Festung *Wogastisburg* geblieben (*inmuraverant*)¹⁾. Gegen diese »Burg« zog das Heer der Austrasier. Sein Aufmarsch geschah wohl, wie auch ein Jahr später, in der Hauptstadt Metz. Samo hatte eingesehen, daß die Verbindung an der Donau abgeschnitten werden kann und deshalb seine Hauptstärke in *Wogastisburg* gelassen, das, wie wir gleich sehen, sich auch lautlich vollständig mit *Úhošt* (Purberg) deckt. Hier war die Kreuzung der Wege, hier konnte Samo dem aus Thüringen und voraussichtlich auch dem aus der Richtung Eger vordringenden Feind die Spitze bieten. Es gelang ihm auch die Austrasier zu besiegen. Die Franken zogen sich eilig zurück. Zur Rache machen die Slawen wiederholte (*multis vecebus*) Einfälle in Thüringen, und auch der Fürst der Sorben *Dervanus*²⁾ mit seinem Volke, das schon längst (olim) den Franken botmäßig war, fällt von diesen ab und schließt sich Samo an. Die jetzt auf der Szene erschienenen Sorben setzen den Kampf gegen die Franken in Thüringen fort.

1) Krusch erklärt falsch dieses Wort mit 'includere', indem er an lat. *murus* denkt; *inmurare* wäre also 'einmauern'. Wo wäre aber *se* geblieben, wenn auch dieses merkwürdige Wort richtig wäre? Es ist damit ganz einfach *inmorare* gemeint; der Verfasser der Chronik, in dessen Sprache *ü* in *ö* übergegangen war, glaubte, daß auch sein *morare* nicht mit *o*, sondern mit *u* geschrieben werde. Natürlich wäre *inmorari* zu erwarten, aber bei Fredegar ist auch *auxiliare* nicht Deponens.

2) *Dervanus* hat Vasmer, Zeitschrift f. sl. Phil. III, 438 n. 2 als **Dervjanin* mit altruss. *Derevlane* richtig zusammengestellt. Es existierten auch westslawische **dervjane*, nämlich die *Drevani*, später *Drawehnen* in Lüneburg. Die ältesten Dynasten waren nicht nur bei den Slawen, sondern überall aus einem fremden Stamm oder aus ganz fremden Völkern; so haben die ältesten Führer der Germanen keltische Namen.

Jetzt einige Worte über den Namen *Wogastisbure*. Im 7. Jahrhundert hatte das Slawische noch kein *u*. Sein Vorgänger war ein Diphthong etwa *oa* oder *uo*. Dafür haben wir Beispiele in alten slawischen Lehnwörtern im Litauischen und Lettischen, wo slav. *u* durch *uo* ersetzt wird. Slav. *župan* erscheint als *ζοπαν* in der Inschrift auf der zum Schatze von Szent-Nagy-Miklós gehörenden Schale, gr. *Τῶς* für *Ρυσο*. So geht auch *Wogast-* gut mit čech. *Úhošt* aus **ugošt* zusammen¹⁾. Die Lage von *Úhošt* ist dadurch sicher zu bestimmen, daß Purberg bei Kaaden noch im XV. Jahrh. čechisch so genannt wurde (A. Sedláček, Pam. Arch. XII, 247 n.; ich zitiere nach Novotný České dějiny I, 1, 631). Außer dem böhmischen *Úhošt-Wogastisbure* gibt es noch ein *Wugastesrode* bei Staffelstein in Oberfranken, welches erst im J. 1046 erwähnt wird, s. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II, 1; Sp. 1418. Nach der a. a. O. zitierten Literatur, die mir unzugänglich ist, habe man *Wogastisbure* in diesem *Wugastesrode* gesucht. Der Name ist natürlich identisch nur mit dem Unterschied, daß im 7. Jahrhundert die erste Silbe noch *wo*-lautete, aber im 11. schon *wu-* (wendische Lautentwicklung aus anlautendem *u*-). An dem genannten oberfränkischen Orte sind freilich seinerzeit slawische (wendische) Neusiedler (-rode) gewesen, aber die geographische Lage des Ortes paßt nicht zur Geschichte Samos.

Ohne hier auf die Frage nach der Etymologie des Namens *Wogast-Ugostb* näher einzugehen, erwähne ich nur, daß er auch in der Form *Uagast* (vom J. 826) erscheint, Förstemann, Alt. Namenbuch I Sp. 1488; auch *Ogast* a. O. Sp. 1178 kommt vor. Was aber hier eine besondere Beachtung verdient, ist die bei Fredegar überlieferte germanische Form des Ortsnamens: *Wogastisbure* mit der Genetivendung *-is* und *bure*. Daß der Verfasser der Chronik selbst, von dem wir nicht einmal wissen, ob er einer germanischen Sprache mächtig war, den Namen in dieser Gestalt geformt hätte, ist ausgeschlossen. Was hier besonders auffällt, ist die Bildung mit der Genetivendung. Die betreffenden Germanen, von welchen diese altdeutsche Namensform stammt, müssen auch Slawisch gekannt haben, denn die slawische Namensform ist mit einem Possessiv-suffix *-jo-* zum Personennamen **Ugostb* gebildet. Diese possessive Bedeutung kommt nun auch in der Genitivform *Wogastis* zum Ausdruck — alte germanische Ortsnamen mit *-burg* von diesem Typus sind nicht

1) Der Erklärungsversuch von E. Schwarz, Zur Namenforschung u. Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern 64 n. 5 hat keine Wahrscheinlichkeit.

besonders häufig und sind immer zu einem Personennamen gebildet. Diejenigen, von welchen die Form *Wogastisburg* stammt, sind also dessen bewußt gewesen, daß der Vorderteil ein Personenname war. Aus dem Gesagten folgt m. E., daß die Gegend von Wogastisburg in der Zeit Samos von Germanen (Sachsen?) bewohnt war, was übrigens auch zu den archäologischen Tatsachen stimmt. Aber die Gegend war noch kurz vorher slawisch gewesen. Vielleicht ist es nicht zu kühn, wenn wir annehmen, daß die Serben gerade an der Eger vor ihrem Abzug nach Süden gesessen haben.

Das Auftreten Samos südlich der Donau und die Lage des Wahlplatzes in Nordböhmen setzt voraus, daß Samo über ein zusammenhängendes Gebiet auf beiden Seiten der Donau herrschte. Die Awaren waren also damals östlich vom Wienerwald zurückgedrängt. Die slawische Beherrschung des Ufernoricums hat aber nicht lange gedauert, denn die Awaren sind im 8. Jahrhundert wieder im Besitze der Donau bis zur Enns. Samo selbst erscheint nach dem J. 632 nicht mehr auf dem Kampfplatz; es kämpfen jetzt »auf Samos Befehl« seine Verbündeten, die Sorben gegen die Thüringer. Sie fallen mehrere Male in ihr Land ein, werden aber im J. 634 vom Herzog Radulf geschlagen. Derselbe Radulf wird »vom Siege hochmütig« und will als selbständiger Herrscher in Thüringen regieren. Zu dem Zwecke schließt er auf eigene Faust einen Freundschaftsvertrag mit den Wenden und »auch mit den übrigen Völkern«.

Helsingfors, im April 1927.

J. J. Mikkola.

Ein Hussitenlied auf König Sigismund.

Die Handschrift I Q 393 der Breslauer Staats- und Universitätsbibliothek enthält auf 691 Papierblättern von Hand des XV. Jahrhunderts eine umfangreiche Sammlung lateinisch niedergeschriebener Predigten. Sie bietet der Wissenschaft ein geringes Interesse, da die Predigten, als »Thesaurus pauperum« bezeichnet, inhaltlich nicht hervorragen. Über Herkunft und Geschichte der Handschrift ist aus Eintragungen auf der Innenseite der Deckel zu entnehmen, daß ein Bruder Cristanus de Gora das Buch besaß, der im Jahre 1439, dreißig Jahre alt, in das Stift eintrat (sicherlich das der Augustinerchorherrn zu Sagan, die bis zur

Säkularisierung die Hs. besaßen¹⁾). Da der Besitzer auch die Notiz geschrieben haben wird, die Notiz aber von der gleichen Hand ist, wie die Predigths. selber, so ergibt sich als deren Schreiber eben Bruder Christian von Guhrau.

Weit mehr Interesse als der starke Predigtband bietet das jetzt losgelöste Blatt, das der Innenseite des Vorderdeckels aufgeklebt war. Es enthält auf der nach außen gewendeten Seite Vermerke über Inhalt und Verwendung der Hs., auf der Klebeseite dagegen, ebenfalls von der Hand des Schreibers, also Christians de Gora, eine Reihe von merkwürdigen Notaten, deutsche Brieftexte, den Anfang eines deutschen Tageliedes²⁾, dann aber auch Slavisches, und zwar: 1) ein paar teilweise mit Noten versehene, leider stark beriebene Zeilen in poln. Sprache, ansecheinend Reste eines Liebesliedes³⁾, sodann 2) unmittelbar hinter dem deutschen Tagelied folgenden (sehr unsorgfältig und häßlich geschriebenen) polnischen Text⁴⁾:

Shfeli smi novina o väger'ski |
 kroli czon^{nā}czefi pravili to mi f
 mi sche smali Sifka mes horo |
 poyahal k'rol do horo jachal abi |
 5 czini segl pahl nekto sche mu |
 branil vy neverne prasaezi
 kdyes ky vam dyas kafal |
 albo muschicze przed glodem
 spachaczi sbroda⁴ A neverni
 10 kroliku nemovef tego iuf sch |
 sifka vytoczi ne yedin nemecz |
 czepi przeskoczi krol czi ft*1 |

1) Es folgen einige Bemerkungen über Ereignisse desselben Jahres: den Einsturz eines Turmes in Sagan, Pest in Schlesien und anderswo, Besuch König Albrechts in Breslau, Einbruch der Polen in Schlesien, Albrechts Krönung zum König von Boehmen.

2) Staget obir holthsteyn vñ levcht obir all usw.

3) Ich behalte mir vor, auf diese zurückzukommen; auch ihnen wohnt bei der Armseligkeit unserer Überlieferung an weltlichen Texten und vor allem an Melodien ein gewisser Wert inne.

4) Das Blatt wurde erstmalig bei der Beschreibung der ganzen Hs. durch Jos. Klapper bemerkt und vom Deckel losgelöst. Klapper, der den poln. Text erstmalig abschrieb und auch später wiederholt bei der Lesung half, sei auch an dieser Stelle gedankt.

na horſe ne badaf muo
 mili boſe a yuſ muo glofka
 15 boli v czechach ne po***y voli
 Pay* prasaczi ſap ſweczelı |
 rweſe ſche ſyahali gcze
 fa krola ſweczelı fanym
 fa beſehl Czof pan yefk
 20 oſtrophſky ne mof teo
 k'oln vagerſky a llepey czi
 bilo v kofſtaczi ſkfkly prz
 dayczi nifly prasaczkoſ
 meczē dobyvaczi cſof p**ref
 25 kl pay jam Crauoffkky |
 poyach przecz krolu va
 gerſky daley poy ne byv* |
 daley ſle ſche o naſ mele
 A ty pane janiczku ne day
 30 ſche ſabiczzi pocz f namı na
 kofſtacy baczo miſt czo **
 bez ſaczi ſwiniczkego pyfk* |
 dam**cz dasiez pyczi alle
 pacerſe y paſki muſchy
 35 naſſe biczi.

Von mir hinzugesetzt sind die Zeilenzahlen und Striche am Ende, da wo der Blattrand dem letzten Buchstaben unmittelbar folgt, Textverlust also immerhin möglich (wenn auch meist nicht wahrscheinlich) ist. Sterne bezeichnen die schwer lesbaren Buchstaben. Zur Lesung ist vorab folgendes zu bemerken: Da die elende Schrift Bruder Christians zwischen c und e, e und o kaum, zwischen o und a nicht immer einen Unterschied erkennen läßt, da y und ein wortschließendes n (oder m) einander zum mindesten sehr ähnlich, die Striche von i, n, m, u aber einander ganz gleich sind, so muß jeder Abdruck notwendig Entscheidungen fällen, die in der Schrift an sich nicht enthalten sind; meist wird die Entscheidung durch den Sinn gesichert, wo aber der Sinn dunkel bleibt, bleiben auch Zweifel über den Buchstabensinn. Die Worttrennung der Hs. ist unklar und unfolgerichtig, sie konnte nicht wiedergegeben werden. Im einzelnen sei bemerkt: 2 czo czeſi] dazwischen

erscheint ein verblaßtes z. 3 *meſhoro*] oder *moſhoro?* 5 *czni*] unsicher 10 *kroliču*] das zweite *k* sieht wie korrigiert aus. 15 *po***ý*] es kann *popicý* oder *pojucý* oder *pojneý* gelesen werden. 16 *Pay*]* *y* kann auch *-n* sein, * sieht wie *u* oder *n* aus, das ganze Wort scheint (zweimal?) durchgestrichen zu sein. 22 *ſkfky*] so. 24 *p**ref*] der erste unleserliche Buchstabe sieht einem *o* ähnlich, entsendet aber einen längeren Strich nach rechts, der dann nach unten umbiegt, daran schließt sich *r* an, *e* könnte auch *c* sein, über *p**r* geht oben ein Strich. 25 *pay*] oder *pań?* *Craouſſkkky*] *ſlkk* verschmiert. 27 *daley poy*] beide Worte durchgestrichen. 31f. *baczo* müſt *cz* **** *bcz* *ſacz*] unverständlich, ich gebe ungefähr, was dasteht, für die Worttrennung ist keinerlei Gewähr, *o* kann auch *e* sein; **** *ſehn* wie *tf* aus, möglicherweise haben dahinter noch Buchstaben gestanden, die verblaßten. *dam**cz*] unverständlich, *m* kann auch *ni* sein, dahinter etwas wie ein *c* und *a* (*u?*) mit einem (eingeflickten?) Buchstaben, der einem *ſ* ähnelt.

Ist das Lied nach dem Gedächtnis oder nach einer Vorlage geschrieben? Es enthält manches, was wir nicht verstehen, manches, wo wir glauben, sagen zu dürfen: Bruder Christian hat seine eigene Niederschrift auch nicht verstanden (z. 13. 24. 31f. usw.). Das wird begreiflicher, wenn wir eine Abschrift vermuten. Ein bezeichnender Unsinn scheint *ſkfky* z. 22 zu sein. Daß so dasteht, unterliegt keinem Zweifel; daß der Schreiber sich dabei etwas gedacht habe, ist schwer zu glauben, denn auch wenn man einen Vokal ergänzt, gibt *ſkfky* noch keinen Sinn. Viel eher wird man annehmen, daß Bruder Christian in einer Vorlage *ſlوفky* stehen hatte und für *lo*, unbekümmert um den Sinn, ein *k* las, was paläographisch nicht fern lag. Ob etwa *ſbroda* (-*a?*) z. 9 auch ein Verschreiben für *ſlorada* ist? Das Wort *zlorada* scheint ja nicht belegt zu sein, aber *ſbroda* in dieser Form ist erst recht ein Unding.

Auch wenn die Schrift Bruder Christians besser wäre, müßte der Zustand der Überlieferung traurig genannt werden. Vor allem fällt auf, daß die Reimanordnung der ersten (mit Noten versehenen) Strophe, *a b a b*, später nicht mehr wiederkehrt¹⁾. Soweit die Versteilung über-

1) Wie dies zu erklären sei, ist schwer zu sagen. Keine Vermutung befriedigt. Wäre das ganze Lied ursprünglich mit der Reimstellung *a b a b* gedichtet, so würde man, bei noch so großer Zerrüttung, ansehnlichere Reste dieser Reimstellung erwarten. Daß Strophe 1 ursprünglich zu einem andern Liede gehört habe, ist aus ihrem Inhalt nicht zu entnehmen, ein Gebilde aus

haupt deutlich wird, scheinen von Strophe 2 ab meist Reimpaare beabsichtigt zu sein, die allerdings der Inhalt zu Strophen zu ordnen erlaubt: 2. Erzählung. 3. Vy nevěrní Pražáci. 4. Antwort: Á nevěrný králíku. 5. 6. Erzählung. 7. »yefk oſtrophſky« spricht. 8. »jan Crauoffsky« spricht. 9 (10?). Á ty pane Janíčku . . . Diese Strophen in ihrem ursprünglichen Bau und Wortlaut herstellen zu wollen, wäre aussichtsloses Beginnen einer Philologie, die ihre Grenzen nicht kennt. Ich begnüge mich daher, das Überlieferte soweit als möglich zu verstehen und ins Čechische umzusetzen, in dem das Lied ursprünglich ohne Zweifel gedichtet war (s. unten). Es ist die Lautform gewählt, die etwa der Hussitenzeit eigen sein möchte, ohne den Versuch, eine dialektische Färbung (s. unten) anzudeuten. Unverständliche Stellen und solche, wo das čechische Wort zweifelhaft sein konnte, sind durch Sternchen wiedergegeben:

Slyšeli sme novinu o uherském
králi, co nám Češi pravili, to my s-
me se smáli. Žižka mez hor *
pojel, král do hor * jel, ***
5 **** žehl, pálił, nikto se mu
bránil »Vy nevěrní Pražáci,
**** ký vám d'as kázel,
**** musíte před hladem
spáchat zloradu (?). »Á nevěrný
10 králíku, ne mluv toho; juž se
Žižka vytočí, ne jeden Němec
cepy přeskočí.« Král *****
na hoře ne **** mu
milý (?) Bože, a juž mu hlávka
15 bolí, v Čechách ne po **** volí.
Pražáci sau svěděli,
rauče se sjeli ; gde

einer gesungenen Strophe aber und einer folgenden Reimpaarerzählung wäre ein Unding, an das niemand glauben wird, zumal ja der Inhalt auch in Strophe 2 ff. strophische Gliederung erkennen läßt. Eher wird man glauben dürfen, daß der Dichter sich in Strophe 1 streng an irgendein Muster hielt, von Strophe 2 ab aber die ihm bequemere Reimstellung (und größere Freiheiten in der Silbenzahl) wählte. Voraussetzung ist allerdings wohl eine wenig ausdrucksvolle Melodie, die solchen Wechsel gestattete.

sau krále svěděli, za ním
 sau běželi. Což pán Ješk
 20 Ostrovský: »ne mluv toho,
 králi uherský, a lépe ti
 bylo v Konstancí slovky (?) pře-
 dati nežli Pražáčkův
 mečem dobývati«. Což*****
 25 ** pán Jan Kravovský:
 »Pojed' přeč, králi u-
 herský, ne bývaj
 déle, zle se o nás mele.«
 »Á ty pane Janičku, ne daj
 30 se zabítí, pojď s námi na
 Konstancí, ***** ***** *
 *** ***; svinického pivka
 dam***t' dosti pítí, ale
 pancéře i pásky musí
 35 naše bítí.«

Das Lied ist in jeder Beziehung traurig überliefert. Das bewirkt, daß wir auch über Zeit und Anlaß seiner Entstehung nur mit Zurückhaltung sprechen können. Zunächst ist klar, daß es, obwohl in polnischer Sprache aufgezeichnet, weder in Polen noch auch bei den polnisch sprechenden Schlesiern seinen Ursprung haben kann. Erstens hat ein polnisches¹⁾ oder schlesisches²⁾ Lied über Sigismunds Hussitenkrieg wenig Wahrscheinlichkeit für sich, sodann weist die in den Reimen geborgene Sprache deutlich auf die ursprünglich čechische Abfassung hin: die erste Strophe, die wir (aus allgemeinen Erwägungen) Grund haben für eine der bestüberlieferten zu halten, weist *krol* mit čech. Endung auf und überdies im Reim auf *smal*, der erst ins Čechische übersetzt zum Reim wird (*králi* : *smáh*), *branl* ist geschrieben und durch den Reim auf *pahl* wohl gesichert; *daley* aber ist gewiß als Reim auf *mele* gedacht, es ist also zu lesen *déle* : *mele*, was wiederum auf ein čechisches, nicht polnisches Lied hinweist. *fbroda* z. 9, das vielleicht auf *glodem* reimen sollte, kann verderbt sein, s. oben. Anderseits heißt es: *co*

1) Nichts spricht auch dafür, daß es etwa aus dem Heere Sigmund Korybuts stammen könnte.

2) Daß das Schweidnitzer Bier, wie es scheint, genannt wird, ist ohne Bedeutung, da dies damals schon Weltexportartikel war.

ndm Češi pravili, der Dichter ist also kein böhmischer Slave, es bleibt die Vermutung übrig, daß er ein Mährer¹⁾ war, und dies findet so gleich seine Bekräftigung, wenn wir näher auf die Worte des Liedes und die Zeit, von der es spricht, eingehen.

Žižka lebt; wir kommen also in die Jahre zwischen 1420 und 1424. »Pan yefk ostrophsky« aber kann kaum jemand anders sein als jener Hašek von Waldstein und Ostrov, der sichtbar, wenn auch etwas schwankend, durch die Geschichte der Hussitenkämpfe geht. Im November 1419 gehörte er zu den mährischen Baronen, die den Pragern Fehde ansagten, in der Schlacht am Vyšehrad (Nov. 1420) geriet er, auf königlicher Seite kämpfend, in die Gefangenschaft der Prager. Er muß dann zu ihnen übergetreten sein, denn ein Jahr später war er einer von den zwei mährischen Herren, die im offenen Widerstande gegen Sigismund dem Landtag zu Brünn fernblieben, Žižka Hilfe zuführten und so die Niederlagen des Königs bei Kuttenberg und Deutschbrod herbeiführen halfen. Beim Prager Schiedsspruch zwischen Utraquisten und Taboriten (1422) war er mitbeteiligt, wurde nach dem Sturze Johann Hvězdas oberster Hauptmann der Prager Städte (Februar 1422) und beseitigte Johann von Seelau. Gegen Ende des Jahres verhandelte er für Sigmund Korybut mit dem Führer des Kreuzheeres und mit der Besatzung des Karlstein, eben damals erhielt er das Amt eines Münzmeisters in Kuttenberg, im Sommer 1423 führte er ein Prager Heer auf dem Zuge nach Mähren und wohl auch vor Königgrätz, wo Žižka die Prager aufs Haupt schlug. Wenig später vereitelte er bei Elbteinitz einen Versuch der Königgrätzer, Žižka zu Hilfe zu eilen. Im Herbst desselben Jahres wird er unter den Einberufern des Nürnberger Utraquistentages und als Teilnehmer des Prager Landtags (des sog. St. Gallus-Landtags) genannt, der ihn auch unter die Zahl der 6 von den Utraquisten zu stellenden Landeshauptleute aufnahm. Im folgenden Jahre führte er das Prager Heer auf dem unglücklichen Zuge, der mit Žižkas Sieg bei Maleschau endigte und büßte Kuttenberg ein. Am Beginn des Jahres 1425 wechselte er, aus nicht näher bekannten Gründen, abermals die Partei, trat in die Dienste Albrechts von Öster-

1) Möglicherweise enthält auch die Sprache Moravismen. *vol* z. 15 scheint in dem weiteren Sinne gebraucht zu sein, den Bartoš, *Dial. slovník moravský* S. 487 für Mähren belegt. Auch das wunderliche *badaf* z. 13 könnte auf diesem Wege vielleicht eine Erklärung finden. Ich habe darauf verzichtet, der Umschrift eine dialektische Färbung zu geben.

reich und wurde Landeshauptmann in Mähren. 1427 wählte ihn die Stadt Kolin zum Hauptmann, doch büßte er im gleichen Jahre die Burg Žleb im Časlauer Gebiet ein, die von den Taboriten erobert und zerstört wurde, gegen Ende des Jahres fiel auch Kolin. In den letzten Jahren der Hussitenkämpfe wird Hašeks Name, wenigstens in öffentlichen Angelegenheiten, selten genannt. Die Gründe dafür zu ermitteln, muß ich den Historikern überlassen, und kann es auch, da die Frage für uns von keinem Belang ist. Es scheint nicht, daß er zu den Pragern zurückgekehrt ist, denn auch 1432 ist er in Verbindung mit Sigismund. Später, doch wohl erst nach geschlossenem Religionsfrieden, trat er nicht selten bei Tagungen und diplomatischen Verhandlungen hervor (erstmalig wohl 1436 bei der Vermittelung zwischen Sigismund und den Taboriten). Er ragt sichtbar in die Zeit Georgs von Podiebrad hinein und ist erst am Anfange der fünfziger Jahre gestorben¹⁾.

Was »pan yefk ostrophsky« zu Sigismund sagt, ist im Munde eines Feindes ebenso möglich wie im Munde eines enttäuschten Anhängers, es ist also damit für die Zeitbestimmung noch nicht sehr viel gewonnen. Es könnte die vergebliche Belagerung von Prag (1420) gemeint sein oder aber die Kämpfe von Kuttenberg und Deutschbrod um die Wende von 1421/1422. Doch hilft die erste erzählende Strophe doch wohl weiter: Wenn die von Christianus de Gora freilich schlecht aufgezeichneten Verse Žižka *mez horo* (?) und König Sigismund *do horo* ziehen lassen, so kann damit allenfalls der vergebliche Angriff der Belagerer auf den Vitkov-Berg (später Žižkaberg) bei Prag gemeint sein, aber wahrscheinlicher ist etwas anderes: es braucht nur daran erinnert zu werden, daß *Hora* in der Hussitenzeit und später ohne weiteres im Sinne von *Kutná Hora* (*Kutné Hory*) verstanden werden konnte (s. z. B. Gebauer, Slovník staročeský s. v. *hora*), wie ja in lateinischen Quellen der Zeit die Kuttenberger auch einfach *montani* heißen. Daß Sigismund (wie man annehmen muß) in dem Liede die »Prager« vor dem Hunger warnt und daß ihm entgegnet wird, Žižka werde sich wohl noch herauswinden, kann sehr wohl in der Lage begründet sein, die Ende 1421

1) Ich beziehe mich hier in der Hauptsache auf die Angaben von Palacký, Geschichte von Böhmen, Bd. 3 (1851 f.), passim und W. Tomek, *Dějepis města Prahy*, Bd. 4 (1879), 6 (1885), passim, s. das Register s. v. z Waldšteina, für die Spätzeit s. auch Urbánek, *České dějiny* III, 1. 2 (1915. 1918), passim, s. das Reg. s. v. z Valdštejna. Einzeluntersuchungen über Hašek scheint es nicht zu geben, und die Untersuchung an dieser Stelle zu führen, war weder tunlich noch für unseren Zweck notwendig.

eintrat: Žižka in und bei Kuttenberg, in Erwartung des feindlichen Heeres, bis der Sieg der katholischen Partei in Kuttenberg diese Stadt in Sigismunds Hände spielt, dann am Berge Gang, nördlich von Kuttenberg, von Sigismunds Heer eingeschlossen und dem Hungern nahe, bis ihm der Durchbruch nach Kolin gelingt. Ob die Wendung des Kriegsglückes, die im Liede dann angedeutet wird, das Treffen von Nebovid meint oder die unglücklichen Kämpfe, die der zurückweichende Sigismund bei Habern und Deutschbrod zu bestehn hatte (Anfang 1422), ist nicht auszumachen, für uns auch unwesentlich.

Wer ist aber »jan (?) Crauoff'ky«, der König Sigismund den Rat zum Abzug gibt? Die geschriebene Geschichte kennt, soviel ich sehe, keinen solchen Namen, und da mit der Nennung eines gänzlich unbedeutenden, ruhm- und abkunftlosen Mannes in diesem Zusammenhang nicht zu rechnen ist, so wird man ohne großen Fehler vermuten dürfen, daß Bruder Christian hier den Namen verballhornt hat. Weitauß am nächsten liegt dann der Geschlechtsname Kravařský, der Herren von Krawarn. Ein Johann von Krawarn (und Neutitschein) ist als Zeitgenosse der Hussitenkriege wohl nachgewiesen, obwohl er darin keine irgendwie wesentliche Rolle spielt. 1421 besuchte er den von Sigismund entbotenen Landtag in Brünn, war also damals jedenfalls nicht, wie Hašek von Ostrov, mit den Hussiten im Einverständnis, zumindest nicht im offenen Einverständnis. Es wäre denkbar (die Historiker mögen das entscheiden), daß er mit Sigismund den Zug gegen Kuttenberg mitmachte und das Lied somit ein Recht hätte, ihn zum Könige sagen zu lassen: »ne bývaj déle, zle se o nás mele«. Viel verführerischer wäre natürlich, Bruder Christian einen Irrtum auch in bezug auf den Vornamen des Krawarners zuzutrauen, dann wäre an Wenzel von Krawarn (und Straßnitz) zu denken, der in den ersten Jahren seines Auftrittens nah mit Hašek von Waldstein verbunden erscheint. Wie Hašek entzog er sich 1421, im Gegensatz zu allen andern mährischen Baronen, dem Ruf zum Brünner Landtag, wie Hašek führte er Žižka im selben Jahre noch ein Heer zu, wie Hašek war er im Jahre 1422 in Prag Schiedsrichter. Dann erfahren wir eine Zeitlang nichts von ihm, es ist aber ersichtlich, daß er den Utraquisten treu blieb, denn im Jahre 1426 (zu einer Zeit, wo Hašek schon abgefallen war) half er den großen Sieg bei Aussig erringen. Das Lied auf die Schlacht, das uns durch einen Zufall erhalten ist, nennt unter den Helden des Tages ihn zuerst, mit einer ganzen Strophe (Erben, Výbor z literatury

české 2, s. 307. Nejedlý, *Dějiny husitského zpěvu* [1913], s. 914): *Pán Václav mladý Kravařský počiná sobě hrdinsky, slušit' ho v tom pochvaliti: Bože, ráč jej pozdraviti.* Im folgenden Jahre führte er den Pragern Hilfe zu gegen das von Westen heranziehende Kreuzheer des Erzbischofs von Trier. Später war er diplomatisch tätig: 1432 wählte ihn der Kuttenberger Tag mit andern zum Gesandten für das Baseler Konzil, an dem er jedoch nicht teilnahm, 1434 entsandte ihn ein Prager Landtag zum Reichstag in Regensburg, 1435 besuchte er die Brünner Tagung^{1).}

Ich habe die Vermutung, Wenzel von Krawarn sei hier gemeint, »verführerisch« genannt, weil sie der Erklärung große Vorteile bietet: wenn der Verfasser des Liedes, wie wir vermuten, ein Mährer war, so ist ohne weiteres ersichtlich, warum er die Spottworte gerade Hašek von Ostrov und Wenzel von Krawarn in den Mund legt: beide waren mährische Barone und beide (und nur sie unter den mährischen Baronen) hatten Sigismunds Sache im Jahre 1421 bereits offen preisgegeben. Gegen unsere Vermutung spricht die philologische Erwägung, daß dem Aufzeichner des Liedes dann schon eine ganze Reihe von Fehlern zur Last fiele: ein falscher Vorname, ein verballhornter Familienname und obendrein die Ungereimtheit, Wenzel von Krawarn zu Sigismund sagen zu lassen: »zle se o nás mele«, was mindestens auf die Situation von Ende 1421 nicht paßt^{2).} Indes ist die ganze Aufzeichnung so, daß man ihrem Urheber diese Fehler wohl zutrauen darf.

Die letzte Strophe, die sich an ein »Johannchen« (Janiček) wendet, entzieht sich einstweilen jeder Erklärung, zumal auch der Wortsinn sich nicht überall erschließt. Ist Žižka selbst gemeint? Oder der »Jan Crauoffsky«, der vorher spricht?

Daß hier ein zum Singen bestimmtes Lied vorliegt, würde man aus dem Anfang »Wir hörten eine Neuigkeit vom König von Ungarn . . .« schließen, auch aus der strophischen Gliederung, die am Anfange aus der Reimstellung, später noch aus dem Inhalt deutlich wird, etwa auch aus dem gesamten Stile der Dichtung. Aber freilich sicherer als alle

1) Ich beziehe mich auch hier wie bei Hašek auf die Angaben von Palacký und Tomek (s. das Register s. v. z Krawář). Carnoffsky zu lesen und an einen Fürsten von Jägerndorf (čech. Krnov) zu denken, ist untrüglich: die Jägerndorfer spielen keine Rolle in den Hussitenkriegen.

2) Es kann natürlich auch *ouaſ* gelesen werden, doch ist Wiedergabe von *v* durch *u* nach den sonstigen Bräuchen des Schreibers nicht gerade wahrscheinlich.

diese Erwägungen leitet die Tatsache, daß der Schreiber selbst der ersten Strophe Noten übergesetzt hat. So unsorgfältig diese sind¹⁾, so kann man doch wohl sagen, daß keine der uns sonst aus der Hussitenzeit bekannten Melodien (über diese s. Zd. Nejedlý, Počátky husitského zpěvu 1907; Dějiny husitského zpěvu za válek husitských 1913) vorliegt²⁾. Ob die Melodie sonst etwa, außerhalb von Böhmen und Mähren, irgendwelche Beziehungen hat, muß ich den Kundigen zu entscheiden überlassen.

Es bleiben, dank dem schlechten Gedächtnis oder der üblichen Schrift Bruder Christians von Gora, Fragen genug, nur einige der wichtigsten habe ich zu beantworten gesucht. Stofflich hat das Lied in unsrer Überlieferung sonst kein Seitenstück: Es gibt kein anderes, das sich mit den Vorgängen bei Kuttenberg beschäftigt, und es gibt für uns nur noch ein Lied, das sich mit Sigismund beschäftigt, das bekannte »*Povstan, povstan, velké město Pražské*« (überliefert im Jistebnitzer Kan-zional, s. Nejedlý, Dějiny s. 909 f.). Mit dem biblischen Pathos dieses Liedes, das den König von Ungarn einen Streiter wieder Gott, einen Nebukadnezar, Holofernes oder Antichrist nennt, hat unser Spott- und Gelegenheitsgedicht nichts gemein.

Es steht aber auch stilistisch ganz für sich. Keines von den wenigen Hussitenliedern, die wir bestimmten Ereignissen zuordnen können, ist auch nur entfernt ähnlich. »*Zajíc biskup Abeceda*« von 1410 ist nur als dreizeiliges Spottverschen überliefert und war wohl nie umfangreicher (s. Nejedlý, Počátky s. 419 ff.), auch die meist fünfzeiligen Verschen der folgenden Jahre (Nejedlý, Počátky s. 421 ff.) haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit unserem Liede. »*O svolání Konstanské*«, das wohl bald nach Hus' Verbrennung entstand, ist ein ernstes Mahnlied an die Kirchenversammlung (Nejedlý, Počátky s. 428 ff. 498 f.). Auch das ausführliche, in künstlicher Strophe gesungene Lied gegen Zbynek von Hasenburg (»*Slyšte, rytíři Boží*«, s. Nejedlý, Počátky s. 433 ff. 499 f.) ist ein Ausfluß religiösen Eifers, wie später die Lieder der Taboriten, es bietet für uns keine Möglichkeit zum Vergleich. Vollends aber fehlt eine solche in der Zeit der eigentlichen Hussitenkämpfe, denn das kurze Liedchen (Čapeks?), das die Kinder nach der Schlacht am Žižkaberge (1420) gesungen haben sollen (»*Dítky, Bohu zpívajme*«, s. Nejedlý, Dějiny s. 185. 808 f.), widmet dem Anlaß nur die paar Worte, daß Gott

1) Es sind einfache Punkte oder kurze Striche, die richtig über die Silben zu setzen dem Schreiber nicht gelungen ist. In Zeile 2 und 3 der Niederschrift ist der Raum für die Noten so eng, daß man wohl gar nichts aus ihnen folgern kann, die über der ersten Zeile lassen ein zweimaliges Hochgehen des Tones erkennen.

2) Verwunderlich ist dies gar nicht, da wir von Melodien weltlicher čechischer Lieder aus dem XIV. u. XV. Jahrh. unendlich wenig wissen.

die »Deutschen, Meißner, Ungarn, Schwaben, auch Österreicher und entlaufene Čechen« verscheucht habe. Das Siegeslied aber »*Dítky, v hromadu se senděme*« (Nejedlý, Dějiny s. 270 ff. 911 f.) schmückt den Preis der heimkehrenden Sieger nur mit Beispielen aus der Bibel (Melchisedek, Goliath), nicht mit Namen und Taten der jüngsten Vergangenheit.

Fern vom Kreise der Taboriten (die nur kurz erwähnt werden) und fern von ihrer religiösen Extase entstand das Lied vom Siege bei Aussig (Výbor 2, s. 303 ff. Nejedlý, Dějiny s. 273 ff. 912 ff.). Als erzählendes, stofferfülltes Lied steht es dem unsrigen von allen überlieferten immerhin am nächsten, doch bedarf es kaum eines besonderen Hinweises auf die Unterschiede, die auch hier obwalten. Das viel längere Lied auf die Schlacht bei Aussig gibt der Erzählung breiten Raum, während sie in unserem Liede zwar nicht fehlt, aber doch in Kürze nur das Notwendigste heraushebt. Einen Katalog der Kämpfenden, wie ihn der Aussiger Sänger wenigstens für den hussitischen Adel gibt, sucht man in unserem Liede vergebens. Dafür entfalten sich in unserem Liede Rede und Gegenrede zur Verspottung König Sigismunds, und das ganze Lied bekommt durch diesen Spott sein Gepräge.

Bedenkt man, daß das Lied auf die Schlacht bei Aussig um mehrere Jahre jünger ist als unser Lied, daß die feierlichen »offiziellen« Lieder der Taboriten in ihrer religiösen Haltung und ihrer Ereignisferne etwas ganz anderes sind, und daß auch die kurzen Spottverschen aus dem Beginn des Religionsstreites nicht damit in Vergleich kommen, so wird man unser Lied unbedenklich das älteste überlieferte historische Volkslied der Hussitenzeit nennen dürfen. Vielleicht würde es unter den historischen Liedern der Čechen überhaupt, der Zeit nach, den ersten Platz einnehmen, denn das Lied vom jungen Sternberger ist ja nicht Geschichte, sondern Genre, und die geschichtlichen Dichtungen, die aus dem XIV. Jahrhundert zitiert werden, tragen (mit Ausnahme etwa des strophischen Liedes auf Wilhelm Zajíč von Waldeck) die Zeichen völliger Unsangbarkeit an sich.

Indes sind das müßige Erwägungen; in jedem Falle verkörpert unser Lied eine Gattung, die uns bisher aus der Hussitenzeit, ja auch aus etwas späterer Zeit, kaum bekannt war. Wie der schlesische Mönch, der doch zur Zeit der Ereignisse von Kuttenberg noch ein Kind war, zu dem Liede kam, ob Hussiten es nach Schlesien gebracht, ob schlesische Soldaten es aus Böhmen oder Mähren mitgenommen haben, alles das wissen wir nicht. Schmerzlich ist aber, daß Bruder Christian oder seine Gewährsmänner das Lied nicht besser im Kopfe behalten hatten.

Alte Romane bei Slaven.

Der slavische Roman, anders als das Drama, feiert schon seit längerer Zeit Triumphe aller Art, ist unvergleichliche realistische Kunstprosa geworden und doch war er bis tief in das vorige Jahrhundert hinein daheim völlig vernachlässigt. War er im Abendland längst von der alten poetischen Form losgelöst, hatte bedeutende Talente angezogen, war Massenprodukt geworden, so blieb er bei Polen wie Russen trotz einzelner Anläufe, eine ganz untergeordnete Gattung der Belletristik, die man in der Regel allerlei unbedeutenden Übersetzern für das Lesebedürfnis eines wenig gebildeten Publikum freigab. Trotzdem, oder vielleicht eben deshalb, lohnt es sich, den Anfängen dieser Übersetzungsliteratur nachzugehen; zu zeigen, daß weder Willkür noch Zufall ihre Wahl leiteten; daß jede Nummer dieser Übersetzungen Zeugnis ablegt für Zusammenhang mit der Zeit, denn nur was im Abendlande sich bereits der größten Verbreitung erfreute, sollte auch den Leuten daheim nahe gebracht werden. So war es einst mit dem Alexander- und Trojaroman; ein Artus- und ein Karolingerroman waren sogar nach Weißrussland verschlagen. Ein Golian übersetzte 1564 den »Euryalus und Lukreeja«, weil diese Novelle in ein paar Jahrzehnten zwanzig lateinische Ausgaben aufweisen konnte; Novellen des Decamerone brachte man in Verse, aber gerade nur diejenigen, die sich der größten Beliebtheit erfreuten (Griseldis, Guiskard und Gizmonda); die Auflösungen alter Ritterromane in Volksbücher, Magelone, Melusine u. a., lassen wir beiseite. Auch Ovids »Metamorphosen« wurden einzeln ausgeschlachtet, namentlich durch den 1577 verstorbenen Kastellan A. Dębowski (Atalanta, Achills Waffen, Piramus und Tysbe — das Warschauer Fragment vom J. 1600 druckte R. Skulski im Pamiętnik literacki XXI, Lemberg 1924, S. 31 f. ab und besprach auch die ungleich bessere Behandlung dieses Stoffes durch A. Kitnowski 1644). Hier war ja die Wahl des Verses schon durch die Vorlage gegeben, aber auch sonst behielt man die im Abendlande bereits überwundene Form und dichtete Prosaromane und Novellen in epische Langzeiler um, so hat es im XVII. Jahrh. W. Potocki (Argenis, Syloret von eigener Erfindung), so noch im XVIII. die Ogiński (Dionea des Loredano, Telemaque) u. a., während man daneben allerdings, wie gleichzeitig in Rußland, die prosaische Form der italienischen, französischen und deutschen Originale auch beibehielt.

Dieser polnische und russische Übersetzungroman im XVI. bis XVIII. Jahrh. in Vers und Prosa weist Lücken auf; es gilt nun, manche dieser Lücken auszufüllen, zu zeigen, wie auf slavischen Boden Lieblinge des abendländischen Publikums verpflanzt wurden, ob mit oder ohne Erfolg, was ja auch auf die Psychologie des slavischen Lesers Licht zu werfen vermag. Zwei alte Romane sind unlängst veröffentlicht, die noch nicht ihre Einreihung in die Annalen der Literatur gefunden haben, ein russischer und ein polnischer, sie sind der abendländischen Bibliographie noch völlig unbekannt, darum werden sie hier besprochen.

Der beliebteste aller französischen Prosaromane des XV. und XVI. Jahrh. war die »Histoire du très vaillant chevalier Paris et de la belle Vienne, fille de Daulphin«. Sein Thema, das banalste: endliche Vereinigung der treu liebenden Vienne (benannt nach der Hauptstadt des Landes, an der Rhone). Die Tochter des Delfins (d. i. des Grafen des Delphines, des alten Landes der Allobroger, daher heißt narratio Allobrogica die lateinische Übersetzung des Romans), verliebt sich in Paris, den Sohn eines Vasallen ihres Vaters, der ihr nächtliche Serenaden bringt (wie der Waltharius von Aquitanien), und in allen Turnieren für ihre Schönheit siegreich streitet; die Standesungleichheit tritt dazwischen, der Delphin will Vienne einem burgundischen Fürstensohn vermählen, daher fliehen die Liebenden; sie werden eingeholt und Vienne zurückgeführt, während Paris nach Genua flüchtet und von da übers Meer geht. Der Delphin wirft Vienne in einen Kerker, um ihren Trotz zu brechen; sie schreckt den Werber um ihre Hand durch einen entsetzlichen Geruch ab (sie hat dazu Hühnerfleisch unter ihrer Achsel verfaulen lassen, nach einem Trick longobardischer Frauen); da ein Kreuzzug geplant wird, wird der Delphin nach dem Morgenlande vorausgeschickt, aber vom Sultan eingekerkert. Aus seinem Verließ rettet ihn unerkannter Weise Paris, der sich für einen Sarazenen (christlicher Herkunft) ausgegeben und beim Sultan Gunst gewonnen hatte. Sie kehren nach Vienne zurück; die Tochter, Paris in seiner Verkleidung nicht erkennend, braucht auch gegen ihn dasselbe Abschreckungsmittel, da zum Lohn für die Befreiung der Delphin seinem Retter die Hand seiner Tochter (und einzigen Erbin) versprochen hatte, aber Paris steckt ihr den Verlobungsring zu, den sie ihm einst geschenkt hatte, worauf die Wiedererkennung und die Belohnung dieser unerschütterlichen Treue erfolgt.

Die Beliebtheit dieses Romans, 1525 bereits in acht verschiedenen Sprachen gedruckt (die englische und italienische Übersetzung, aus französischen Handschriften, ging sogar der ersten, Antwerpener Originalausgabe vom J. 1487 voraus), ist erklärlich, weil er zum erstenmal auf Wunder und Zauber, auf Feen und Drachen, auf Riesen und Zwerge verzichtete, durch Post, Geldwechsel und Wein Schwierigkeiten löste, in Briefen und Reden Gefühlen beredten Ausdruck lieh; er ist sogar ins Armenische (Hss. vom J. 1581) übersetzt. Er fehlte Polen und Böhmen, weil merkwürdigerweise auch eine deutsche Übersetzung fehlte (es gab aber eine flämische und eine schwedische), und Deutsch im XVI. Jahrh. die Vermittlerrolle zwischen französischen Originalen (Magellone, Melusine u. a.) und slavischen Versionen spielte.

Die Schicksale dieses best komponierten Romans, dessen Held nicht Paris, sondern wegen ihrer Energie und unerschütterlichen Treue, der weder Kerkerhaft noch glänzende Aussichten etwas anhaben können, Vienne ist, sind höchst sonderbar. In seiner Heimat, wo er im XIV. Jahrh. entstand, ist dieser schönste Ritterroman vom XVII.—XX. Jahrh. völlig vergessen; Drucke hören mit dem Ende des XVI. Jahrh. auf, nur 1835 erschien in Paris auf Grund von Hss. des XV. Jahrh. ein Neudruck (in 120 Exemplaren); eine wissenschaftliche Ausgabe besorgte erst R. Kaltenbacher, Romanische Forschungen XV, Erlangen 1904, S. 321 bis 688, der 12 Hss. und 61 Drucke kannte. In England ist der Roman noch im XVII. Jahrh. mehrfach gedruckt, aber bis heute lebt er nur noch in Italien fort. Kaltenbacher verzeichnet hier 5 Hss. des XV. Jahrh. (mit zweierlei Übersetzung) und 22 Prosadrucke von 1482—1698, außerdem zwei Bearbeitungen in Versen, die eine des Mario Tellucini, genannt il Bernia, Genua 1571; die andere von Angelo Albano di Orvieto, genannt Pastore Poeta, seit 1577 bis heute gedruckt (u. d. T. Amori di Paris e Vienna racconto in ottava rima del Pastore Poeta 1873, 1889, 1898, 1900, doch nicht ohne Kürzungen, es fehlen 55 Oktaven und Änderungen aller Art gegenüber dem Text von 1577). Die italienischen Bearbeitungen stammen von französischen Texten, die sich durch Kürzungen von Reden und Schilderungen von der älteren französischen Fassung (in Hss.) unterscheiden; der Pastore ist darin noch erheblich weiter gegangen, erweitert namentlich zu Anfang den Text, schaltet humanistische Vergleiche, Helden des Altertums ein, namentlich in der Rede, in der Vienna die Grausamkeit ihres unerbittlichen Vaters beklagt. Der Pastore hat den Inhalt in 8 Gesänge gebracht,

jeder durchschnittlich zu 90 Oktaven und mit einem ganz allgemein gehaltenen argomento beginnend; wir erwähnen dies, weil die slavische (altrussische) Bearbeitung eben auf seinen Text zurückgeht.

Im Petersburger Sbornik, Bd. XC, Nr. 6 gab N. N. Vinogradov zwei Fassungen in Versen, eine längere und eine daraus gekürzte, heraus, u. d. T. *Istorija o Parižě i Věně*, perevodnaja pověst' v stichach Petrovskago vremeni, Petersburg 1913, VII und 329 Ss., mit einem kurzen Vorwort von Sobolevskij. Abgedruckt ist der Wortlaut der Hs. des Fürsten Vjazemskij (A) ohne Änderungen, unter dem Text die abweichenden Lesarten zweier schlechterer Abschriften (B) aus der Sammlung Čertkov und Undolskij; eine vierte Abschrift (bei Rumjancev) ist nicht berücksichtigt. Der volle Text, S. 1—228; der gekürzte, nach einer Abschrift von 1762, S. 231—329. A und B sind gleich fehlerhaft, aber da sie beide voneinander unabhängig sind, kann man die Fehler von A nach B berichtigen und umgekehrt. Die alte Fassung ist in syllabischen Distichen gereimt; die Reime sind entsetzlich, meist verbale (auf -jaše, -jachu, -iti, -aja usw.), sonst sehr ungenau (-oda : -ota usw.); die gekürzte hat ein freieres Versmaß (11- u. a. Silbler statt des 13-Silblers), aber dieselben ungenauen Reime; sie ist ungleich lesbarer, fast fehlerfrei, die Sprache ist geglättet, obwohl sie die Aoriste und Imperfekta ihrer Vorlage beibehält. Die Sprache dieser Vorlage ist nun halb kirchenslavisch (besonders im Verb und Adject.), halb russisch, steht hinter der Kantemirs weit zurück, doch ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser sie ziemlich beherrschte, sich auch frei zu bewegen wußte, namentlich in den steten Wendungen an den Leser.

Sobolevskij (S. V) behauptet, das Poem wäre aus dem polnischen übersetzt, denn darauf weisen ihn »poln. Worte wie *krol*, *voc.* *krolju*, und die Lautgestalt von Worten wie *Isabella*, *Stella*, *Flora*, *Kapeljan*; ein unregelmäßiger Vers wie *Mamka že i svoju doč maluju imjaše* sei aus poln. *miała*, ohne *i*, zu erklären; ein Reim wie *v žalost'* *nepreměnný* : *Věny*, aus poln. masc. *żal* usw.« Aber der Vers *Mamka* usw. ist ja ein richtiger 13-Silbler; für *nepreměnný* lies *bex preměny* der kürzeren Fassung usw.; *krol*, *krolju* neben *korol* und *kral* beweist ebensowenig etwas wie einige Polonismen à la *ljamenti*, *smak smačno*, *respekt* (*i čest'*), *kvartiry*, *a(v)sterija*, *nichčemnaja*, *kapluny*, *figury*, *pašport*, *provijant* u. a., die sämtlich der Sprache der Petrinischen Zeit eigen sind. Einmal besitzt nämlich die poln. Literatur weder in Drucken noch in Hss. diesen Roman, aber auch dies würde nicht entscheiden:

entscheidend dagegen ist, daß nirgends im ganzen Text auch nur einmal etwas Polnisches durchschimmert.

Ein Blick auf den russ. Text beweist, daß er aus dem italienischen stammt; Formen wie *Odoardo* (ein paarmal dazu im Reim *leopardo*, S. 32 u. a.) oder *o Věně: podoben baleně* (!) oder *kovaler barone: uborně* usw. führen deutliche Sprache. In der Tat ist das russische Poem in 8 Teilen übersetzt aus der italienischen Umarbeitung in Oktaven: *Innamoramento di due fidelissime amanti Paris e Vienna, composto in ottava rima da Angelo Albani Orvietano detto il Pastor poeta s. o.* In dem Berliner Exemplar des französischen Druckes von 1835 (aus der Bibliothek des bekannten Bibliophilen, Mickiewicz- und Puškinfreundes, Epigrammatikers S. Sobolevskij, unehelicher Geburt wie Herzen), hat eine fremde Hand S. 3 zu der Angabe über den Pastor poeta zugeschrieben »auch Bol. 1740«; ich kann die Richtigkeit nicht nachprüfen, aber es könnte dies vielleicht eben die Ausgabe sein, die dem Russen vorlag.

Freilich ist hierbei ein chronologisches Bedenken nicht zu unterdrücken. Ein gebildeter und für Literatur sich interessierender Russe bekam das italienische Gedicht in 8 Gesängen, etwas über 5500 Verse (etwa 720 Oktaven); es gefiel ihm so gut, daß er trotz Mangel an Muße es in 8 Gesänge und 3649 Dreizehnsilbler umgoß, also erheblich kürzte. Sein Werk fand Beifall, wir besitzen heute noch vier Abschriften, eine schlechter als die andere. Eine solche liederliche Abschrift fiel einem andern Literaten in die Hand, der den schönen Inhalt zu werten wußte und den die Verwahrlosung des Textes ärgerte: er schuf einen wirklich lesbaren, aber kürzte die 3649 Verse zu 2802, zusammenziehend und auslassend, was entbehrt werden konnte. Diesen neuen Text besitzen wir in der Abschrift eines Kozmin aus Gr. Ustjug in Nordrußland vom J. 1762: es scheint mir nun etwas schwer, diese ganze Textentwicklung auf die Jahre 1740—1762 zusammenzupressen. Wie dem auch sei, die beiden Russen haben sich ein günstiges Zeugnis ihres Geschmackes ausgestellt.

Freilich leiden stärker Namen und Stand der handelnden Personen (bzw. Orte); manches hat schon der Italiener verschuldet, der den Dauphin, den Grafen des Dauphiné, zum rē Delphino machte; aber daß das Věna des Dauphiné zum kaiserlichen (österreichischen) Wien avanzierte, war Sache des Russen. Unbegreiflich bleibt, warum er die Jugendgefährtin und ergebene, treue Freundin der Věna, Isabella, die Tochter ihrer Hofdame-Erzieherin, im weiteren Verlauf (nach der erst-

maligen richtigen Angabe) zu ihrer *niania* (er nennt sie nur *mama* oder *mamka*) stets macht. Hier folgt ein Beispiel der unglaublichesten Namensverrenkungen, die ja auch das italienische Zwischenglied mit verschuldete: beim Tournier schaaren sich die Ritter der drei Damen unter deren Banner und werden nun aufgezählt:

(Kaltenbacher S. 421 f.): Kapitän des Banners der Florayne fille du duc de Normandie war Johan filz du comte de Flandres et avoit en sa compagnie Phelippe de Barde nepveu du roy de France, et Casil filz du duc de Picardie, et Johan, filh du comte de Velin, et Pierre filh du comte de Provence, et Symon de Bours, et Bartol fil du duc de Gascoigne, et Berenger fil du marquis de Salusse, et Godefroy de Bretaigne.

Unter dem Banner der Costance seur du roy d'Engleterre war Kapitän Johan frere du roi de Boheme, qui avoit en sa compagnie Seedac de Valois, et le Bastard de Gascoingne nepveu du roi de Gascoingne, et Anthoine filh du duc de Tendes, et Lanceloit nepveu du duc de Bergonhe, et Antoine filh de Pierre de Goryes, et Lourent Massa duc de Lyonoys, et Johan duc de Brebant et Charles d'Alencon. Endlich unter Viennes Banner war Kapitän messire Henric filh du duc de Bourbon, mit ihm Edoardo filh du roi d'Angleterre, et Anthoine filh du comte Arnault, messire Vassault nepveu du comte de Provence, et Paris filh de messire Jacques, et Edoardo son compagnon, et Monfarrant filh du Marquis, et Loys filh du duc de Taine, et le nepveu du duc de Normandie.

Daraus wird im russischen:

Pod sim znakom pervyj syn Fljandrinskogo dukce; Vtoroje město krolja Francužskogo vnuka, Filip bjaše imenem, zělo oružennyj, V smělstvě i urjadě sem vsěmi pochvalennyj. Potom pride tamoz syn Burgonskago kniazja Gospodin urjadnějšij, Korolda sej zva sia I duki Gaskonskago brat, imenem Berdo, I gospodin Pikardo, mlad vojn Gofredo I bezstydnyj tamozde bjaše Bysanzoje. Zělo bjachu ubranny v kovalerskom strojě . . . Vtoraja že bandera čisłom byst Kostancy I pod seju mnogije stojachu izbraney; Bjaše bo brat českago korolja Zakonij I vnuik korolja sego samago Antonij I Gofredo s sišoju, i Sanzon Leonskij, Iz Larena že Loriž i Karlus Lancouskij . . . Pod sim (Věny) kniazia Burgonska standartom I konty Donarty brat, silnějšij Antonij; Tut že ot Provincej velikij Solonij; Monferadskij že markis syna tam poslāše: Sej Koraldo v Veninom standartě stojāše. Takožde posla syna duka ot Twuzu V

chrabrosti presilnago imenem Alviza . . . Tut že v kupě Ioan, duka Normandii, Slaven v silě prijecha k Věninoj gvardii. Der Text ist aus A, berichtigt nach B und der Kürzung; alle Hss. bieten *čes(t)mogo* statt *českogo*. In der Beschreibung des Tourniers selbst entfernt sich der Italiener-Russe ganz erheblich vom Franzosen, der die Kämpfe kurz skizziert, dafür aber die Episode von dem Fall Eduards, des treuen Freunds von Paris (Pendant zu dem Paar Isabella-Věna) enthält, den dieser rächt. Die ital.-russ. Version ist somit der äußerste Ableger der originalen Fassung; die russische wieder eine besondere Abzweigung, in zweierlei Redaktion, deren Verfasser unbekannt bleiben; Kozmin in Ustjung ist nur der letzte Kopist gewesen, Ort (nördliches Rußland?) und Zeit (um 1720—1740?) lässt sich nicht genauer bestimmen.

Jedenfalls ist diese Übersetzung-Überarbeitung die bedeutendste, interessanteste Leistung der ganzen schönen Literatur vor Kantemir und Tredjakovskij. Die Freiheit, mit der ihr Verfasser mit dem Stoffe verfährt, die zahlreichen Wendungen an den Leser, Vergleiche und Maximen verdienen alle Anerkennung. Besonders fällt auf, die allerdings etwas stereotype Art den Gesang zu beenden und den folgenden anzukündigen.

Das »Vorwort (des ersten Gesanges) an den Leser« weicht ganz von dem italienischen ab, ist selbständig nach epischer Art:

Kto mi da podast razum, premudrost' i siku K načatku semu slavnu i poleznu děku? Da pridet ot světlago neba pomogajaj, Glas pěnju i sladost' skladu podavajaj: Dvuch serdečno ljubovnyeh Pariža i Věny V velikoj sojuznosti, v ljubvi bez izměny Čtob ja v viršach učiniš sez ljubovnyj sekret S izjasnenijem, čto kto v tom iz nich preterpel¹⁾), endigt mit den Worten (V. 615—18):

Skončavaju pervu čast', bliz že ješm vtoryja,
Uzriši čitatelju vešči predragija,
Ašče v pervoj uslažden, vesel v radost' pravu,
Vozymejši v vtoroj bolšuju zabavu.

Und so wird nun jeder Teil eingeleitet und beendet, nur vor dem 7

1) In anderen Hss. fehlt dieser Eingang, den die »Kürzung« leicht ändert, *stog* für *sklad* u. a., die beiden letzten Verse ganz ändert, nur *ljubovnyj sekret* beibehält. In der Čertkover Hs. steht statt der ersten 16 Verse ein prosaisches Vorwort, heller Unsinn: V stalicii cesarskoj, v gorode Vene, živjase korol imenem Delfin usw., seine Frau Neonilda (bekannter Romanname, statt des eigentlichen Diana, der dann auch genannt wird); der *König* war ja Karl von Frankreich, der *Delphin* nur sein Vasall.

und 8 fehlt jeder besondere Eingang (der Italiener gibt überall nur kurze Inhaltsangaben). Der zweite Teil hat eine Anrufung an Gott (darin: *Błagovoli pamjat' mne slav(n)u utverditi V sklad siju istoriju činno soversiti*) und endigt: *Ty (Leser!) budi vo zdraviji i slavě množisja, Mně že utruždenije małoje javi sja I v viršach slaganije neskoroje stało, Ne progněvajsjा na mja, otdochnu zdě mało I v myslí, projdet jedga těń i nepogoda, Łutšaja k skladu semu pridastsja ochota.* Hierauf: *Tretiju slagati uže čast' načinaju, Apollona s Muzami vsěmi prezyvaju etc.*

Der vierte Teil beginnt wieder: *Množiceju ktoljubo kij slog nacinajet, Jedin Apolla, drugij Marsa prizyvajet . . . Az že priběgu k carju nebesnyja slavy etc.* und endigt: *Ja mało na sem stanu etc.* Der fünfte: *Muza sladkogłasnaja etc. — Vremja, o gospodija (häufige Form!) otdochnuv načati etc.* bis *Gospodije, zdeli čast' pjatuju skončaju . . . Ja pače vsěch vědaju, kak mně jest pritužno (häufiger Ausdruck), Po mnogom rečenii otdochnuti nužno etc.* (Vers 460—467). Der sechste: *Anrufung an Gott (O velikij monarcho nebesnago carstva etc., V. 1—6); endigt 409—414: (Mit den Wehklagen der Věna) Sim mně zělo skušno jest sluch vaš (der Leser) otjabočiti, Łutče imam čast' siju teper' okončiti, Věna da ostanetsia v pečalnoj trutizně (ebenfalls häufiger Ausdruck), Nečto o Pariževoj povědaju žizni etc.*

Der siebente Teil ohne jeden besonderen Eingang lässt sofort Paris aus Ženeva (so immer für Genua) nach Venecia und dann nach Tunis reisen usw. bis V. 367 *Sim sedmuju siju čast' dělo okončalo.* Der achte Teil beginnt nur mit dem Vers *Gospodije, slyšali svobodu Delfina* und fährt sofort mit der weiteren Erzählung fort und endigt V. 371 bis 390 mit einem Auszug aus den letzten fünf Oktaven des Italieners. Darauf folgen noch in A V. 1—18 K čitatelju. Er entschuldigt sich wegen etwaiger Mängel:

Ne iz polzy jesm pisał, tokmo ot ochoty,
Jesče ne imějušči vremeni, svobody:
Razum sej jest ne moj, sklad tokmo v jazyce;
Raznsta va ne obrjaščeši ni v kojej stranicě . . .
Ne prinjak bych nuždy sej pisat' vešč toliku,
Nužda mně učiti sja skladu i jazyku —
A pače nužnejšeje mene ubědilo,
Jak ochoty sugubu revnost' v tech javilo.
Posemu vsjakij mene trud uveseljajet,
Kotoryj vsju moju žižn v milost' ochranajajet.

(Ich berichtige stellenweise den Text.) Er bestimmt dieses »nicht notwendige«, nur »freie« Büchlein dem Liebhaber (von Lektüre), nicht dem ugoždateł' (načensi čitati, čto negodno mnit sja, molju perestati).

Die kurze Redaktion beginnt mit dem Titel: *Predislovije Kosmino čitatelju o drevle slučivšejsia ovanturě ljubeznoj* (aber Kosmin ist nur Kopist!) und folgt dem Original, mitunter ganze Verse wörtlich übernehmend, sonst jedoch stark kürzend. Sie gestattet sich »zeitgemäße« Änderungen, macht z. B. den monach zum pastor (!); unter den Rittern der Konstanza figuriert »I Friderik princ Sverinskij« (!); verballhornt noch toller alle Namen (z. B. brat Konsty Diarta statt brat Konty Donarda, Drabandija statt Brabancija usw.) und modernisiert Einzelheiten, gibt *kantora* statt *komora*, *starec* statt *kapelan*, die Mutter des Paris der Věna *izxrjadnyje konfekty podstavljajet* oder der Brief an Paris mit der Nachricht von der Erkrankung des Vaters war »za černoju pečatju v kuvert položennyj« usw. Hier und da erweitert sie den Text, am meisten etwa, wo der Vater des Paris, Jakob, auf Drängen der energischen Věna und Bitten des Sohnes beim Delphin um die Hand der Věna für Paris anhält und den Delphin in helle Wut versetzt, der nach A: rizy razdirajet

To, reče, vernejšij moj obezčestil nyně!
 O mužičestvo v slověch, jako svinja v tině!
 Ničto reku, no jedgab tokmo ne bezčestno,
 Samim ne pristoit nam, vsém o tom izvěstno,
 Serdee izjažt tvoje moimi rukami —
 O starost' bezumnaja s tvoimi slovami!
 Izydi von pročeje, v věki ne javljajisia,
 Lišen budi zrěti mja, zlě v zlobě skitajšia.

In der Überarbeitung heißt es dagegen:

Rizy svoja razdiraja metaše
 I po polu krěpko nogama toptaše:
 »O prokljataja głavo! kako ne uboja sia derzati
 I naše veličestvo bezčestijem oskorbljati?
 Kako ot twoich bljadostovij živu mi byti
 I věčno v takom zloslovii žiti?
 I aščeby ne starost' Vas zaščiščala,
 Tob ni vsja vselennaja tja izjaža.
 Svoimi by rukami tja pochitiž

I prokljatoje serdee iz živa ischitil.
 Idi, skverne i prokljate, ot menja, idi
 I do smerti svojej ko mně ne vnidi,
 Jako oskorbil jesi veličestvo naše
 I chulno złoprolkjataja usta otverzaše!«

Manchmal gewinnt man den Eindruck, als ob der Überarbeiter das italienische Original selbst eingesehen hätte, namentlich gilt dies für den Schlußabsatz. *A* begnügt sich mit der wiederholten Versicherung, daß er Věna nicht auf Kosten anderer Frauen herausstreiche, obwohl er weiß, daß sie sie alle an Standhaftigkeit weit übertreffe; der Überarbeiter dagegen preist ausführlicher, wie der Italiener, ihre Tugenden, daß sie des Vaters Fluch nicht achtete, nicht auf den hohen Stand ihrer Werber sah, den Tod nicht fürchtete:

Nyněšnich žen takovych prizyvaju
 I v blagopožučíji mužem směnjasia čaju
 A chotjaby i vdrug tri muža iměti,
 Tob nie otreklisia imi vladěti:

Dieser satirische Ausfall gehört ausschließlich auf seine Rechnung. Die Schlußwendung an den Leser in *A* fehlt bei ihm völlig.

Es sei noch eine Probe mitgeteilt, wie der italienisch-russische Text völlig vom französischen sich entfernt durch seinen gelehrten Ballast. Es handelt sich um die Klagen der Věna:

258 Och! ljuto pomysliti Neronovu zlobu,
 Jegda svojej matere razverze utrobu,
 Město chotja viděti, gdě prezde zača sia,
 Se tako podoben moj otec jemu sta sia . . .

266 Dionisij Sirakus otroka ljubima
 Mečem pronze jarostno, (v) vině neključima
 Potom o njem v zelnejšej tugč, slezach sta sia
 Jako mało sam potom smerti ne preda sia . . .

280 O žestokoserdnaja otčaja utroba
 Pače Avimedracha tvoja ko mně zloba,
 Iže uzrěv mertvago otca i straši sia
 Da ne paki oživet, ni togo boja sia,
 No bez miłoserdija tělo sokrušaše

I izterši prach jego vetrom razvějaše.
 O okameneļoje serdce! zlyj mučitel
 Ne poščade i togo, jako byst roditel.
 Pomjanu i Medeju, jaže ot Jazona
 Imušči čada zakla ot svojego łona . . .

- 294 Kambis syna svojego rostreljał stręłami;
 Mitridates mat' ubi so tremja synami;
 Darij Perskij car ubi dščer' svoju naprasno —
 Kol' mnogo ubijecov sich, mysliti užasno!
 Sice Věna płaka sia, v temnicě zivušci etc.

Wie aus diesen Proben erhell't, ist die Sprache gewöhnliches Schrift-russisch der Zeit. Charakteristisch ist der ständige Ausdruck *šurmowati* für 'tournieren'; Dal kennt ihn nicht, ich fand ihn in den Weißmeer-bylinen mehrfach für 'kämpfen', auch *šurnovat'*; es ist dies nicht etwa = *šturmovat'*, sondern erinnert mich eher an apoln. *szermować* 'tour-nieren'. Ein paar andere Worte sind oben genannt; *trutixna* 'Qual' fehlt bei Dal, aber er kennt *trutit' gołovu*, 'aplacken'.

Pypin hat diesen Versroman wohl in sein bekanntes Verzeichnis aufgenommen und auch die französische Quelle genannt, aber in seiner Literaturgeschichte an keiner Stelle erwähnt; Sobolevskij vermißte ein Original in den russischen Bibliotheken und so hat sich meines Wissens niemand weiter um diese Übersetzung gekümmert, obwohl sie zwischen Simeon Połockij und Tredjakovskij-Kantemir als das interessanteste Werk einen Platz wohl beanspruchen kann; mir fehlte die italienische Vorlage und ich muß es andern überlassen, durch deren Vergleichung Art und Wert des russischen Textes noch genauer zu präzisieren.

Knapp kann ich mich fassen über die poln. schon Archiv XL erwähnte Novelle, die eine genauere Ausführung wohl verdient.

Der Spanier Juan de Flores verfaßte zu Ende des XV. Jahrh. eine Novelle, Grisel y Mirabela, die wie andere spanische Romane (Amadis!) und Novellen rasche und weiteste Verbreitung fand, ins Italienische übersetzt, daraus ins Französ. (18 Ausgaben!); die Berliner Bibliothek besitzt drei venetianische (bis 1548), eine deutsche (1630), eine vier-sprachige Ausgabe von 1608 usw. Die poln. Übersetzung: *Historya barzo piękna i żałosna o Ekwanusie krolu Skockim teraz nowo polskim językiem wydana*, Krakau Scharffenberg 1578, ist aus dem Rawer Unikat

herausgegeben von J. Krzyżanowski, *Pamiętnik literacki XXI*. Lemberg 1924, S. 247—285. Ich verglich die Ausgabe Venedig 1548: *Historia di Aurelio et Isabella, nella quale si disputa, chi piu dia occasione di peccare, l'huomo alla donna o la donna a l'huomo, di lingua spagnola in italiana tradotta da M. Celio Aletipilo*, 40 Bll.

Die poln. Übersetzung (ich wählte ihren kürzeren Titel von Blatt 3) folgt der italienischen, stellenweise fast wörtlich, aber sonst nur zusammenfassend und stark kürzend, öfters ganze halbe Seiten fortlassend. Sie gibt die Namen, Ekwanus dem schottischen König (der mit Recht Iniquus heißen müßte), und Venuzjanus einem der Ritter, die in allen andern Texten fehlen; hält sich nur im Rahmen der äußerst dürftigen Erzählung an die Vorlage und kürzt stark die Hauptsache, die sophistischen Klügeleien über Minne, Frauentrug und Männerlug. Isabella, die Tochter des Königs, läßt sich von Aurelius verführen; die Landesgesetze verlangen Todesstrafe für Verführer, Verbannung für Verführte und nun streiten Aurelius und Isabella, wer der Schuldigere wäre, da sie sich gegenseitig aufopfern wollen; zur Schlichtung des Streites werden fremde »Sachverständige« aufgerufen, Hortensja und Afranrus; Afranrus siegt für die Männer, Isabella wird zum Scheiterhaufen verurteilt, in den sich Aurelius stürzt, sie wirft sich in den Löwenzwingen hinab und wird zerrissen. Aber die Frauen rächen sich an Afranrus, locken ihn in eine Falle, überwältigen ihn, martern zu Tode, verbrennen den Leichnam zu Asche, in die sie sich zum Andenken teilen: echt spanische Grausamkeit atmet diese Erzählung. Dem poln. Unikat fehlt das letzte Blatt (I 5 oder auch 6).

Die dürftige Erzählung ist nur Vorwand für langatmige Erörterungen erotischer Fragen und es bleibt charakteristisch für poln. Zustände, daß sie spurlos verklungen ist und gleichgeartete andere spanische Novellen und deren Übersetzungen nicht mehr den Weg nach Polen fanden: man hatte offenbar kein Interesse daran. Ein Wort verdient jedoch noch der Übersetzer, der seine Aufgabe in einem zwar recht nüchternen, aber sonst äußerst glattem Stil erledigte, Bart. Paprocki, der bekanntlich sowohl durch seine gediegenen heraldischen Arbeiten wie durch seine unbedeutenden poetischen, zwei Literaturen, der poln. wie der böhmischen angehört. Es ist nun bezeichnend, wie diesen ausgesprochenen brutalen Weiberfeind erotische Themen dauernd gefangen nahmen. Zu seinen ungeschlachten poln. Versen auf dieses Thema kommt somit jetzt seine glatte Prosa im Equanus hinzu und auch sein

böhmisches Vermächtnis ist neu bereichert worden. Wir kannten es u. a. aus der Auswahl, die Č. Zíbrt in der *Pestrá knihovna*, Nr. 79, 80, aus den Originalausgaben des Paprocki von 1597—1602 (Venus; Juno; Panna usw.) zusammengestellt hatte (Prag o. J., 87 Ss., kl. 8⁰). In derselben Sammlung, Nr. 13, 14, hatte Zíbrt die böhm. Übersetzung des antifeministischen Dialogs von Rej, Warwas, herausgegeben und als Übersetzer Tob. Mouřenín vermutet (das Titelblatt des böhm. Unikates fehlt). Wie ich aus Český Lid XXVII, 1927, S. 233f., ersehe, hat Jul. Heidenreich in dem Brünner Časopis Matic. Moravsk. 1925, S. 389 bis 400, nachgewiesen, daß nicht Mouřenín, sondern Bart. Paprocki der Übersetzer des Rejschen Pamphlets ist, gerade so wie er die Erotika des Kochanowski den Böhmen vermittelte. Das Rejsche Original war uns nur aus dieser böhmischen Verpfuschung bekannt, erst 1923 hatte Kaz. Piekarski ein Paar Fragmente des poln. Druckes gefunden, die lehrten, daß Paprocki den Rej nicht immer wörtlich wiedergab; daß er manches gegen Sinn und Zweckmäßigkeit änderte; daß erst er die Venus anrief: Venuše, bílých hlav paní, Bud' přitomná mému psaní! Od ní já žádám pomoci, Neb jimi vládne dnem noci usw., wovon Rej sich nichts hat träumen lassen, dem alle Mythologie nur Gräuel und Unsinn war. Zíbrt stimmt den Ausführungen Heidenreiche völlig zu und so wird Paprocki als der ausschließliche Vermittler zwischen dieser Art poln. und böhm. Literatur erwiesen.

Erwähnt sei noch, daß das böhm. Unikat des Warwas auf den Dialog des Rej das Rozmlouvání dvou panen, totiž Milosti a Krasy, kteráž z nich větší moc má, folgen läßt (das Schlußblatt, mit dem Sieg der Liebe über Schönheit, fehlt), aber in diesem Text schimmert keine poln. Vorlage mehr durch. Im Warwas war sie ja gleich an den bílé hlavy zu erkennen, denn nur der Pole, Paprocki vor allen, nennt die Weiber »Weißköpfe«, niemals der Böhme, aber in diesem Streitgedichte mahnt nichts an eine poln. Vorlage; es wird eher eine deutsche Quelle anzunehmen sein, ein erotisches Streitgedicht, wie sie in der bekannten Neuberger Handschrift (mit dem Maiträum u. a.) verarbeitet sind. Über diese Hs. hat unlängst im *Sborník filozofickej fakulty der Preßburger Universität* (II, 1923—1924, Nr. 22, S. 259—341), V. Pražák gehandelt: Neuberký Sborník a Májový Sen. Er wies nach, wie in dieser Sammlung von Vers und Prosa, Allegorien und Novellen (Boccaccio!), deutsche Liederbücher des ausgehenden XV. Jahrh. und ihre Spruchgedichte nachgeahmt und überarbeitet sind, wie zwar nicht das Liederbuch der Klara



Hätzlerin die unmittelbare Vorlage einiger Gedichte der Neuberger Hs. ist, wohl aber beide auf gemeinsame Quellen zurückgehen. Ich möchte nun zu diesen Ablegern deutscher Streitgedichte auch diesen böhmischen Streit zwischen Minne und Schönheit hinzuzählen, ein Thema, das dem niedergehenden Minne- und aufgehenden Meistersang nicht fremd scheint; woher Paprocki oder sein böhmischer Verleger (Übersetzer?) darauf gestoßen sind, weiß ich allerdings nicht zu sagen; ich mache nur aufmerksam auf dieses bisher unbeachtete böhm. Streitgedicht.

Pražák's Dissertation erweitert und berichtigt die Ausführungen von Nebeský. Nr. 4 und 5⁴ der Neuberger Hs. hatte man stets fälschlich als ein Gedicht, als den Majový Sen betrachtet (so gab noch beides zusammen Č. Zíbrt 1915 in der Ottoschen *Světová knihovna* Nr. 1204 heraus); Nebeský hatte beides richtig getrennt, »Verse vom Liebhaber« und »Maitraum«; weil aber bei der Hätzlerin beide Gedichte wieder nebeneinander (aber in umgekehrter Folge) stehen, hatte Nebeský den Text der Hätzlerin als Vorlage des böhm. bezeichnet. Das ist unrichtig, sie gehen nur auf gemeinsame Vorlagen zurück; dabei halten sich die Versové o milovníku genau an deutsche Texte, erweitern sie allerdings erheblich durch bloße Weitschweifigkeit, dagegen erscheint der »Maitraum« ungleich selbständiger, derber, lasziver. In Hynek von Poděbrad erkennt auch Pražák den Überarbeiter beider Gedichte, und weist ihm auch Nr. 2, die Allegorie vom Kampf von Glück und Unglück, zu. Sollte nicht am Ende König Georgs Sohn auch der Verfasser unseres Streitgedichtes zwischen Minne und Schönheit sein? Das sähe einem Hynek sehr ähnlich; das wäre dann neben dem »Maitraum« (gedruckt im XVI. Jahrh., ganz verschollen bisher), und dem Druck von 1505 (in Prosa, Allegorie von Glück und dem leichtsinnigen Jüngling, mit Nr. 7 der Neuberger Hs. stark übereinstimmend, aber nicht völlig identisch) der dritte Abdruck seiner »extant eius scripta nonnulla« (nach der Angabe von Lupáč); Pražák möchte auch andere Texte der Neuberger Hs. ihm zuerkennen. Zíbrts Neudruck (des Warwas des Rej und der Krasa) hat uns ja diesen Text nahe gerückt; ich überlasse das Weitere böhmischen Forschern selbst. Jedenfalls war der katholische Sohn des ultraquistischen Königs der letzte alte Böhme, der neben Didaktik Erotik mit Erfolg betrieben hat.

Vermeintliche Gräzismen.

Unter diesem Titel bringt Vasmer ZsfSlPh. IV, 411 einige Gravamina gegen mich vor, auf die ich zur Klärung des Sachverhaltes eingehen muß.

1. Vasmer beanstandet, daß ich abg. *oléjō*, das man bisher als lat. Lehnwort aufgefaßt habe, als eine Entlehnung aus einem von mir ad hoc konstruierten »vulgärgriech.« *Ὀλαῖον* aus *ἔλαῖον* hinstelle. Die Literatur über *oléjō* war mir wohl bekannt, ich habe denn auch drei divergierende Ansichten, die über die Herkunft des Wortes vorgebracht worden sind, zitiert. Wenn ich mich dabei gegen Jagić, der Entstehungsgesch. S. 314 f. lateinische Herkunft des Wortes lehrt, trotzdem entschloß, die Möglichkeit einer griechischen Quelle *Ὀλαῖον* zur Diskussion zu stellen, so bewog mich dazu die Rücksicht auf das abg. *ē*, das sich nun und nimmer aus einem lat. *oleum* erklären läßt, dessen *e* kurz war und das sich im Vulgärlat. auf dem Wege zu *olium*, *olijum* befand. Auch Vasmer hat diese Schwierigkeit offenbar übersehen. Ich weiß auch heute nicht, wie man das *ē* des abg. Wortes anders erklären sollte als durch frühe Entlehnung von *oléjō* aus dem Griechischen. Da im Bulgarischen ein Übergang von anlautendem *e* zu *o* ausgeschlossen ist¹⁾, muß dieser Lautwandel bereits in der griechischen Quelle erfolgt sein. Diese Annahme ist unbedenklich, weil dieser Wandel, wie bekannt, der griechischen Sprachgeschichte angehört (vgl. Foy, Lautsystem S. 103, Hatzidakis, Einleit. S. 330 und neuerdings Vasmer selbst ZsfSlPh. IV, 91 ff.) und die Sandhi-Erscheinungen des Vulgärgriech., wie Hatzidakis KZ. 30, 357 ff. ausgeführt hat, in der Frühzeit dieser Sprachperiode wurzeln, in der traditionell gebundenen mittelgriech. Orthographie aber erst spät und sporadisch zum Durchbruch gelangen. Die von Vasmer als Einwand gegen mein *Ὀλαῖον* angeführten abgeleiteten Formen *ἔλαδιον* : *λάδι* : *ἀλάδι* können nichts dagegen beweisen; Schriftform, Vulgärförm und abgeleitete Formen (*ἔλαδιον* usf.) gingen eben hier wie überall nebeneinander her. Und überdies: bietet nicht die Benennung des »Öls« in den südeuropäischen Sprachen noch manches ungelöste Problem, z. B. das got. *alēw?* Vgl. Schrader, RL. II², 130 ff.

2. Vasmer rügt, daß ich eine griech. dialektische Form *Rumi* in Erwägung ziehe, um das slav. *Rimъ*, vor allem aber die spätere abg.

1) Trotz Ekblom, Skrifter Hum. Vetsk.-Samf. Uppsala 22:4, S. 27.

Entlehnung *ρούμы*, *ρούμъскъ* usw. des Suprasliensis und Savva zu erklären und meint: »Ein 'griechischer Wandel' $\omega \geq o\acute{u}$ müßte doch belegt werden.« Ich hatte gedacht, daß den Kennern der Materie solche Belege nicht unbekannt sein würden, habe mich aber in dieser Annahme offenbar geirrt. So will ich denn Vasmer auf Dieterich, Untersuchungen S. 16 ff., Hatzidakis, *Μεσαιωνικά* II, 281 ff. verweisen. Ich bemerke dazu noch: Die ersten Belege stammen aus frühchristlicher Zeit, sie finden sich vornehmlich in der Umgebung von Labial und Nasal, haben meist ω zur Grundlage und erscheinen schließlich besonders häufig in Wörtern, die aus dem Lateinischen stammen — mehr Bedingungen, die für unseren Fall zutreffen, kann es wirklich nicht geben. So ist die Annahme griechischer Vermittlung gewiß nicht zu kühn.

Aber es sind auch andere Hypothesen ausgesprochen worden, so z. B. nimmt Bartoli, Jagić-Festschrift S. 45 f. Vermittlung durch das Dalmatische an, Ramovš, *Slavia* 1, 29; Skok, ČSlj. 6, 1 ff. durch das Illyro-Romanische. Freilich hält, wie Vasmer mitteilt, Gamillscheg eine Herleitung von *Rimъ* aus dem Romanischen nicht für möglich. Aber man wird das so lange nicht als das letzte Wort in dieser Frage ansehen, als jene Ansichten nicht ausdrücklich widerlegt sind. Sonst wertet Vasmer die Bedeutung des Dalmatischen für die slav. Sprachen (doch wohl gerade der Lehnwörter wegen) so hoch, daß er im gleichen Band seiner Zeitschrift S. 276 seine Auslassung bei einer Übersicht über die romanischen Sprachen sogar einem Nichtphilologen zum Vorwurf macht.

Griechisch oder romanisch — jedenfalls ist die von Vasmer als die wahrscheinlichste bezeichnete Deutung von slav. *Rimъ* durch Korsch, *Sbornik Drinova* S. 58 aus dem Deutschen ganz unglaublich. Der Name einer Stadt von der Bedeutung Roms kann seine Lautform im Slavischen nicht erst auf dem Umwege über das Adj. *rimsko* erhalten haben. Und was die deutsche Vermittlung anbetrifft, so ist zu bedenken, daß der Umlaut von *ü* zu *ü* im Ahd. nachweislich erst im X. Jahrh. eingetreten ist.

3. Vasmer schreibt: »Die Auseinandersetzungen über *ενογάρъ* stimmen allerdings (a. O.), aber die hätte er auch bei mir *Извѣстія* XII 2 S. 226 finden können.« Diese Worte müssen den Anschein erwecken, daß ich bereits von Vasmer Gesagtes wiederhole. In Wahrheit geht es mir Archiv XLI, 96 f. um die Erklärung der in den abg. Quellen (Euch. Sin., Assem., Supr.) vorkommenden Formen *ενογάρъ*, *ενγаръ*, *εнъгаръ*, die Vasmer in seiner kurzen Zusammenstellung

nicht einmal erwähnt, weil er sie wahrscheinlich nicht kannte. Er begnügt sich daselbst mit den aus Miklosich LP. entnommenen spätksl. Formen wie **ГЕНЧКЛРЧ**, **ГЕНОУЛРЧ**.

4. Ich hatte Cod. Supr. S. 67 gesagt, daß Vasmers Ausführungen ZsfSPh. I, 156 ff. zu keinen neuen Ergebnissen führen. Aus dem Schlußsatz seiner Bemerkungen scheint hervorzugehen, daß Vasmer diesen Ausdruck, den er unter Anführungszeichen bringt, als nicht berechtigt empfindet. Ich habe oben S. 62 ff. in anderem Zusammenhange, in meiner Übersicht »Palaeoslovenica«, auf Vasmers Aufsatz näher eingehen müssen. Ich kann es nunmehr dem Leser überlassen, zu beurteilen, ob mein Ausdruck zu scharf war und ob Vasmer nicht gut täte, die Vorsicht, die er mir anräät, zunächst einmal in seinen eigenen Untersuchungen walten zu lassen. *Alfons Margulies.*

Die germanischen Elemente im Gemeinslavischen.

Für ein viel behandeltes Thema schuf Miklosich (»Die Fremdwörter im Slavischen«, 1867), wie immer, die Grundlagen: über das von ihm gesammelte Material ist spätere Forschung nicht hinausgekommen, hat nur einzelne »Schönheitsfehler« beseitigt oder weit übers Ziel geschossen, wie in den Arbeiten von Hirt und Uhlenbeck. 1905 veranstaltete J. Peisker eine Enquête darüber; da er kein Linguist war, beschränkte er sich auf Wiedergabe der Erklärungen von Fachleuten, die oft ganz entgegengesetzter Art waren. St. Mladenovs Behandlung dieses Themas (1909) bedeutete keinen Fortschritt, denn seine offenkundige Tendenz, möglichst vieles fürs Slavische zu retten, flößte von vornherein tiefstes Mißtrauen ein. Zuletzt widmete diesem Thema A. Stender-Petersen ein unendlich weitschichtiges Buch (»Slavisch-germanische Lehnwortkunde«, Göteborg 1927), ein Zeugnis außerordentlichen Fleißes und größter Mühe, das jedoch statt zu klären nur heillose Verwirrung hereintrug, die im folgenden entwirrt werden soll.

Während nämlich alle späten, meist nur hochdeutschen Entlehnungen (abgesehen von den niederdeutschen im Salabischen oder Kaschubischen), sich ohne weiteres aussondern lassen, in der Regel auch über die eigentliche Quelle Gewißheit bringen, sind die frühen, genau anderthalb Jahrtausende alten, so innig mit einheimischem Sprachgut verwachsen, daß auch dem Fachmann die Entscheidung mitunter schwer fällt. Denn Slavisch und Germanisch berühren sich namentlich im Wortschatz öfters

und nahe; man denke an Worte wie Silber, Tausend, Leute, *družina* 'Gefolge' und got. *driugan* στρατεύειν, lieb, Lüge usw., die hüben wie drüben identisch sind, so daß ein ursprünglicher Zusammenfall nie unerklärlich bliebe. Um nun die Frage: Lehngut oder Urverwandtschaft? zu entscheiden, sucht man nach Kriterien; die sichersten gewährte die Lautlehre. Aber ihre Wirksamkeit ist beschränkt, sie gewährte wohl Aufschluß z. B. bei *Tenues* und *Mediae* der Verschlußlaute, aber versagt schon bei deren Aspiraten. Früher glaubte man ein sicheres Kriterium bei Gutturalen zu besitzen, weil Germanisch eine Centum-, Slavisch eine Satemssprache wäre, aber die Illusion zerrann, sowie sich herausstellte, daß diese urälteste Palatalisierung, je weiter man vom Osten (vom Indoiranischen) abrückt, desto zahlreichere Ausnahmen erfährt. Früher hielt man für sicher, daß *gast*, *brēg*, *grad* usw. wegen ihres *g* aus dem Germanischen stammten oder zum mindesten ein slav. **zq̥st* davon beeinflußt war (gegenüber den lit. oder indoiran. Parallelen mit *z*, *z*), aber heute trifft dies nicht mehr zu, denn gerade das Slavische weist sogar dem Litauischen gegenüber zahlreichere Ausnahmen auf, d. h. behält *k*, *g*, wo nach dem Ausweis der Satemssprachen *s*, *z* zu erwarten wäre; gerade die Existenz des lit. *žq̥sis* beweist die Ursprünglichkeit auch von *gast*. Die Sache lohnt einige nähere Bemerkungen.

Man zog sich aus der Verlegenheit, indem man die Ausnahmen als Entlehnungen faßte, aber wie könnten sich Entlehnungen just auf einzelne *k* *g* *gh*-Laute beschränken? Andere halfen sich anders, doch nicht besser: Meillet's bekannte Formel (»Les anciennes palatales indo-européennes initiales sont représentées en slave par des gutturales, quand le mot renferme une sifflante à l'intérieur«), scheiterte schon an dem einen **slausos* (*sluch*) = lit. **klausas* (!!) und versagte beim Inlaut. Die Agrellsche Formel schrieb mit demselben »Erfolge« die Ausnahmen einer Entpalatalisierung vor den *a*-Lauten zu, aber der Gegensatz *k* : *s*, *g* : *z* wiederholt sich ja innerhalb des Slavischen selbst, also unter denselben Bedingungen, vgl. *kloniti* und *sloniti*, *květ* und *svět*, sloven. *čremša* und *remsa*, russ. *ceremša* und serb. *srijemuš*, russ. *gorod* und *zorod* usw. Die Tatsache steht somit fest; daß alle bisherigen Versuche sie wegzuerklären völlig mißlangen, ändert nichts daran, daß das früher entscheidende Kriterium, wonach *gast*, *brēg*, *grad* entlehnt sein mußten, nunmehr einfach wegfällt¹⁾.

1) Stender-Petersen bespricht ebenso langatmig wie nichtssagend (S. 86 bis 96) den für seine Aufstellungen höchst unangenehmen Fall; wie, zeige

Andere Kriterien, nicht immer rein lautlicher Art, führen uns mitunter ein wenig weiter. Z. B. schließt Abstufung des Stammvokals jeden Gedanken an Entlehnung aus; so ist *grad* wegen *žrdb* urslavisch, ebenso *ljudiye* wegen lett. *l'audis* (das *au* ist keine »Lautsubstitution«!), *žlédq* wegen *žlděja* 'begehre'; *gobino gobiv* (= lit. *gabužas*!), wegen lit. *gabana*, *gebu*, *gobus*; *most* ist nicht germ. Mast, sondern stammt regelrecht von *mesti*; *vladq* ist nicht aus 'walten' entlehnt, sondern einheimisch, wie lit. *veldeti* beweist¹⁾ usw.

In Entlehnungen kommen nur abgeleitete *a*, *i*, *ɛ* Verba vor, primäre (*o/e* Verba) sind nie entlehnt, daher können auch *vlasti* und *žlesti* nicht entlehnt sein; *gonesti* (aor. *gonze*) hat in einheimisch *goněti*, *gonobiti* u. a. und in lit. *gana* 'genug', so nahe Berührungen, daß man an Entlehnung wohl zweifeln kann.

Sonst verbietet solche auch die Bedeutung. Slaven entlehnten von Germanen mit Sachen die Worte, also für Geräte des Feldes und Hauses, Schmuck, Waffen, Geld, Speisen (Brot, Früchte), Getränke, fremde Tiere, Wohnungen, sogar Namen für Abstrakta und Würden, aber für Eigentümlichkeiten des Bodens, für Topographisches, dachten sie nicht an Entlehnung und *chlm*, *brdo*, *brég* sind einheimisch; ebenso alle Namen für Völker, mit einziger Ausnahme der Vlachen, weil sie diese, wie die Donau, erst durch Vermittelung der Germanen kennen lernten. Wann, wo und wie drangen germanische Elemente ins Slavische?

Slaven übernahmen Germanisches in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, d. h. als alle Sprachzüge, die das Slavische abstempeln, längst gewonnen waren, also die Verhauchung des *s* nach *ɛ*, *i*, *u*, *r*; die Monophthongisierung der Diphthonge; das *y* aus *ū*; das *o* aus *a*, *o* seine Schlußbemerkung: »nichts liegt näher als anzunehmen, daß slav. *svekr* statt **svesr* durch Dissimilation aus **svečkuro-* für **svesuro-* entstanden ist«. Aber das Slav. kennt keine Dissimilation von *s—s*, vgl. *ses(t)ra*, *sasq*, **slus* (*sluch*) u. a., und wäre eine Dissimilation überhaupt möglich, so würde sie bestimmt kein *s—k* ergeben, vielleicht ein *s—č*, *z*. Der Litauer assimilierte, *szeszuras*, ebenso vielleicht in *szeszé* 'Amsel', gegen slav. *kos* dass.

1) Und noch viel weniger ist *vladyka* 'Gebieter' mit Stender-Petersen (den ich im folgenden kurz als 'Verf.' bezeichnen will), S. 216f., ein germ. part. *praes.* (*vlady* = **valdanda-**z*) und *-ka*. *Vladyka* ist gebildet wie *motyka*, d. h. zu den alten zahllosen subst. auf *-y* (*-ū*), vgl. u., ist *-ka* angetreten, fem., weil alle slav. Würdenamen fem. sind (*starosta*, *vojevoda*, *sadja-*); ebenso, nur mit *q* statt *y* vor dem *-ka*, poln. *łazęka* (XII. Jahrh., der »Laz-brenner, Schwendener«, damals auch *popražník* genannt, von *praga* 'Schwende', siehe die böhm. und poln. Ortsnamen).

und α aus \bar{a} , \bar{o} ; die zwei Nasalvokale; der Abfall des s ; die erste Palatalisierung der Gutturale. Man wende gegen letzten Punkt nicht $\check{šlém}$ und $meč$ ein; bei $*chełm$ konnte die Sprache nicht anders verfahren, es gab ja nirgends ein $-se-$ aus $-che-$ (während $-ce-$, $-ce-$, aus $-kje-$ — kje massenhaft vorhanden waren), und noch in späten Entlehnungen greift die Sprache auch zur ersten Palatalisierung immer wieder zurück, z. B. *Iżora* aus Inger-; andere Beispiele aus dem finnischen Norden nannte Sobolevskij. Es fällt somit der Kern aller ältesten Entlehnungen in das II.—IV. Jahrhundert n. Chr., gerade noch in die Epoche der zweiten Palatalisierung, an der alle alten germanischen Lehnworte teilnehmen. Sie alle gehören jener »ersten Periode« an, wie sie Miklosich im Gegensatze zu den althochdeutschen Entlehnungen (der »zweiten Periode«, um von noch jüngeren, des späteren Mittelalters, zu schweigen), nannte. Dagegen ist die gesamte christliche Terminologie, die durch den Lauf der Geschichte schließlich auch gemeinslavisch wurde, nur von deutschen Missionaren aus Salzburg und Regensburg 750—850 geschaffen, daher der entschlossene Kampf, den deutsche Geistlichkeit in Mähren gegen die griechischen Eindringlinge eröffnete und mit Hilfe von Svetoplk und Papst Stephan V. siegreich durchführte. Außerdem gibt es gemeinslavische Worte aus dem Althochdeutschen, *pany*, *qbor* usw., unter ihnen auch der Name Karl d. Gr., der sich nach 800 bei allen Slaven für den deutschen (Kaiser) König einbürgerte.

Verf. bestreitet dieses Faktum, das sogar für die Griechen ($\delta\ \chiράλης$ $\tauῶν Φραγγῶν$) maßgebend wurde (S. 206—213): »Wie das Wort für den König (*knedzv*), so mußte auch das Wort für seine »Karle« (freie Gefolgsmänner, Berufskrieger im Fürstendienste), Kerle, in der slav. Sprache Aufnahme finden, das urgerm. **karlaz* wurde zu slav. *korl*.« Karl d. Gr. beschäftigte die slav. Phantasie (auch die der Polen und Russen!) nicht durch seine Kämpfe mit Nordwest- und Südwestslaven, was Polen und Russen nichts anging, sondern durch seine Vernichtung ihres Erbfeindes, der Avaren, der Gottesgeißel für alle Nachbarn ringsum: *pogyoša aky obre* noch im XI. Jahrh.! Sein Name ging so als *korl* zu allen Slaven (daher das schriftgemäße, nicht volkstümliche *korljaxi* beim Nestor) und erfuhr bei allen die lautgesetzliche Behandlung, die erst im VIII. und IX. Jahrhundert sich voll durchsetzte (im VII. gibt es noch auf dem Balkan Namen ohne Metathese, *Ardigast*, *-gard* u. a., im altblg. noch viel später die bekannten, auch bei Vondrák zitierten *al-* Wörter ohne Metathese!). Ein paar Fälle von Metathese gab es ja

schon gemeinslavisch (*člověk* aus **čolvek*, *klobuk* aus *kolpak* oder **kalbuk*), die regelmäßige ist erst im Einzelleben der Slavinen bis auf Ausnahmen vor sich gegangen.

Es gehören somit, wenn wir von der christlichen Terminologie, von allerlei Sachen und Einrichtungen und von dem Namen Karl d. Gr. absehen, alle alten Germanismen einer einzigen Periode (II.—IV. Jahrh. n. Chr.) an. Dagegen wandte sich der Verf., dem seine finnischen Analogien einen bösen Streich spielten. Weil nämlich bei Finnen altgerm. Entlehnungen zeitlich verschiedenen Epochen angehören, nahm er dasselbe auch für Slaven ohne weiteres an und unterschied zweierlei Schichten altgerm. Lehnworte, die zweierlei historische Stadien repräsentieren sollten. Das ältere (noch vorchristliche Stadium) »war die Periode einer von Ostpreußen (Samland, als Gotensitz), südöstlich ausstrahlenden Kolonisierung der Hinterländer. Das zweite Stadium aber war die weit jüngere Periode der Besiedelung Südrusslands (durch Goten), sowie der Gebiete am Pontus und an der unteren Donau« (S. 461). Auf diese beide Epochen verteilte nun der Verf. die Entlehnungen auf Grund kultureller und sprachlicher Erwägungen. Was germ. Urkultur verrät, gehört der ersten Epoche an; der zweiten, was auf griechisch-römische Einflüsse weist (z. B. Namen fremder Tiere, Früchte; des Weines, Glases, Geldes, Kaufes). Dieses willkürliche Zerreißen des »gotischen« Materials sollte gestützt werden durch die sprachliche Gegenprobe, die ebenfalls ein älteres und jüngeres Stadium ergäbe. S. 545—550 wurden die sprachlichen d. i. lautlichen Kriterien dieser Scheidung rekapituliert, ein volles Dutzend, von denen kein einziges Stich hielt. So sollten älter sein die Worte, die slav. *ch* für germ. *h* bieten (*chyz, chlěv, chlěb, lichva*); jünger dagegen, die »got. *h* ohne jeglichen Reflex« lassen — aber dafür gibt es ja nur ein einziges Beispiel **ausihriggs* = *userędz*, das als Kompositum nichts beweist. Oder für germ. *ū, ō* tritt angeblich nur in der älteren Schicht ein *y*, in der jüngeren ein *u* ein, also altes *chyz, tyn, myto*, aber jüngeres *buk, Dunaj, Rum.* Dieses Kriterium ist grundfalsch, denn slav. *y* für deutsches *ū* gab es immer, s. u. Die germ. Lehnwörter sind nicht auf einmal von einem Individuum an einem Ort aufgenommen, sondern sie verteilen sich auf zwei Jahrhunderte und die verschiedensten Gegenden und Individuen, denen an einer genauen Wiedergabe der »got.« Laute absolut nichts gelegen war, haben sie doch z. B. got. *-in-* (vor Konsonanten) durch *e* wiedergegeben, got. *-un-* durch *a*: sind dies etwa lautlich genaue Entsprechungen? Der eine Entlehrer hörte ein

y heraus (*myto*, das schon seiner Bedeutung wegen nur althochdeutsch sein kann), der andere *u*; ähnlich wurde ja germ. *ē* durch *ē* (*lēk*), *i* (*misa*), *e* (*meč*) wiedergegeben und der Verf. mußte zu »germ. Dialektunterschieden« (S. 507) greifen! Umgekehrt wurde germ. *e* zu *ē*, *pēnedz*. Über die Fälle *slém* und *meč* s. o.; die übrigen 8 Kriterien besagen gar nichts, nur sei hervorgehoben, daß Verf. (S. 507) slav. *bjludo*, *ljudije*, **tjud* nicht aus got. *biuþs*, **liud-* (*liudan* wachsen), *piuda*, sondern aus urgerm. *þeuda*, *leuða*, *þeuda*, entlehnt sein läßt: wie das möglich ist, darüber schweigt er sich wohlweislich aus: wenn indog. *eu* im slav. *ju* ergibt, was folgt daraus für um Jahrtausende jüngere Entlehnungen?

Aber Verf. begnügte sich nicht mit der einen Verwirrung, mit dem Ausscheiden erfundener urgerm. und wirklicher got. Lehnworte (was wohl für Finnen, unter denen Urgermanen wirklich saßen, aber nicht für Slaven paßte), sondern richtete, wieder durch eine falsche Analogie verführt, S. 415—442 eine zweite heillose Verwirrung an. Es hatte nämlich Kluge erwiesen, daß in die christliche Terminologie der katholischen Westgermanen ein starker Schub gotisch-arianischer Wörter eingedrungen ist; was den Westgermanen billig war, warum sollte es nicht auch Slaven recht sein? Und so kam er zu dem »glaubwürdigen Schluß, daß die Slaven schon Jahrhunderte vor Cyrill und Method unter einem von den Goten ausstrahlenden christlich-arianischen Missionseinsfluß gestanden, der, so schwach er sonst auch immer gewesen sein mag, ihnen doch gewisse unauslöschliche Eindrücke, Grundkenntnisse und Grundvorstellungen geschenkt hat«. Daß das Christentum sich zumal unter Krimgoten schon seit dem Ende des III. Jahrhunderts durch gefangene Mönche—Sklaven verbreitete, bestreitet niemand; derselbe Fall wiederholte sich ja bei Donaubulgaren zu Anfang des IX. Jahrh., aber daraus folgt für Slaven rein gar nichts. Verf. sah als solche gotisch-arianische Spuren die Übernahme der Worte *krust* *krostiti*, *crvky*, *post*, *sotona*, *pop* und, unglaublich (denn was ging das die Slaven an), aber wahr, *sředa* und *sabota* als sicher an und glaubte (S. 441), »daß eine nähere Untersuchung der slav. Kirchenterminologie wahrscheinlich noch andere Bestandteile eines »vorchristlichen« Kirchenwortschatzes würde zutage fördern können, kaum wirkliche Lehnwörter, eher Wortübersetzungen«. Daß got. Worte oft gar nicht überliefert sind (Wulfila kennt kein *kyrikō*, *fasta*), stört ihn natürlich nicht, ebensowenig wie daß *sotona* die populäre Form (nicht als **soton* aus dem got. entlehnt), *satana* die gelehrt ist. Der Verf. kann auch nicht den Schein eines Beweises

für seine Behauptungen anführen (*postiti sę* gehört in die Kategorie von *smijati sę* u. ä.); wer den Slaven ein paar Menschenalter vor Cyrill-Method die christliche Terminologie geschaffen hat, ist schon o. erwähnt. Sogar die Entlehnung von *criky* aus got. **kyrikō*, die doch ziemlich allgemein angenommen wird, ist zu bestreiten: das *i* von *cirkj*, *criky*, hat nichts zu besagen, weil es in der Umgebung von *r* auch sonst eintritt (*chribbъ* und *chrribbъ*). Man vergesse ja nicht, daß aus derselben Zeit (VII. bis X. Jahrh.) eine Fülle ahd. Wörter sich über alle slav. Sprachen verbreitete: *panj* aus *pfanna*; *pila* aus *fila*; *kobblъ* aus **kubilj* (Verf. leitet es S. 285 f. aus einem urgerm. *kubila-* her!); *neboxěz* aus *nabagēr* (kommt nur in den westlichen Sprachen vor, vom salab. *neboxar* an bis slov. *naboxec*; nach Verf. S. 292 f. aus urgerm. **naθayaixa-*; das Kompositum ist im Slav. früh verstümmelt, *neboxež* aus **neboxer* assimiliert? nur Salab. und Kaschub. haben das *-r* erhalten); *qbor* (bei allen Slaven fast nur *qborišča*) aus *cimbar*; *oradije* aus *aranti*; *lug* (und dial. *ługa*) aus *louga* (nach Verf. S. 249 f. aus urgerm. **lauyō* und *lauya-* entlehnt); *istoba* 'Badestube' aus *stuba* (auch dies nach Verf. S. 245—249 aus dem urgermanischen!), *myto* aus *mūta* (nach Verf. S. 322—325 wieder aus urgerm. *mōta-*, got. *mōta*, weil altes *ō* wie *ū* durch slav. *y* ersetzt würde); *bōdnyja* aus *budin*, *putin* (nach Verf. S. 287 f. wiederum aus urgerm. *budinō*, das nicht aus dem lat. entlehnt wäre); *pług* aus ahd. *pfluoh* *pfluoges* (im got. unbelegt) usw. Wir verwahren uns gegen dieses willkürliche Hinaufrücken althochdeutscher Entlehnungen (der kirchlichen Terminologie zumal!) in urgermanische oder gotische Zeiten und bleiben bei der bisherigen jüngeren Datierung, vgl. u.

Können wir das Wann? der Entlehnungen mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, so wird die Antwort auf das Wo? davon abhängen, wie man die Urheimat der Slaven bestimmt. Nach dem Verf. sitzen bis zum IV. Jahrh. im gesamten Weichseltal¹⁾ Ostgermanen, und zwar westlich der Weichsel bis nach Schlesien hinein die von Dänemark gekommenen Vandalen (Lugier, Silinger); ihnen stießen nach die von Bornholm kommenden Burgunden; nach diesen die Rugen. Östlich der Weichsel saßen zwischen ihr und dem Bug bis nach Podolien hinunter

1) Der Name des Flusses ist nach S. 345 germ.; es drang der Name der Donau zu den Slaven vielleicht schon früher, als der Name der Weichsel ihnen bekannt wurde (!); nebenbei bemerkt, besagt die »preuß.« Form *Wisela* 1243 gar nichts; das germ. *Wixs[i]la-* wäre Quelle des slav. und preuß. Namens, zugrunde läge indg. **wesk-slā*. Wir legen diese Erklärung zu den übrigen.

Bastarnen und Skiren (aber Skiren berannten um 190 v. Chr. Olbia und Bastarnen saßen an der Donau); von ihnen stammten germ. Flußnamen in Galizien und Wolhynien (diese Fabel nahm Verf. unbesehen hin); nördlich von ihnen, bis zum Meere, mit Samland als Zentrum, saßen Goten, von Schweden gekommen, die nach Jahrhunderten südwärts abwanderten. Die Slaven saßen östlich von der Buchengrenze, denn sie kannten die Buche nicht, bekamen aber deren germ. Namen *bōks* nicht von Goten; erst als sie nach der Zertrümmerung des südlichen Gotenreiches durch die Hunnen und nach dem gewaltsausseren Abströmen der Ostgermanen (nach Mittel- und Südosteuropa) sich in Bewegung setzte, die Buchengrenze überschritten und zwischen Bug und Weichsel auf die Reste der Bastarnen, Skiren, Silinger stießen, lernten sie Baum und Namen kennen, etwa um 400, und so gewinnen wir ein philologisch-historisches Datum für den Beginn der slav. Völkerwanderungszeit; die Anten besetzten die Gebiete der Ostgoten (in Südrussland), die Slovenen die der Westgoten, die Wenden die bastarnisch-skirischen Weichselgebiete: »als Symbol dieses Vordringens ist die Aufnahme des germanischen Buchennamens als *buk* ins Slavische zu deuten« (S. 457).

Ich sehe ab von der alten, aber ganz unmöglichen Identifizierung der drei slavischen Hauptzweige mit Namen, die nichts damit zu tun haben (»Wenden« waren ja alle Slaven; mit »Slovenen« und »Anten« waren nur Südslaven gemeint), und berühre nur die Buchenfabel. So auffällig es auch sein mag, haben Germanen, Slaven, Litauer, Fagus und Carpinus nicht unterschieden; die Germanen nannten beide Bäume 'Buche' und griffen zu Adjektiven oder Zusammensetzungen, um sie auseinanderzuhalten (Rot- und Weißbuche, Hainbuche, Hornbaum); die Preußen saßen mindestens ein volles Jahrtausend in Buchenwäldern und holten sich doch erst von Polen den Buchennamen! Ich fragte einen Botaniker, wie es denn möglich wäre, zwei so grundverschiedene Bäume (Bucheckern!) mit demselben Namen zu bezeichnen? »Sehen Sie sich die Blätter an.« Der Slave lernte von den Goten den Baum benennen (den er selbst vom *grab* nicht unterschied), weil ihn die Buchentäfelchen, auf denen der Gote seine Runen ritzte, fesselten. S. 453—455 fabelt nun Verf. folgendes: »Die Slaven müssen lange vor Cyrill-Method das got. Buchenstab- oder Runensystem gekannt haben . . . Bekanntlich erzählt Chrabr, daß die Slaven vorher keine richtige Buchstabenschrift, wohl aber eine Art Runenschrift besaßen, seine *črty* und

rézy sind Bezeichnungen für alte Runenzeichen¹⁾. Die Entlehnung des *buky* und Chrabrs Erzählung sind genügende Argumente, um starke Bedenken gegen die Anschauung zu hegen, die Slavenapostel hätten ihr Alphabet rein aus dem Nichts geschaffen . . . (nach Chrabr) benutzten die christlichen Slaven lat. und griech. Schriftzeichen ohne alles System, wie die Heiden Runen; daß Kyrill selbst vielleicht über jene primitiven Versuche unterrichtet war, scheint aus seinen Worten (*ašte imajut bukvi*) hervorzugehen. « Noch höher steigen diese Seifenblasen: »Slaven besitzen genau wie Goten bestimmte Namenzeichen für ihre Alphabete«, aber die Griechen besaßen sie ebenfalls, und es bedurfte keines besonderen Intelligenzaufwandes von seiten Kyrills, die unverständlichen, also nichtssagenden griech. Namen durch slavische zu ersetzen; ein »eigentlich got. Ursprung der slav. Buchstabennamen« ist nur ein Scherz. Freilich, Verf. könnte sogar in der Bezeichnung der Glagolica als »got. Schrift« (in Spalato 1060) »eine zähe Überlieferung von got. Runen bei den Slaven« erblicken; er weiß nicht, daß man damals Kroaten einfach mit Goten identifizierte, was aus Patriotismus, nicht von der Runenüberlieferung stammte.

Doch kehren wir vom Buchennamen und Buchstaben zu den Slavensitzen zurück. Wer nicht recht glauben mag, daß die ungezählten Slavenschwärme aus dem fast mikroskopischen Gebiet zwischen Bug und Dnjepr (wegen der Riesenstümpfe dazwischen!) sich ergossen hätten, wird sich an keine illusorische Buchengrenze (die Slaven kennen ja *tis 'taxus'* und die Eibengrenze verläuft ungefähr wie die Buchengrenze!!) halten und nicht die Slaven nur hinter den Bug versetzen. Das Weichseltal (ohne Mündung und Meeresküste) könnten sie schon vor Chr. Geburt besetzt und ihre germ. Elemente nicht nur von Goten, sondern auch

1) Verf. hat nur die Worte Chrabrs mißverstanden; S. 454 lesen wir mit Staunen: »Chrabrs Erzählung von den Runen, mit deren Hilfe man nicht etwa bloß wahrsagte, sondern auch las« (er sperrte das Wort!), aber es gab ja keinen Lesestoff im Slav., die Worte bedeuten selbstverständlich nur: »Die heidnischen Slaven zählten und losten mit Strichen und Kerben« und dazu bedurften sie keiner Runen; noch im XII. und XIII. Jahrh. kerbte derfürstliche Kämmerer bei den Polen auf jedem Hof die Zahl der Schweine an, um die Viehsteuer zu erheben, und nach dem Kerbstock oder seinen Kerben wurde die Viehsteuer selbst einfach *narzaż* (*nareż*) oder *naraz* genannt, was man früher falsch als *na rzeż* 'zum Schlachten' deutete. Absichtlich brauchte dann Chrabr *pismeny* (lat. und griech. Zeichen) im Gegensatz zu den heidnischen *črty* und *rézy*.

von Vandalen, Silingen u. a. bekommen haben. Es kennt ja z. B. die got. Überlieferung keinen *Kuning*, und auch das nord. *konungr* weicht fatal von *knēðzv*¹⁾ ab; nun kostet es natürlich nichts, ein got. **kuniggs* anzusetzen, aber ob man das auch glauben muß, ist eine andere Frage. Jedenfalls sind keinerlei got. Einflüsse von Samland her zu erkennen: nach des Verf. Geographie berührten sich damals kaum Goten und Slaven, Germanen und Preußen trennten ja beide Völker; erst die Goten in Südrussland (III. und IV. Jahrh.) beherrschten und beeinflußten die Slaven.

Die Stärke dieses Einflusses wurde vom Verf. stark überschätzt: wie die Slaven »aus der got. Schule entlassen« ihre Bahnen einschlugen usw., aber von dieser got. Schule, nebenbei bemerkt, war bei Slovenen und Anten vor 700 blutwenig zu spüren. Er schlachtete jede sichere und unsichere Entlehnung kulturhistorisch aus, was sehr läblich gewesen wäre, wenn es nicht weit übers Ziel hinausschösse. Denn der Slavist weiß es am besten, wie wenig auf Lehn- und Fremdworte zu geben ist, wie man aus ihnen jeden Unsinn beweisen kann (ist auch geschehen, vgl. den Aufsatz von Fr. Oetker, Das deutsche Element im Polnischen). Es zeichneten sich nämlich alle Slaven (außer Russen) durch eine förmliche Fremdwörterwut aus; verschwendeten eigenes kostbares Sprachgut ohne Sinn und Not; aus Faulheit und Modenarrheit nahmen Südslaven (das Volk) seit dem XVI. Jahrh. osmanische Wörter auf, alle Westslaven, vom Baltikum bis zur Adria, deutsche seit dem XIV. und schon Hus eiferte dagegen, natürlich ohne Erfolg. Was nun vor unsren Augen in hunderten von Fällen im Westen und Süden seit Jahrhunderten geschieht, konnte ein und das andere Mal auch schon im Urslavischen passieren, d. h. nicht jede urslavische Entlehnung muß begründet gewesen sein; es konnte schon unter ihnen manche überflüssig, unnütz sein und nichts für Kultur beweisen. So war z. B. die einheimische Terminologie des slav. Holzhauses außerordentlich reichhaltig: neben allgemeinem *dom* und *dvor* gab es den *črém* und die *katina*, *kašta*, *chram* (*chramina*); *trém* scheint wie *črtog* (keine Entlehnung!) ein Hochhaus mit einem *petro* (Stockwerk) zu bezeichnen; in der *katina* stand

1) Auf einer Münze bezeichnet sich Jaksa von Copnic (Köpenik bei Berlin, um 1160 herum), als *Cne* d. i. *Cnex*, abgekürzt; der Münzer hat das *e* als *e* wiedergegeben, wie die mecklenburger Bauern noch im XIV. Jahrh. ihren Fürsten *Kneze Janike* nannten. Wegen Köpenik sei hervorgehoben, daß der Deutsche immer *e* einsetzte, daher sind die *wethenici* des Thietmar nur = *větnici* u. dergl. m.

auch schon der Ofen (*pest*), den die Germanen noch gar nicht kannten, die nur ums offene Herdfeuer saßen. Dann die *sěnb* und *klětv*; *chalupa* (»Flechtwerk«); mehrere Namen für Zelt: *stan*, *veža*, *jata*, *očršta*. Trotz dieses eigenen Reichtums entlehnte der Slave *hūs* ohne Sinn und Not, wußte dann auch mit diesem Worte nichts rechtes anzufangen: seine Formen schwanken und es ist vergebene Mühe, »im slav. Materiale eine Mannigfaltigkeit von verschiedenen germ. Urformen reflektiert« (S. 244) zu suchen; Verf. verzeichnete viele Formen, aber es gibt ihrer noch mehr, z. B. in masovischen Urkunden des XV. Jahrh. ständig ein *chycz* (mir sonst ganz unbekannt: *domum alias chycze* 1432, aber doch auch *chisz* 1445), nicht verwunderlich bei einem ganz überflüssigen Lehnwort, denn *chyz* bezeichnete keinen neuen Haustypus und ist schließlich aus einem Haus eine bloße Fischerkathé geworden. Und ebenso überflüssig war die Entlehnung von *chlěvina*-*chlěv*, falls dies überhaupt entlehnt ist, s. u.

Wie sind nun die Entlehnungen zustande gekommen? Durch doppelsprachige Männer, die den Verkehr vermittelten, die sich dabei nur von ihrem Sprachgefühl d. h. den faktisch vorhandenen Kategorien leiten ließen. Es fiel ihnen z. B. gar nicht ein, das got. *s* des nom. masc. zu bewahren; während der Finne Laut für Laut germ. *kuningas* wiederholte, sagte jener erste »Dolmetscher« einfach *knegs* und für *mēkjis*, *mečb*. Und ebenso bei den Fem.; es fiel ihm nicht ein, zu fragen, was für ein *-ō* der Gote im nom. sing. sprach, er setzte dafür mitunter *a*, in der Regel *y* ein und alle Versuche des Verf., das got. *-ō* lautphysiologisch zu analysieren, um daraus das *-y* herauszudrücken, sind nur Fehlschlüsse; wir sehen ja, wie noch ahd. *-a* immer wieder durch *-y* ersetzt wird — ja nicht aus irgendwelchen lautlichen, nur aus formellen Gründen. Und ebenso vergeblich mühte er sich ab, die slav. Konjugation der Fremdwörter zu erklären: er glaubte nämlich, daß der Slave nicht nur das Nomen, sondern auch das davon abgeleitete germ. Verbum übernommen hätte: »auf dieses Zeitwort (**folkjan*) dürfte auch das slav. *plěti* unmittelbar zurückgehen« (S. 195) und so öfters (er bestritt daher S. 530, daß slav. *dumati* aus got. *dōmjan* entlehnt wäre, denn dieses hätte sicher nur ein **dumiti* ergeben), aber nie ist dem Slaven eingefallen, sich um das germ. Verbum zu kümmern, wenn er das Nomen entlehnte; er verfuhr dann nur nach seinem Sprachgefühl. Nur mit willkürlichen Annahmen befreite sich der Verf. aus Widersprüchen: dieses got. *-ō* gab der Slave mit *-u* wieder, aber er hatte

keinen Nom. auf *-u*, darum wählte er dafür *-y* u. dgl. m.: bei **borda* 'Streitaxt' wählte er das *-y*, damit es ihm nicht mit **borda* 'Bart' zusammenfalle. Der Grund war ein anderer; es gab einst eine Unmasse von *-y* Namen, später alle durch Weiterbildungen verdrängt: *gospody-ni*, *vłady-ka*, *gory-ex* usw. (es hat sich ja in keiner Slavine ein Nomen auf *-y* erhalten, die letzten schwanden bei Polen und Slovenen im XV. Jahrh., bei anderen waren sie schon früher ganz ausgestorben).

Verfuhr schon der erste »Dolmetscher« nach seinem Gutdünken, so hat dann das entlehnte Wort auf seinen weiteren Wanderungen oft nur neue Verballhornungen erfahren. Die Entlehnung ging ja nie von einem einzigen Punkte aus, sondern von mehreren, wobei es auch Korrekturen der Verhörung geben konnte, aber schließlich erlitt das fremde, nicht im Sprachbewußtsein fest verankerte Wort auch allerlei Änderungen; wie haben die Slaven z. B. dem *hūs*, *ulbandus*, *ausihriggs* usw. mitgespielt: es war völlig verkehrt, die verschiedenen Formen mit *s* und *š*, mit *-ša* und *-ža*, auf germanische Dialektvarietäten zurückzuführen und mit der Annahme davon (als ob ein vorgesetztes Sternchen alles erwiese!) war Verf. stets bei der Hand. Nur noch ein Beispiel statt vieler: »im got. kann auch neben einem *smakka*, masc., ein fem. **smakkō* als Quelle von *smoky* vorgelegen haben und ebenso bei got. *puggs*, dessen Variante **puggō* die eigentliche Quelle von *pagy* gewesen sein« (S. 519)¹⁾. Solches Operieren mit hypothetischen Worten und Bedeutungen war für den Verf. nur allzu charakteristisch: »es dürfte meines Erachtens außer Zweifel stehen, daß für die Germanen **peudō* (lit. *tauta* usw.) dieses Wort nicht etwa 'Volk' (im allgemeinen), sondern gerade 'germanisches Volk' bedeutete (S. 182); diese Fabel ist ihm nötig, weil er à la Vondrák dem slav. *štuždō* die Bedeutung 'germanisch' (neben *němčet*), dann 'fremd' beilegen möchte, um so semasiologischen Bedenken auszuweichen — schade nur, daß die lautlichen sich nicht ebenso wegschaffen ließen!

Aber mit diesen allgemeinen Bemerkungen über das Wann? Wo? Wie? der Entlehnungen, über ihren mitunter fragwürdigen Wert und

1) Das deutsche *Ge-schmack*, mit dem Verf. got. *smakka* ('schmackhafte Frucht') vereinte, haben alle Polen als *smak* entlehnt, die Großpolen allein sprechen seit dem XV. Jahrh. bis heute *smaka*: nun ist es unendlich gleichgültig, nach dem Grunde davon zu fragen, aber ebenso verhält es sich mit fem. *smoky* gegen got. *smakka* masc., mit *stiklō* 'Glas', gegen masc. got. *stikls* usw.; wir lassen hier ruhig den Zufall walten.

noch fragwürdigere Kriterien ist das Thema nicht erschöpft: man muß auf Einzelheiten eingehen, d. h. die einzelnen Positionen ins Auge nehmen. Wie es Peisker, wie es Verf. getan, sollen sie nicht etwa alphabetisch (wie bei Miklosich), sondern nach Materien geordnet werden; bloße Aufzählung genügt, wo es sich um seit jeher Sicherer handelt, nur Zweifelhaftes oder Irriges wird unten besprochen. Unter Völkernamen, die von Entgleisungen des Verf. strotzten, ist nur ein einziger, *Vlach*, deutsch. Weil die Namen 'Wenden' und 'Anten' deutsch sind, war Verf. geneigt, auch für den dritten Namen, 'Slaven', germ. Ursprung vorauszusetzen (!), aber die Namen 'Wenden' und 'Anten' gehen ja die Slaven nichts an, sie kennen nur ihren eigenen — jede Widerlegung solchen Einfalles wäre überflüssig; daß es übrigens zu *Poljane polsk*, aber zu *Slovéne slovénsk* heißt, stört den Verf. nicht. Weil »nach dem gr. Ἀβας slav. *ovor zu erwarten wäre« (als ob Slaven bei Griechen sich nach dem Namen ihres Unterdrückers zu erkundigen hätten), so ist *obre* entlehnt aus got. *abrs* 'heftig' (!); nebenbei bemerkt, ist auch *Agri* nicht aus griech. *Οὐργοι* entlehnt (S. 497), sondern das griech. aus dem slav. und dieses stammt aus *Onoguroi*, das also mit ähnlicher Freiheit behandelt ist wie *Obre*. Die *Chinova* des Igorliedes aus germ. *hūna-* 'Hune' zu entlehnen, haben sich die Slaven nie auch nur träumen lassen. Daß *štužd* 'fremd' und *štud* 'Riese' nicht aus germ. *peudō* 'germ. (!) Volk' herstammt, beweist unwiderleglich der Anlaut; seine fortwährenden Schwankungen, die trotz aller erdenklichen Einfälle nicht unter einen Hut zu bringen sind, erweisen ursprünglichen *sk*-Anlaut, wovon man sich durch die Behandlung von *skilling*; *cigli* (serb. 'nur') und poln. *szexegót*; serb. *cjeriti* und poln. *szczeryć*; *céva* zu Wurzel *skei*; *cép-*, *čep-*, *scep-* und *ščep-* 'spalten', überzeugen kann; daß sich die Slaven zu einem *Němec* noch einen germ. Namen für Germanen zugelegt hätten, war von vornherein unwahrscheinlich und ist lautlich unmöglich.

Von den Worten für Volk, Schaar, Fürst, Herrscher u. ä. ist oben *ljudije* aus der Zahl der Entlehnungen gestrichen; über *płk* s. u., hier sei nur bemerkt, daß in Eigennamen die Elemente *-płk*, *-vlad* und *-mir* oder *-mér*, nicht aus dem Germ. entlehnt sind, wie es S. 490 heißt, wo Verf. sogar das *-mér* der ersten Periode, *-mir* der zweiten, gotischen (!) zuweisen möchte, davon *-slav* nur Übersetzung wäre; wir haben *Snelfulko* = *Jaropłk* schon bei Meillet gelesen, aber nicht geglaubt. Dafür fehlte das wichtigste Wort, das urslav. *chasa* 'Rabschar', aus got. *hansa* 'cohors'; ich weiß nicht, welcher »Periode« Verf.

es zuweisen würde; wenn der »zweiten«, got., würde er sich selbst widerlegen (in dieser got. soll ja bei Slaven das *h* germ. verhauchen!). Bei *knędx* wäre nichts zu bemerken, wenn nicht auf S. 202 gefaßt würde, daß in der westslav. Bedeutung 'Fürst' und 'Priester' »Wiederklang urgermanischer Verhältnisse« vorläge, weil der urgerm. **kuniggaz* 'König' und 'Priester' war. Die Sache selbst hat nichts mit »urgerm.« zu tun, sondern ist um ein Jahrtausend jünger; wie *vładyka* im Süden und Osten für 'Bischof' galt (nach *κύριος*), so galt *knędx* für *dominus* nur bei Westslaven, ein bloßer Ehrentitel, mit dem sich im XIV. Jahrh. die böhmische Geistlichkeit auch noch nicht begnügte, sondern noch *pán* davor verlangte, worüber Štitný sich lustig machte: aus dem poln. Brauch stammt der litauische. *Kral* ist Karl d. Gr. und kein »Kerl«; *vładq* ist unverwandt; nachträglich sei festgestellt, daß es kein slav. *vłat* 'Riese' gibt; dies ist nur eine aus russ. *volot* neben *velet* (zu *velij* 'groß') falsch erschlossene ksl. Form (gegen S. 214) und ganz zu streichen.

Bei den Namen für Waffen, Metalle u. dgl. schrieb Verf. fälschlich den Slaven nur den Besitz von Jagdwaffen zu, Angriffswaffen hätten sie erst von Germanen erhalten (!). Weil finn. *rauta* 'Sumpferz' germ. ist, so »wäre es verlockend anzunehmen, daß das urslav. *ruda* einfach eine Entlehnung aus dem Germ. sei« (S. 219); ebenso unrichtig war auf S. 214 bemerkt, daß, weil finn. *valta* 'Macht' germ. ist, dies »schon eine gewisse kulturgechichtliche Wahrscheinlichkeit dafür erzeugt, daß auch dem slav. Wort und Begriff (*vładq*) eine germ. Quelle zugrunde liegt«, aber Slaven sind eben keine Finnen und die finnischen Parallelen haben sich für den Verf. immer nur als Fallstricke erwiesen. *Meč*, *šlém* sind klar »got.«, aber *brady* 'Barte' und *brinja* 'Panzer' sind sicher erst ahd., nicht urgerm.; Panzer hatten die Slaven nicht vor dem VIII. Jahrh. und Karl d. Gr. verbot ihre Ausfuhr.

Was den Hausbau betrifft, ist oben *chyz* = *hūs* (jedenfalls »got.« oder ahd., nicht »urgerm.«) als müßige Entlehnung bezeichnet; *tyn* war charakteristischer, nur überwog in poln. böhm. *tynec* die Bedeutung 'Burg'; *kob* ist einsprachlich, d. h. spät; für *kot* die Quelle höchst unsicher; *lug* ist »ahd.«, ebenso wie *istuba*, nicht »urgerm.«. *Gord* ist urslavisch; der einzige Grund, auf den sich die Annahme einer Entlehnung beruft, der Gutturalwechsel, fällt weg; wie charakteristisch für die Slaven der *gord*-Bau war (Gardariki-Rußland!), dem Germanen nur wenig zur Seite stellten, ist wohl bekannt. Topographische Namen, wie *chlm*, *bręg*, *brdo* sind nicht entlehnt; bei *chlm* beweist dies die

Nebenform **chelm*; bei *brēg* fällt die einzige Stütze (Gutturalwechsel) *eo ipso* weg und *brdo* 'Hügel' hat mit germ. *bord* 'Rand' nichts zu schaffen, mit dem man slav. *brdo* 'Weberkamm' zusammenstellt; nebenbei bemerkt, hat poln. *ubiedrxe* und *ubiedrza*, auch *ubiexdra* (Kozierowski III, 346 f.) nichts mit dem Hügelworte gemein; Bergbezeichnungen nach Körperteilen (*bedro*) sind nicht selten, vgl. *koxie chrzepty* 'Ziegenrücken', Name einer Bergwand im Heinrichauer Gründungsbuch. Unglaubliches bietet S. 269; da wird »der slav. Göttername *Perun*, auch einfach 'Donner'« (falsch, es ist umgekehrt richtig: *perun* slav. nur 'Donner', nur in Kiev und Nowgorod *Thor!*), aus got. **Fairhūns* (wie *prēgyni* 'Schlucht' aus got. *fairgumi* 'Gebirge'), hergeleitet: es wäre schade, darüber ein Wort weiter zu verlieren; zuletzt soll auch *bor* 'Nadelwald' aus urgerm. **baru* entlehnt sein.

Aus diesem topographischen Sumpf retteten wir uns auf festeren Boden, doch stolperten wir zunächst auch hier über allerlei Hindernisse, die zu beseitigen sind, z. B. daß poln. *hełm* (eine Entlehnung des XV. Jahrh.) »vielleicht ein direkter Nachkomme« von *chelm* 'galea' (aus dem XVI. Jahrh.!!) wäre oder daß das Wort für 'Hügel' auch für 'Helm' dienen könnte; dies sind ja zwei völlig getrennte Wörter (*chelm*-*śelom* 'Hügel' und *śolom* 'Helm'), und eine deutsche Parallelie richtet hier nichts aus. Bei *kladęxъ* schließt die charakteristische Nebenform *kladeneč* allein jeden Gedanken an Entlehnung aus; daß es ein germ. **kaldiggs*, aus dem das slav. entlehnt sein soll, nirgends gibt, stört nicht weiter, weil ja »das Suffix *-ega* schon seit langem als unslavisch, als germanisch erkannt ist« (S. 277). Diese Fabel hat bekanntlich Miklosich aufgebracht, der zu Unrecht fünf sichere Entlehnungen (*kunędxъ*, *mosędxъ*, *userędxъ*, *pęnedęxъ*, *skaledęxъ*¹) verallgemeinerte; Suffix *-ega* (lit. *-ingas!*), ist ja noch heute produktiv. *Kladeneč* verhält sich

1) Zu ihnen gehört nicht *vitédxъ* 'Held'; Miklosich hat es als »deutsch« bezeichnet, da aber seine *Vithungi* gar nicht existieren, hat man den Namen der Wikinger (mit Dissimilation) herangezogen, obwohl der slav. Name älter ist als die Wikinger und der Versuch von E. Schwarz, den Namen auf Langobarden und deren *vik* (*vadamus in vik* 'in die Stadt' sagten die Elbeslaven im XIV. Jahrh. nach der sog. Großpoln. Chronik, der älteste Beleg für salab. *weika*, noch ohne die spätere Diphthongierung) zu beziehen, ist unmöglich, wie die Geographie des slav. Wortes beweist. Stender-Petersen (S. 67) erwähnte seine eigene Abhandlung (mir unzugänglich), in der er den »nordischen Ursprung« des *vitédxъ* erwiesen hätte; der slav. Ursprung ist dagegen sicher, vgl. meine Bemerkung darüber im ZfslPh. II, 295.

zu *kładędx* vielleicht genau wie poln. *ksieniec* zu *ksiega* (?). Von *stlp* 'Säule' wird Entlehnung behauptet (altnord. *stolpe*), weil in *stiba* 'Stufe' (poln. ON. *Slubica*) das echtslav. Wort mit dem *b* vorliege, das *p* erweise die germ. Lautverschiebung: daß ein bloßer Auslautswechsel vorliegen könnte, bleibt außer acht. *Kvæbъl* wird aus dem Urgerm., statt aus dem Ahd. hergeleitet; ebenso *brđinja*. *Brčva*, *brčka* 'Faß' soll aus einem urgerm. **bukjō* 'Tonne' (sonst in der Regel 'Bauch') stammen. Über *neboxex* s. o.

Von Trank, Speise, Tieren usw. ist *ol* germ. *alu* (Nebenform zu neutr. *alup*?), eine Erfindung der Germanen, wie auch *mlato*; *chlēb*; *łuk* (eher ahd. als urgermanisch), sind sicher entlehnt, *gass* ebenso sicher einheimisch, s. o. Bei *nuta* 'Vieh' blieb das salab. *nata* unbeachtet, »die Nasalierung sei sekundär wie bei *nuda:nada*«, aber *nada* ist urslav. und der Wechsel von *d* und *t* für diese ganze Wortsippe so charakteristisch, daß ich Urverwandtschaft der Entlehnung vorziehe. Die Besprechung von *skot* (slav. nur 'Vieh', verdrängend das angeblich ebenfalls entlehnte *nuta*; germ. dagegen 'Wertbesitz, Tauschwert'), gipfelte in der Erkenntnis, »daß die Slaven noch nicht wie die Germanen zu einer Abstraktion des Begriffes 'Wert' von wertvollen Dingen gelangt waren«; diesen charakteristischen Mangel an Abstraktionsfähigkeit veranschaulicht auch *gobina gobiz*, das den Slaven 'Feldfrüchte', den Goten schon 'Überfluß, Reichtum' bedeute, aber auch die altgerm. Göttinnen *Gabiae* wären 'Spenderinnen der Gaben des Landbaues' mit ihrem Widerklang in den lit. *Gabien* (S. 315—317); aber die lit. *Gabie* ist nur die h. *Hapka* (Agathe) und *gobina gobiz* nicht entlehnt, s. o. *Lichwa* ist entlehnt, ob aber auch *dłg?* (got. *dulg*), denn lautlich ist keine Entscheidung zu treffen; *myto* ist ahd.; über *żlēda* (mit der charakteristischen Nebenform *żłada*, die wie *član*, *żlab* usw. die Urform **čoln*, **żold*, **żobb*, vgl. **čolvēk*, erweist, neben und aus **čeln*, **żelb* usw. s. o., ebenso weisen wir *gonexti* ab, während *lēk* und *łost* sicher, *chqdog* vielleicht entlehnt ist.

Dies wären die Lehnwörter der »ersten« vor- oder urgotischen (samländischen) Periode; in der »zweiten« südrussischen »erhielten die Slaven durch die Germanen die Kunde von neuen Ideen« (S. 339); damit war angespielt auf das got. Christentum, das angeblich auch nach Slavien ausgestrahlt hätte! *Dunaj* ist nun got., aber die slav. Namen für Griechen und Römer stammen direkt vom Balkan. Verf. hütete sich wohl, sich über den balkanromanischen Einfluß auf die

Slavenwelt im allgemeinen auszulassen, der ja manche seiner Kombinationen bedenklich erschüttert, daher müssen wir für sein Schweigen eintreten. Die gemeinslav. Form 'Rim'¹⁾ kann es an Bedeutung ruhig mit *Dunaj* aufnehmen und läßt uns, ebenso wie *kolęda*, *banja* (?), *topolja* u. a. den romanischen Einfluß spüren. Um dessen Bedeutung abzuschwächen, behauptete Verf., daß die »ältere Form des Namens«, *Rumi*, *rumsk*, aus got. *Rūma*, **rūmisks* entlehnt, durch das jüngere *rimsk* usw. verdrängt wäre. Aber die älteste Überlieferung kennt nur das einzige gemeinslavische *Rim*, *Rumi* kommt nur im Suprasliensis und ein paar späteren Quellen vor: Rom hieß ja im ganzen Orient *Rum* (wohl auch bei den Protobulgaren so) und dieses, nicht das got., steckt in dem Namen des Volkes, in der Stadt selbst. Und ebenso hat *Grk* nichts mit got. zu tun. Damit fällt ein gar bedenkliches Licht auf *česarb*, aber (S. 353) in *Cěsarb grad* für Konstantinopel »uralte Verhältnisse, einen gleichzeitigen Widerhall des Ereignisses der Residenzüberführung (um 330) zu erblicken«, setzte den Anachronismen des Verf. die Krone auf; es ist Nachahmung des griech. *Ιόλις* = Stambul. Nunmehr braucht auch *kot* 'Katze' durchaus nicht aus dem got. (wo es nicht vorkommt) oder nordgerm. stammen, das balkanrom. *cattus* reicht uns völlig aus; wohl aber sind *ostb* und *velbqd* (über dessen Verballhornung Verf. ganz unnötig den Kopf sich zerbricht) got., während *lvv* aus ahd. *lewo* (vgl. *mlč* aus *mekjis*), nicht aus got. **liwa* und der Affe sicher nicht nach dem fehlenden got., sondern nach einem jüngeren deutschen Wort benannt ist (*opica* usw.); für den Namen des Maultieres (*mrzg*, *mrsk*) gibt es keine deutsche Entsprechung und es ist ein schwacher Trost, daß »der schwankende Halbvokal (*mrzg*) seine Ursache auch in einer Entlehnung haben könnte, wobei got. Vermittelung nicht völlig unentbehrlich wäre« (S. 356). Leider ist dem so; Halbvokale schwanken bedenklich auch in Urworten, ohne jede »got. Vermittelung«, erst recht in Lehnworten! Got. ist *smoky* (über den Genuswechsel vgl. oben); wohl auch *vino*, wegen *vinograd* = got. *weinagards*, sowohl 'Weingarten' wie 'Weinrebe' (das Got. hat nicht diese letztere Bedeutung), und *most* (im Got. fehlt das Wort aus *mustum*); *očt* gegen

1) Stender-Petersen polemisierte mit der Erklärung, die für das *i* Vondrák gegeben hat, aber Vondráks Erklärungen standen immer unter einem Unglücksstern. *Rom(a)* ist ebenso zu *Rim* geworden, wie die romanischen ON. auf *-ona* immer *-in* ergaben (*Nin*, *Skradin*, *Vidin* usw.); Skok's Herleitung von ON. aus *casus obliqui* trifft nur höchst vereinzelt zu (ZfslPh. II, 390).

got. *akēts* reiht sich würdig den oben genannten Beispielen (*mbč*, *lvv*) an. *Vrtograd* ist got. *aurtigards* und *vrt* daraus gekürzt, vgl. *Izora* = Ingermanland, *serga* aus *usereg* u. a. Dagegen ist *kusiti* nicht entlehnt, wie schon die Nebenformen mit *q* es erweisen. Über *kupiti* *kup*, *cēta* (mit dem bekannten Genuswechsel, der im Slav. in der Regel zugunsten des Fem. ausfällt), *skvledzx*, *pēnēdz* und *mosēdz* wäre nichts weiter zu erinnern; in *pēnēdz* weicht das (got. unbekannte) deutsche (ahd.?) Stammwort im Vokal ab (*pfenning*), was nicht weiter stört, wie wir eben sahen; unmöglich ist nur die Erklärung auf S. 501: *pēnēdz* stünde für **pēnedz* (wie *pomēnati* für *pomēnati!*) und dieses sei regelrecht aus **pen-nēg* entstanden, während der Slave eine solche Doppelkonsonanz stets ignoriert; natürlich trug hier wieder Vondrák die Schuld für diesen Einfall. Nur ein Versehen waren die Ausführungen über russ. *pud*: weil die stets Unheil stiftenden Finnen ihr *punta* von den Goten entlehnt hätten, sollen auch die Slaven ein **pqd* aus dem got. *pund* besessen haben, das sich im russ. und im slav. *pādarv* (Pandur!) erhalten hätte. Aber *pādarv* 'Wärter' (auch *padvē*) hat nichts beim *pud* zu suchen (es ist bekanntlich auch ins Rumänische, *pēndar*, entlehnt) und das russ. *pud* stammt direkt vom anord. *pund*, ohne die Zwischenstufe **pqd*, denn der Slave wirft schon seit einem Jahrtausend die Nasale in Fremdwörtern einfach ab oder aus, kroat. *sat* aus *santo*, *Jakin* aus *Ancona*, russ. *jakor* aus 'Anker' (keine Zwischenstufe **ekor*), *Igor* aus *Ingvar*, *sud* aus *Sund* (ohne **sād*). Bei *bug* 'armilla', *useredzx*, *pagy*, *stoklo*, *kotł* liegen keinerlei Zweifel vor (für *shut* bestreite ich Entlehnung), alles ist gut gotisch, nur hat der Flußname *Bug* nichts mit dem entlehnten *bug* zu schaffen und ist nicht von germ. Skiren, die angeblich hier gehaust hätten, geschaffen: das hat ja ein Pole einem Engländer um 1180 in Bologna erzählt, aber daraus folgt noch lange nicht, daß diese Etymologie des Flußnamens auch richtig wäre. Es folgen die Worte für Schüssel und Tisch: *bljudo* aus got. *biuþs* 'Tisch' (ursprünglich 'Speisebrett'); *misa* aus got. *mēs*, *mensa*, *mēsa*, neutr., dasselbe; *dēska* aus (got. unbestiegtem) **disks* ('Speisebrett'; dann, im Slav., 'Brett', im Germ. 'Tisch'); *plug* ist aus dem Ahd. entlehnt, got. unbekannt. Endlich eine »ideelle« Entlehnung: *duma* aus got. *dōms*; Verf. bestritt sie (S. 485) mit einem köstlichen Argument; *duma* müßte des jüngeren *u* wegen (statt *y*) der »jüngeren« Periode angehören, aber »wir können nicht einsehen, warum dieses echte, urgerm. Wort und dessen Begriff nicht schon in der ersten Periode sollte aufgenommen

worden sein, sondern erst in der zweiten eine so große Popularität und Bedeutung gewonnen haben, daß die Slaven sich jetzt seinem Eindringen nicht mehr widersetzen«. Der Grund liegt auf der Hand: es gab keine »erste« und »zweite« Periode, *duma* ist gleichzeitig mit *chyza*, *tym* mit *Dunaj* entlehnt; daß die einen diesen, andere einen anderen Vokal heraushörten, fällt eben so wenig auf, wie der Wechsel von *chyza* und *chys*: sind es doch Worte, die zu verschiedenen Zeiten (zwei Jahrhunderte hindurch) an verschiedenen Orten von verschiedenen Individuen aufgenommen wurden.

Es gibt somit keine älteren und jüngeren Entlehnungen innerhalb des sog. got. Materials (ich behalte diese rein konventionelle Bezeichnung ihrer Kürze und Bequemlichkeit wegen), wohl aber gibt es einen erheblichen Unterschied zwischen sicheren und unsicheren Entlehnungen, z. B. *plk* = *Volk* (im Got. unbelegt) aus **plgo-*; es ist ja gar nicht einzusehen, warum slav. *plk* nicht aus *pl-* (*pln* 'voll') + Suffix *-k* (vgl. *xna-k*, *xrak*, *tuk*) gebildet sein sollte und die Wahrscheinlichkeit seiner Ursprünglichkeit war nur gestiegen, als ich nachwies, daß die Slaven bereits got. *hansa* (Schaar, Rotte) als *chasa* 'Rauhschaar' (serb. *chusa*) entlehnt hatten, ihr einheimisches *plk* war älter (got. *harjis* 'Heer' blieb ihnen fremd, dafür setzten ihnen die plündernden Hansen weidlich zu). Oder *chlév-* *chlévina*; wie *chlévina* beweist, ist die Bedeutung ursprünglich nur 'Wohnung' (Haus, Stube), *chlév* 'Stall' ist jünger und vereinzelt; nur soll es aus got. *hlaiw* entlehnt sein, sprachlich tadellos, leider stimmt die Bedeutung ganz und gar nicht hierzu, denn das germ. Wort bedeutet nun 'Grab' und man mag noch so viel mit 'Wohngrube, zuletzt nur noch für Tote gut' operieren, der klaffende Unterschied ist nicht wegzuschaffen und ich lehne *chlév* an *kléto* an (Wurzel *sklei* und *klei*). Ebenso ist *skut* 'Saum, Kleid' mit poln. *chusty* 'Lappen' zu vereinigen und der Entlehnungzwang ist fortgeschafft. Namentlich verdächtig sind die Fälle, wo das vorauszusetzende germ. Wort nirgends existiert und ad hoc erfunden wird, z. B. **kaldiggs* (s. o.), und so erfand Šafařík noch ein got. *garaxds* 'beredt', um daraus slav. *goraxd* 'geschickt' zu entlehnen; ich erwies den slav. Ursprung des Wortes¹⁾.

Die sicheren »gotischen« (d. i. vielleicht auch vandalischen u. ä.) Lehnworte des Slav. sind nun in alphabetischer Folge: *bljudō*; *bug*;

1) Stender-Petersen schloß sich mir an, *Slavia* V, S. 665—676, nur gab er sich überflüssige Mühe, das *-zd-* aus einer Suffixkontamination zu erklären, denn neben böhm. *Horazdějovice* liegt altes poln. *Gorzędziej* vor, d. h. mit der Suffixform *-qd* (vgl. *-oxd* neben *-ad* in *gromoxd-gromada* u. a.).

cęta; dług (?); Dunaj; droska; chasa; chadog (?); chleb; chlev (?); chyx; kotł; kupiti; konędz; lęk; lichwa; lust; meć; misa; młato; mosędz; müst (?); oevt; oł; osł; pagy; pęnedz; skot; skulędz; smoky; stekło; ślem; tyn; userędz; velbqd; vino und vinograd; Vlach; vrtograd. Ausgeschlossen blieben aus dieser Urliste die jüngeren, d. h. althochdeutschen Entlehnungen, wie *myto*, *plug* und eine Reihe anderer, die oben bei der Übersicht der einzelnen Positionen notiert wurden; *myto* z. B. sollte seines *y* == *ū* wegen »urgotisch« sein, aber der Slave ersetzte spätes, althochdeutsches und sogar noch frühmittelhochdeutsches *ū* durch *y*, z. B. westslav. *vyx(a)* aus deutsch *hūso*, westslav. *pytel* aus deutsch *pūtel*; sloven. *misati* (und *musati*) se aus *mūxōn* 'mausern'; vgl. slav. *byvoł* aus griech. *βούβαλος*; es entscheidet somit *y* nichts über das Alter der Entlehnung und ich wäre versucht, sogar *chyx* nicht aus got. *hūs*, sondern aus dem ahd. *hūs* herzuleiten: das Wort macht eben keinen ursprünglichen Eindruck. Die althochdeutschen Entlehnungen sind interessanter für den Historiker der Sprache als die »gotischen« (vandalischen u. ä.), denn zur Zeit der Entlehnungen von Goten oder Vandalen war ja das slav. Sprachgebiet noch ein einheitliches und es war selbstverständlich, daß das an einem (oder richtiger mehreren) Punkten aufgenommenene Wort sich über das gesamte slav. Gebiet verbreitete. Dagegen war bei dem Aufkommen auch der allerältesten ahd. Entlehnungen, d. h. seit dem VI. Jahrh., die slav. Spracheinheit aufgehoben und wir fragen erstaunt, wie ist diese Verbreitung doch vor sich gegangen? Lehrreich ist dafür gerade die Verbreitung des Namens Karls d. Gr.

Obige Liste von 40 Worten mag einst größer gewesen sein, d. h. manche uralte (»gotische«) Lehnwörter sind vergessen. Denn wir müssen uns von der Anschauung frei machen, als ob uns der ganze urslav. Wortschatz bekannt wäre; vieles ist für immer verschollen. Die Volks- sprachen gaben vieles auf und die Schriftsprachen, d. h. das Kirchenslavische aller Abarten oder die westslavischen, sind entsetzlich arm, bewegen sich nur in den ausgefahrensten Geleisen — wie ärmlich sind z. B. die polnischen Glossen trotz der Hunderte von Hss., die sie bieten; bei den Böhmen gibt es wenigstens im XIV. Jahrh. schon Wörterbücher. Ich nenne das interessanteste Wort *chasa*, das blitzartig die ältesten Beziehungen der Slaven und Germanen erhellt: die Kirchensprache weiß nichts davon (das aserb. *chusa* lehnte man ja an 'Korsar' an) und wäre nicht die Notiz bei Suidas und der gerichtliche Terminus im Polen

des XV. Jahrh., wir hätten nie etwas davon erfahren. Oder *duma*: es taucht ja erst nach einem Jahrtausend seit seiner Entlehnung auf, wie aus einer Versenkung.

Einen Ersatz für diese großen Verluste gewähren nur Orts- und Personennamen, freilich nicht, die Miklosich verzeichnete, der nur klar Verständliches brachte. Eine urkundliche oder gerichtliche Eintragung, wo sie Zeugen nennt oder Ortschaften aufzählt, bringt in ein paar Zeilen das lehrreichste Material, z. B. für das angeblich entlehnte »germ.« Suffix *-eg* Fälle wie *Wieląż*, *Raciąż*, *Lubiąż* (und *Libiąż* daraus), *Luciąża* u. a. Oder für Suffix *-ad* (wegen *goraxd*): *Chomadxejow* 1402 zu dem sehr häufigen *choma* unbekannter Bedeutung (Last?), in *Chomino*, *Chominino*, *Chomsk*, PN. *Chomeya* und *Chomela*, alter ON. *Chomieża* (Kamöse!), später mit falschem Nasal *Chomiąża* usw. Oder für den *g*-Einschub zwischen *z* und *t* (p. **zgły* 'böse' = salab. *zagly* dass.), den mir Lehr-Spławiński ganz zu Unrecht bestreitet, ON. *Zgłobice* (aber böhm. *Zlobicky*) usw. Freilich, soll dieses Material richtig ausgebeutet werden, bedarf es hierzu solcher Sammlungen, wie sie Pfarrer St. v. Kozierowski für Großpolen, Taszycki für poln. PN. (freilich nur für eine kurze Spanne Zeit, bis zum XIV. Jahrh.), Tupikov fürs Russische lieferten. Ob nicht dabei etwas auch für Germanismen abfallen dürfte?

Wir schätzen alle diese Germanismen als beredte Zeugen einer sonst stummen Vergangenheit, die uns die vagen Angaben des Jordanes aufs wesentlichste ergänzen. Aber es sind hierbei noch immer nicht alle Schwierigkeiten überwunden und am wenigsten ist dies durch die letzte und umfangreichste Behandlung dieses Themas erreicht. Dieselben Zweifel: Entlehnung oder Verwandtschaft, ergeben sich, allerdings selten, zwischen Latein und Griechisch; ungleich häufiger zwischen Preußisch und Polnisch, Litauisch und Russisch. Bei den germanischen kompliziert sich die Frage noch weiter: aus gotisch oder althochdeutsch? Das einzige lautliche Kriterium, slav. *y* für *ū* (ö), erwies sich als ganz trügerisch; man kann eher zu Sachlichem greifen, z. B. was den Pflug betrifft. Sicher ist, daß Slaven Sache und Namen von Deutschen entlehnten, ohne daß wir wissen, woher die Deutschen beides haben. Daß die Goten beides bereits kannten, ist durch nichts zu erweisen und nun sollen gerade sie beides den Slaven übermittelt haben! Slaven und Goten werden vor 400 kaum etwas davon gewußt haben, jedenfalls operiert die Entlehnung aus dem Ahd. mit faktischem, nicht bloß ersonnenem Material; auch Niederle fiel es nicht ein, die Bekanntschaft der Slaven mit dem Pfluge in solche Vorzeiten hinaufzurücken. So rächte sich am Verf. die Tendenz, möglichst Vieles auf Goten, aber auf Kosten der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit, zurückzuführen. Ich

bestreite sogar, daß das Suffix *-arv* nicht direkt auf dem Balkan, sondern durch got. Vermittlung entlehnt wäre. Nach S. 487 hätten die Goten nach dem Muster von *taloneārius* von ihrem *mōta*, *mōtāreis* selbständig gebildet und dies den Slaven gegeben, die es ja jetzt eigentlich als ein **mūtarv* haben müßten, aber selbst es an ihr *myto* anlehnten: ich ziehe vor zu sagen, *myto* sei aus dem ahd. entlehnt und *mytarv* davon selbständig gebildet. In *cēsarv* streitet das slav. *a* mit got. *a* (kurz!) und da greift S. 351 zu einer ersonnenen got. Nebenform **kaisāreis* (= Cæsarius!) als »zweifeloser Quelle des gemeinurslav. *cēsarv**; mir genügt ahd. *keisar*, das der Slave im Suffix an *vinarb* (= lat. *vinarius*) anlehnt; ein *pādarv* aus got. **pundāreis* hat es nie gegeben¹⁾ und auch zu *lēkarv* fehlt ein got. **lēkāreis*; *bukarv* ist eine vereinzelte Neubildung und kaum aus got. *bōkareis* unmittelbar herzuleiten (während *buky* 'Buchstabe' regelrecht aus got. *bōka* dass. entlehnt ist, *buk* 'Buche' aus einem erschlossenen got. dem anord. *bōk* entspricht: beide Entlehnungen sind gleichzeitig).

Ich verhalte mich daher zu der neuesten und umfangreichsten Behandlung dieses Themas ausschließlich ablehnend: was an ihr richtig ist, ist meist sehr, sehr alt, stammt von Miklosich bis Berneker; was an ihr neu ist, ist meist sehr, sehr unrichtig: die fatalen finnischen Parallelen; die Einteilung in ältere samländisch- und jüngere südrussisch-gotische Elemente; die Zurückdrängung des althochdeutschen faktischen Einschlages zugunsten eines fiktiven gotischen; die Überschätzung des got. Einflusses; vielfache Entgleisungen (in Annahme von unmöglichen Entlehnungen). Aber das Hauptgewicht des Buches lag gar nicht auf der slavischen, sondern auf der germanischen Seite: germ. Etymologien, Untersuchungen des got. Vokalismus u. a., worauf ich mit keinem Worte einging, weil sich dies meiner Kompetenz völlig entzieht. Andere Forscher, allerdings Nichtslavisten, haben dasselbe Buch äußerst günstig beurteilt; ich glaube mein direkt entgegengesetztes Urteil hinlänglich begründet zu haben. Wohl sei anerkannt, daß der Verf. sich alle erdenkliche Mühe gegeben, daß er sich in archäologischen und kultur-historischen Untersuchungen anderer fleißig umgesehen hat, aber der schließliche Erfolg stand in keinem Verhältnis zur aufgewandten Mühe und Raumverschwendung.

A. Brückner.

1) Natürlich spielt hier wieder das Finnische seine verhängnisvolle Rolle: weil es ein finn. *puntari* 'Schnellwage' gibt, so muß slav. *pādarv*, Vorstufe des russ. *pudar* 'Lastträger', damit identisch sein! Aber der slav. *pādarv* (Pandur daraus!) ist eine Art Flurschütz gewesen, von *pāditi* (daher auch *pāduc* genannt) und hat mit *pud* = **pād* = got. *pund* nie etwas zu tun gehabt, wie schon die Bedeutung allein erweist.

Bücherbesprechungen.

Lokotsch, Dr. Karl: Etymologisches Wörterbuch der europäischen (germanischen, romanischen und slavischen) Wörter orientalischen Ursprungs. (Indogermanische Bibliothek herausgegeben von H. Hirt und W. Streitberg †, Erste Abteilung: Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher, II. Reihe: Wörterbücher, Dritter Band.) Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1927. XIX, 243 S., groß 8°.

Eine handliche Sammlung der bisherigen Forschungsergebnisse über orientalische Fremdwörter des Germanischen, Romanischen und Slavischen wird den Vertretern dieser drei Sprachgebiete ebenso willkommen sein wie den Orientalisten, da eine zusammenfassende Behandlung überhaupt fehlt und für die einzelnen Sprachgebiete zumeist nur ältere und unbequemer zu benützende Arbeiten zur Verfügung stehen; mit Ausnahme allein des Deutschen, für das das treffliche Büchlein von Littmann¹⁾ vielen Ansprüchen gerecht wird. Aber auch zu Littmann bildet Lokotsch eine Ergänzung, da er den Stoff nicht ganz so sehr zusammenzudrängen brauchte und daher auch Literaturnachweise geben konnte, auf die Littmann grundsätzlich verzichten mußte. So wird das neue Hilfsmittel viele Benutzer finden, deren Dankbarkeit dem Verfasser seine mihevölle Sammeltätigkeit²⁾ lohnen wird.

Daß ein Buch dieser Art nicht auf den ersten Wurf vollkommen und vollständig zu sein pflegt, betont der Verfasser selbst mit vollem Recht; so soll auf Einzelheiten hier nicht eingegangen werden³⁾. Im ganzen darf anerkannt werden, daß die dargebotenen Angaben überwiegend zuverlässig sind, daß sprachliche Fehler in den mitgeteilten Grundformen nur vereinzelt vorkommen und auch Ungenauigkeiten der Umsehreibung nicht in störendem Maße auftreten.

1) Enno Littmann, Morgenländische Wörter im Deutschen, 2. Aufl. Tübingen 1924.

2) Übrigens beschränkt sich Lokotsch nicht auf Sammlung fremder Etymologien, er teilt auch eine Anzahl eigene mit; da der knappe Raum eine eingehende Begründung nicht zuläßt, entziehen sich die meisten dieser neuen Erklärungen noch einer endgültigen Beurteilung.

3) Ich verweise auf die inhalstreichen Anzeigen von E. Littmann, DLZ. 1927, Sp. 1443—51 und H. Jensen, DLZ. 1928, Sp. 176—83. Korrekturzusatz. Nur einen gerade für den Slavisten bedenklichen Mangel möchte ich erwähnen, daß gegenüber dem Osmanischen die übrigen Türksprachen völlig zurücktreten, obgleich manche von ihnen etwa für das Russische viel wichtiger sind. Das große Radloffsche Wörterbuch scheint überhaupt nicht benützt zu sein.

Eine andere Frage aber, deren Beantwortung nicht umgangen werden kann, ist, ob Plan und Anlage des Buchs zweckentsprechend sind. Hier erheben sich mannigfache Bedenken. Schon die im Titel zum Ausdruck gebrachte Stoffabgrenzung gibt zu solchen Anlaß. Nicht daß von den europäischen Sprachen das Ungarische und Finnische, neben verschiedenen weniger wichtigen Sprachen, beiseite gelassen sind, soll bemängelt werden; im Gegen teil ist zu fragen, ob der Rest in bezug auf seinen Bestand an orientalischen Wörtern eine Gleichförmigkeit zeigt, die gemeinsame Behandlung rechtfertigt. Es liegt auf der Hand, daß dies nicht der Fall ist. Zwei Gruppen von Sprachen fallen aus der europäischen Einheit völlig heraus, auf der einen Seite das Spanisch-Portugiesische, das unverwischbare Spuren jahrhundertelanger engster Berührung mit dem kulturell weit überlegenen Arabischen trägt, auf der anderen Seite die Balkansprachen, denen die Zeiten der Türkenherrschaft ihren Stempel aufgeprägt haben. Beide Sprachgruppen kommen in dem europäischen Rahmen nicht zu ihrem Recht, beide überwuchern umgekehrt mit ihrer Stofffülle das eigentlich europäische, d. h. mehr oder weniger gemein-europäische Gut an orientalischen Wörtern. Zudem scheint wenigstens beim Spanisch-Portugiesischen — ob es bei den Balkansprachen ähnlich ist, entzieht sich meiner Kenntnis — nach einer Jahrzehnte zurückliegenden ersten Periode intensiver Durchforschung der orient. Bestandteile jetzt nicht die Zeit zum Sammeln, sondern zu vertiefter neuer Untersuchung mit feinerer Technik und reicherem Material gekommen zu sein.

EBenso läßt sich füglich bezweifeln, ob »Orientalisch« eine Einheit ist; es wird zu einer solchen erst durch den Gegensatz zu Europäisch, muß dann aber entsprechend ausgeweitet werden: Littmann hat mit vollem Recht in seine Darstellung die afrikanischen und sogar die amerikanischen Worte einbezogen¹⁾.

Geordnet ist das Buch nach dem Alphabet der orientalischen Etyma; es ist also genau genommen kein »Wörterbuch der europäischen Wörter orientalischen Ursprungs«, sondern ein Wörterbuch der orientalischen Wörter in europäischen Sprachen. Diese Anordnung ergab sich aus der in der Sache liegenden Notwendigkeit, jedesmal von dem orientalischen Wort auszugehen und seine Gestaltung in den verschiedenen europäischen Sprachen zu verfolgen. Nur hätte aus dieser Sachlage die volle Konsequenz gezogen werden sollen, die Wörter gleichen Ursprungs zusammenzustellen, also das Ganze in eine Reihe von Wortlisten einzelner orientalischer Sprachen zu zerfallen. Wer den Ursprung eines Wortes nicht schon weiß, muß es auch bei der jetzigen Anordnung im Index nachschlagen; wer ihn kennt, würde es in der anderen Ordnung kaum weniger schnell finden. Diese hätte aber den großen Vorteil, daß sie durch Zusammenstellung des Zusammengehörigen einen Überblick ermöglichte.

1) [Die letzteren hat, worauf mich Herr Geheimrat Berneker aufmerksam macht, Lokotsch in einer besonderen Untersuchung (Etymologisches Wörterbuch der amerikanischen [indianischen] Wörter im Deutschen, Heidelberg, Carl Winter 1926, 72 S.) behandelt. Korrekturzusatz.]

Der einzelne Artikel beginnt mit Angabe der Grundform und der ursprünglichen Bedeutung, häufig mit etymologischen Bemerkungen², und Verweisen auf gangbare Wörterbücher der betreffenden Sprache³). Beides ist überflüssig. Das orientalische Etymon ist als gegeben zu betrachten; es weiter zurückzuverfolgen kann nicht die Aufgabe eines Wörterbuchs der orientalischen Fremdwörter in europäischen Sprachen sein. Höchstens kann knapp die grammatische Form des Etymons analysiert werden. Der Verweis auf das Wörterbuch ist für den, der die betreffende Sprache kennt, unnötig; dem, der sie nicht kennt, nützt er nichts, zumal viele der fraglichen Wörterbücher in fremder Schrift gedruckt und nach fremden Alphabeten geordnet sind.

Die Weglassung all des Nichthergehörigen und Überflüssigen würde den Verfasser instand gesetzt haben, der von ihm erkannten, aber aus praktischen Gründen abgelehnten Idealgestalt eines Buches der vorliegenden Art erheblich näher zu kommen: ein »Thesaurus von Wortgeschichten« (S. IX) zu sein. Wo die Entlehnung nicht die gewöhnliche Form und Bedeutung eines orientalischen Wortes voraussetzt, wäre das Vorkommen und die räumlich-zeitliche Verbreitung der Abweichung sorgfältig zu belegen; der bei gewöhnlichen Worten überflüssige Wörterbuchverweis ist hier vollkommen ungenügend⁴). Gerade hier ist noch sehr viel zu tun, und gerade hier läge die besondere Aufgabe des Orientalisten, der sich an den Stoff macht. Weiter müßten Art, Zeit und Ort der Entlehnung möglichst genau fixiert werden: ob ein arabisches Wort im Mittelalter in Südalien oder Spanien von einem lateinischen Übersetzer transkribiert und schriftlich weiterverbreitet worden ist, oder etwa in neuester Zeit in Indien in persischer Aussprache ins Anglo-indische aufgenommen — mit den unendlich vielen Möglichkeiten zwischen solchen Extremen. Es soll nicht verkannt werden, daß Ansätze zur Beantwortung derartiger Fragen allenthalben gemacht werden; sie systematisch zu stellen und, so weit das ohne weittragende eigene Untersuchungen möglich ist, zu beantworten (und sehr oft ist es möglich), wäre die Aufgabe. Erst in letzter Linie käme die Verfolgung der lautlichen und semantischen Wandlungen des Wortes nach der Übernahme in eine europäische Sprache; und das ist nicht mehr das Gebiet des Orientalisten, sondern des Germanisten, Romanisten, Slavisten.

G. Bergsträßer.

1) Darunter die höchst problematischen Etymologien aus H. Vámbéry's Etymologischem Wörterbuch der turko-tatarischen Sprachen, von denen die meisten besser der verdienten Vergessenheit überlassen worden wären.

2) Dabei durfte für das Persische keinesfalls das minderwertige Wörterbuch von Bergé zitiert werden.

3) Um zur Erläuterung nur je ein Beispiel zu nennen: es geht nicht an, rum. *eglinge* usw. auf osm. *ejlenje* zurückzuführen (Nr. 560) ohne ein Wort darüber, daß die ältere Form *eglenje* ist, und ohne einen Versuch zu bestimmen, bis wann sie gegolten hat; oder jiddisch *dawnen* »beten« von arabisch *da'wa*, türkisch *da'vet* »Anklage, Prozeß« abzuleiten (Nr. 505), ohne einen Hinweis darauf, daß die Wurzel auch »beten« bedeutet, und eine Prüfung der Frage, ob für *da'wa* diese Bedeutung zugrunde gelegt werden darf.

Karl H. Meyer und A. Stojićević. Serbokroatisches Lesebuch. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1927. VII, 216 S. 8°. Mk. 6,60, geb. 8,—.

Bei der geringen Zahl von Chrestomathien aus slavischen Literaturen in Deutschland, einem Ausfluß des geringen Interesses, das den slavistischen Studien von Behörden und Bevölkerung entgegengebracht wird, ist die vorliegende Auswahl aus der neueren serbischen Literatur zu begrüßen, dies um so mehr, als die meines Wissens einzige daneben bestehende von Čorović in der Sammlung Göschen schon wegen ihres geringen Umfanges kaum in Betracht kommen kann.

In Meyer-Stojićevićs Lesebuch sind die besten serbokroat. Schriftsteller des XIX. und XX. Jahrhunderts in guten Proben vertreten. Eine Beurteilung der Auswahl unterliegt subjektivem Empfinden. So hätte der Rezensent gerne Šenoa als den Vertreter des kroatischen historischen Romans mit sprechen lassen, gewiß aber Vojnović als Repräsentanten der sbkr. Dramatik, etwa mit der ergreifenden und nahezu aus sich heraus verständlichen Schlußszene des ersten Teiles der Ragusaner Trilogie. Nicht recht einzusehen ist, warum der besonders eindrucksvolle Beginn der »Četa« aus dem Čengijé-Aga nicht abgedruckt ist. Bezüglich der Auswahl aus der serb. Lyrik haben es sich die Verfasser etwas leicht gemacht, indem sie nur solche Gedichte aufnahmen, die auch in Popovićs Anthologie vertreten sind, obgleich sie sich hätten sagen können, daß dieses Buch auch in Deutschland verbreitet sein wird und doch wohl nicht alles Gute der Lyrik darin aufgespeichert ist. Zum mindesten wäre diese Tatsache bei der Erwähnung von Popovićs Buch S. 104 anzuführen gewesen.

Aus didaktischen Rücksichten wäre es m. E. besser gewesen, die rein chronologische Folge zu durchbrechen und die leichtere Prosa an den Anfang zu stellen; gerade der Anfänger, an den doch in erster Reihe gedacht sein wird, muß, wenn er gleich zu Anfang an den Gorski vijenac gerät, notwendigerweise abgeschreckt werden. Die Einleitungen orientieren kurz über den Dichter und sein Werk, mit Epitheta ornantia ist nicht gespart, um so mehr muß es verwundern, daß man Stellung und Bedeutung des Lazarević erst S. 85 bei Ilić in undeutlicher Weise entnehmen muß.

Sorgfältig ist das Glossar ausgearbeitet, das mit Recht auf dem Jekavischen basiert; immerhin wäre es wünschenswert gewesen, die ekavischen Formen als Lemmata mit Verweisen auf die jekavischen Entsprechungen zu bringen. Selbst bei der von den Verfassern ausdrücklich vorausgesetzten Kenntnis von Rešetars Grammatik wird der Schüler nicht immer wissen, daß er etwa *nêm* oder *dećica* unter *nijem* und *djećica* nachzuschlagen hat. Mit Recht sind denn auch die ikavischen Formen jeweils in den Anmerkungen erklärt. Die Italianismen müßten auch im Glossar als solche vermerkt werden, nicht nur als dial., so etwa *povarēta*, *improvizada* usf.

Vortrefflich ist die Akzentuierung der Texte, und besonders erfreulich, daß sie von einem Serben nach seiner Muttersprache gesetzt sind; ein Deutscher wäre an der ungemein komplizierten Aufgabe wohl gescheitert,

oder zum mindesten hätte er starr das Vuksche System durchführen müssen. Wir müssen uns doch darüber klar werden, daß dieses Akzentuationssystem, mit welcher Feinheit und Konsequenz es auch durchgeführt ist, örtlich und auch zeitlich gebunden ist und daß vor allem die heutigen *e*-Dialekte keineswegs starr daran gebunden sind. Mit Recht hat deshalb Stojicević die Vukschen Regeln dort durchbrochen, wo sie seinem Sprachempfinden widersprechen, und wenn auch etwa ein Lazarević in Details anders zu akzentuieren sein mag wie ein Matavulj, die zeitliche Gebundenheit Vuks mußte doch überwunden werden, während eine Uniformierung in der örtlichen doch wohl unumgänglich ist.

So haben die Herausgeber ihrem in der Vorrede fixierten Standpunkt, daß das Sbkr. wegen seiner Betonung auch für die indogerm. Sprachwissenschaft von hoher Bedeutung sei, in weitem Maße Rechnung getragen. Der an gleicher Stelle ausgesprochene Satz von der hohen Bedeutung der sbkr. Syntax für die Indogermanistik ist mir nicht recht klar. Das reichste syntaktische Leben unter allen Slavinen bietet die vom Kirchen Slavischen wenig zersetzte russische Volkssprache, nächstdem das Polnische. Die serbokroatische Syntax aber ist, ebenso wie noch stärker die bulgarische, weit von der der übrigen Slavinen abdifferenziert und eignet sich gerade für die sprachvergleichende Untersuchung weniger, bietet vielmehr innerslav. Probleme die Fülle. Wollte man nun aber die Worte so verstanden wissen, daß die im Sbkr. erkennbaren Tendenzen zur Aufhellung indogermanischer syntaktischer Probleme herangezogen werden sollten, dann würden die starken Einflüsse übersehen werden, die das Kirchen Slavische, das Italienische und vielleicht andere Balkansprachen wenigstens an den Randdialekten ausgeübt haben.

Wohl aber könnte zu befürchten sein, daß die Äußerung Anlaß gäbe, auch hier wiederum mit jener nicht genug zu rügenden unwissenschaftlichen Unsitte gewisser neuerer Sprachforscher einzusetzen, solche für Lehrzwecke geeignete Chrestomathien als Sprachdurchschnitt in nuce zu nehmen, um daraus ihr Material für syntaktische Untersuchungen zu schöpfen. Wobei sie übersehen, daß gerade in der Syntax der individuelle Sprachgebrauch eines Schriftstellers, die Stilistik, in breitem Ausmaß herangezogen werden muß und daß deshalb das Material aus einigen wenigen, aber zutiefst erkannten Originalquellen wichtiger sein muß, als das Ausschöpfen von sekundären, für Zwecke des Unterrichts zusammengestellten Lesebüchern.

Für Unterrichtszwecke aber bildet das Serbokroatische Lesebuch ein sorgfältig zusammengestelltes und gut ausgearbeitetes Hilfsmittel.

München.

A. Margulies.

Giovanni Maver: *Un poeta romantico cecoslovacco*: Karel Hynek Mácha. Anonima Romana Editoriale. Roma 1925. 68 S. 8°. — Saggi critici su Juliusz Slowacki. A. Draghi Editrice. Padova 1925. 62 S. 8°.

Es ist kein Zufall, daß das junge Interesse Italiens an den Slaven sich gerade den slavischen Literaturen der ersten Hälfte des XIX. Jahrh. zu-

wendet. Anders als Deutschland mit seinen vielfältigen Berührungen, anders als Frankreich mit seinen alten Beziehungen, die beide unmittelbarer, umfassender, vielseitiger an allen kulturellen Leistungen der Slaven interessiert sind, hat Italien zum wenigsten bis zum Weltkrieg keine wesentlichen Berührungen und Beziehungen zur Slavia gehabt. Und wenn heute das aktuelle Interesse zur Behandlung der Italien am nächsten liegenden südslavischen Probleme drängt, so zieht es doch auch darüber hinaus weitere Kreise und sucht sein Arbeitsgebiet dort, wo eine Berührung italienischer und slavischer Kultur am ehesten zu erwarten steht, in den Literaturen des beginnenden XIX. Jahrhunderts, schlingt das Band von Leopardi zu Lermontov, wo hier wie dort Höhepunkte literarischen Schaffens durch den damals emporgetauchten Begriff der Weltliteratur bei aller Disparität im einzelnen, doch im ganzen zusammengefaßt werden.

Den Romantiker, den Byronisten sieht Maver in erster Reihe in Mácha, und wie tatsächlich dessen dichterisches Schaffen um diese Zentren kreiste, so vermag auch der Essai tief darin einzudringen. Freilich darf Maver beim italienischen Publikum keinerlei Kenntnisse dertschechischen Literatur voraussetzen, und die Beschreibung von Máchas Lebensweg ist deshalb unentbehrlich. Wenn man Maver auch zubilligen wird, daß er mit Kritik an den Dichter herangetreten ist, so scheint er doch in eine Überschätzung zu verfallen. Was immer auch Mácha, tatsächlich oder in der Einbildung, gelitten haben mag, so wars kein Gott, der ihm es zu sagen gab. Dieser Mann, der die Hinrichtung des Verbrechers beobachtete und im »Máj« in sadistischer Weise bei solcher Beschreibung einen Vers wagt, wie »*Upadla hlava — skok i jestě jeden skok*«, der von Burg zu Burg wandert, um sich künstliches nächtliches Grauen zu erregen, und der dann undämonisch und mühsam seine Verse stümpert, er hat uns wahrhaftig nichts zu sagen. Wir tragen für alle Betrachtung der Weltliteraturen den Maßstab in uns, wir gehen notwendigerweise von der Literatur unseres Volkes aus, von den westlichen Literaturen, die uns in Fleisch und Blut übergegangen sind, und schreiten wir ostwärts, dann wird unser Standpunkt nur ein wertender sein können, zumal wenn der Osten selbst am Westen in die Höhe strebt, wie das bei Mácha eben der Fall ist. Gerade dann aber müssen wir uns fragen, was das italienische Volk mit Mácha anfangen soll? Denn wenn Maver von der »giustamente dimenticato« »Bezauberten Rose« von Ernst Schulze spricht, dann dürfen wir sagen, daß auch Mácha nicht höher steht. Die Čelakovskýs und Tyls, die ihn seinerzeit ablehnten, hatten ihre Gründe; nicht gerade aus dem Volkslied heraus, wohl aber aus dem Volke, das fühlten sie, konnte allein eine wahre Literatur emporblühen, nicht in bläßlichen Scottschen und Byronischen Nachahmungen. Man staunt, wenn man S. 35 liest, der *Máj* sei »non soltanto il capolavoro di Mácha, ma anche di tutta la letteratura del popolo ceco«. Nein, so schlimm ist es Gott sei Dank denn doch nicht, und vor Namen wie Neruda, oder wie Bezruč, Březina, Sova zerfließt solche Dichtung in nichts.

Wie anders, wenn sich Maver dem einen aus dem glorreichen polnischen Dreigestirn zuwendet, Słowacki. Hier ists ein wahrhaft Großer, und das

feinsinnige Eindringen Mavers in den Geist des Dichters wird wohl geeignet sein, den Chopin der Dichter, wie Brückner ihn nennt, dem Volke der Musik nahezubringen. Gestützt auf die glänzenden Vorarbeiten, namentlich die Kleiners, gibt Maver ein Bild der Entwicklung Slowackis, das das eigentümlich Bewußt-Unbewußte dieser im höchsten Sinne dichterischen Persönlichkeit plastisch herausarbeitet. Um die innere Entwicklung ists ihm zu tun, die einzelnen Werke müssen als dichterische Individualitäten zurücktreten vor dem Gesamtbild. Freilich, die Aufgabe, die einzelnen Dichtungen Slowackis zu schildern, ist auch eine höchst schwierige Aufgabe, teilt doch Slowacki mit fast allen großen Polen, zumal mit Krasinski und Wyspiański, die eigenartige Dunkelheit, die förmliche Kommentare zum Verständnis nötig macht, die aber vor allem in der Lyrik mit ihrer zarten Feinheit uns ans Herz greift, wie kaum je ein Dichtwerk eines anderen slavischen Volkes.

Geistreich zeigt Maver dann weiter, wie diese empfindsame Seele in gesteigerter Aufnahmefähigkeit sich entscheidende Werke der Weltliteratur adsorbiert, Byron und Mickiewicz, Dante und Shakespeare, und endlich Calderon, und wie, bei aller selbst äußerlich erkennbaren Nachahmung, die in erster Reihe der ungewöhnlich großen Produktivität, der Leichtigkeit der Produktion zu danken ist, das hohe dichterische Genie Slowackis sie doch in höherem Sinne sich zu eigen macht, und wie immer und unmittelbar die gewaltige Dichterpersönlichkeit zu uns spricht.

Wir dürfen es freudig begrüßen, daß der feinsinnige Literarhistoriker mit sicherer Hand das Bild Slowackis vor uns aufzeichnet, wir wagen zu hoffen, daß gerade die polnische Literatur, die des Wegebereiters mehr bedarf, ihn aber auch mehr verdient als die anderen slavischen Literaturen, durch ihn in ihren großen Vertretern dem Westen nahegebracht wird. Eine solche großzügige Mittlertätigkeit wäre die schönste Gabe, die wir gerade von der italienischen Slavistik erwarten dürften.

München.

A. Margulies.

Stephan Smal-Stockyi, Ukrainisches Lesebuch mit Glossar.
Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1927. Sammlung
Göschen Nr. 955.

Als wertvolle, lang erwartete Ergänzung der ruthenischen Grammatik und des ruthenischen Gesprächsbuches der gleichen Sammlung ist das vorliegende Lesebuch schon deshalb aufs wärmste zu begrüßen, weil es das erste ukrainische Lesebuch mit durchgeführter Akzentuation und Wörterverzeichnis ist. Es wird ein gutes Hilfsmittel sein für Universitätsübungen und zum Selbststudium; es leitet den Anfänger leicht und schnell in das Verständnis ukrainischer Texte — also das A und O aller Philologie — ein. Während wir uns bei der Einführung unserer Hörer in das Ukrainische bisher mit unakzentuierten Texten und dem schwer erschwinglichen Nendruck von Hrinčenkos Wörterbuch behelfen mußten, haben wir nunmehr das Hilfsmittel zur Verfügung, wie es uns für das Russische E. Bernekers in der gleichen Sammlung erschienenes Lesebuch und Asboths Chrestomathie

(Leipzig 1903), für das Čechische Smetánekas Lesebuch bietet und wie A. Stojicević und ich es mit unserem serbokroatischen Lesebuch (Göttingen 1927) für dieses Idiom geliefert zu haben wünschen. Die übrigen mir bekannten glossierten Lesebücher — z. B. das polnische von Loewenthal — sind nicht mit derjenigen Akribie gemacht, wie es die freilich für jeden, der nicht selbst eine solche Arbeit geleistet hat, unbegreiflich mühselige Schaffung eines für den Anfänger bestimmten Lesebuches erheischt. Von einer solchen Arbeit ist genaueste Textgestaltung, Druckfehlerlosigkeit, absolut vollständige Glossierung und eine dem gegebenen Text für jeden vorkommenden Fall angepaßte Übersetzung des Stichwortes schlechtweg zu verlangen. Die vier erstgenannten Lesebücher entsprechen m. E. diesem Ideal, das neue ukrainische kommt ihm ziemlich nahe.

Die Wahl der Texte ist, entsprechend der Tendenz des Verlages, trefflich. Die kurzen Überblicke über die geographischen, politischen, geschichtlichen Verhältnisse vom Anfang bis zur jüngsten Gegenwart sind klar und instruktiv; der Abriß der ukrainischen Literaturgeschichte, die Skizze über die Huculen, der Bericht über die Einrichtungen und Förderungen der Wissenschaft, des Verlagsbuchhandels, der Kunst, insbesondere des Volksliedes und der Musik, über Theater und Kunsthandwerk bieten jedem Leser Belehrung. Den ihm gebührenden Platz nimmt mit all seinen Abarten das Volkslied ein, dessen Schönheit nach Inhalt und Form gewürdigt wird. Proben aus der schönen Literatur, aus der Volkslyrik, ein Schwank, eine Legende sind eingefügt — kurz ein erstaunlich reicher Inhalt auf kleinem Raum.

Alle Texte, mit Ausnahme der durch ihren Rhythmus schon hinreichend charakterisierten Gedichte, sind akzentuiert. Die Akzente der Lesestücke, von einem Meister in Theorie und Praxis der eigenen Muttersprache gesetzt, bilden ein bemerkenswertes Kapitel, das hier nur angedeutet werden kann: die Akzente der Texte stimmen sehr häufig nicht mit denen der bekannten Wörterbücher und Grammatiken, vor allem nicht mit dem Glossar des vorliegenden Buches noch der vom Verf. und Gartner gebotenen Grammatik überein. Unter zahlreichen Beispielen hebe ich ganz wenige hervor, die auch in der Form des Stichwortes im Text vorkommen: Seite 11, Zeile 25 суперечка (sonst überall суперечка); 21, 24 поглибти (im Glossar поглибіти); 29, 26 зоря (so auch z. B. Hrinčenko, aber sonst юря); 38, 17 розвиток (so auch Hrinčenko, sonst розвиток); 40, 2 настрий (Glossar настрий); 66, 1 Мадяр (Glossar Мадяр). Daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß der Akzent im Ukrainischen längst nicht so gefestigt ist, auch bei dem gleichen Subjekt, wie etwa im Russischen der Schriftsprache, sondern daß er noch in erheblichem Maße abhängig ist von der Melodie und der Rhythmis des Satzes.

Das Glossar entspricht in den weitaus meisten Fällen den Anforderungen, die man an es stellen darf: die Übersetzungen stimmen gewöhnlich zu dem gegebenen Text, oft auch bei schwierigeren Stellen in guter Nuancierung. Aber an einigen Stellen ist das nicht der Fall; durch geringe Erweiterungen könnten bei einer Neuauflage Mängel behoben werden. Vgl.: блукати ist

42, 24 nicht reflexiv; sub віцьважувати sollte wegen 59, 31 »mit Nägeln« eingeklammert werden; zu геть ist wegen 81, 19 »ganz, nur« hinzuzufügen; zu забарвлениs wegen 35, 13 »Färbung«; sub китайка ist »rotes« einzuklammern wegen 67, 21; zu клоті ist wegen 82, 26 »Leid« hinzuzufügen; мертвий bedeutet 81, 26 »sterblich«; обивити сл 67, 1 »beschauen«; одразу 76, 32 »sogleich«; оружний 20, 5 »bewaffnet«; піднести 36, 12 »hervorheben«; bei побуту ist »des Volkes« zu streichen wegen 48, 14, wo es sich um Tiere handelt, auch wegen 29, 17; 32, 33; 35, 4; 48, 26. Zu сказати ist wegen 20, 15 »sprechen« hinzuzufügen; zu старовиннá »Vorzeit, Vergangenheit« wegen 27, 10 und 32, 29. Endlich ist цялквованніj besser durch »(mit eingelegten Glasperlen) versehen« wegen 60, 7 und 61, 4 zu glossieren.

Zu dem Grundsätze des Verfassers, Eigennamen, leicht verständliche Fremdwörter, Pronomina, Numeralia, Präpositionen und Konjunktionen gewöhnlich nicht im Glossar aufzuführen, ist nichts zu sagen. Allerdings möchte man in der Glossierung etwas mehr Konsequenz erwarten als sie der Verf. hat walten lassen. So sind normalerweise mit Recht die vor kommenden Verbalsubstantiva neben den Verben selbst aufgeführt, außer заведенне »Einführung« (21, 19; 75, 30); малюваннe »Schilderung« (30, 20); риданнe »Jammern« (21, 11). Wenn ein Wort wie церквинослов'янський, sowohl mit seinen beiden Teilen wie als Ganzes, glossiert ist, so sollte das selbe bei південнослов'янський »südslavisch« (22, 31), західноєвропейський »westeuropäisch« (31, 28), безкомпромісівість »KompromiBlosigkeit« (33, 10), безсуб'єктивній »unsubjektiv« (33, 6), всенародній »(all-)national« (73, 12), стародрук »alter Druck« (77, 25) geschehen sein. Wenn історик im Glossar sich findet, warum nicht auch славіст (11, 32) oder пробувати, друк и. ä.? Warum dann nicht auch оперувати »operieren« (34, 22), польонізація »Polonisierung« (24, 24), тріолька »Triole« (39, 26), плян »Plan« (16, 14), льох »Loch, Höhle« (27, 16)? Wenn одпочити neben відпочити glossiert ist, wäre auch відйті (6, 12; neben одйті) zu wünschen. Es ist чорніський neben чорний glossiert, aber nicht синінький (68, 11; zu синій). Abgeleitete Adjektiva sind regelmäßig angeführt, außer віршовий »Vers-« (35, 6), монастирський »Kloster-« (77, 26). Desgleichen sind regelmäßig negierte Adjektiva im Glossar aufgeführt, mit Ausnahme von невеликий (75, 35), невеличкий (28, 11) »unbedeutend«. Auch пересічка »Zäsur« (37, 13) gehört m. E. in das Glossar. Die Anführung von щебель »Stufe« (40, 12) neben щабель würde den Anfänger vor dem Irrtum schützen, daß im ersten etwa ein Druckfehler vorläge. Mit Verweisen ist der Verf. in dankenswerter Weise nicht zu sparsam gewesen; aber ein Hinweis für претъ (39, 4) auf пюти wäre angebracht.

Bedauerlich ist es, daß darüber hinaus auch eine Reihe von Wörtern, die im Texte vorkommen, überhaupt nicht glossiert ist, dem Anfänger aber auf keinen Fall bekannt sein kann. Ich führe sie in alphabetischer Reihenfolge an, dem Benutzer zum Dienste: вернігора »Berggeist« (75, 29); видатний »begabt« (78, 28); відсоток »Prozent(satz)« (49, 32); гибкіти »bedrücken« (32, 23); гукати »schreien« (68, 3); життєвий »Lebens-« (31, 28); квітень »April« (18, 3); копівка »Kanne, Eimer« (67, 14); кривий »krumm,

schief« (7, 24); літати »fliegen« (82, 4); маrā »Gespenst« (61, 17); метати »werfen« (62, 20); молодік »Junggesell« (26, 19); опочивати »ausruhen« (44, 20); пiшний »stolz« (82, 32); повіт »Kreis« (6, 5); полiнiутi »(weg)fliegen« (82, 31); почити »ausruhen« (44, 19); проректi »verkünden« (83, 1); рáдити »ратi, (Rat) halten« (52, 7); стéжка »Steig, Weg« (31, 6); страх, Adv., »furchtbar« (42, 21 u. 43, 11); тиснiuti »bedrücken, bedrängen« (32, 24); холóдний »kalt« (27, 15)¹⁾.

Diese wenigen Ausstellungen lassen sich bei einer Neuauflage leicht beseitigen und sollen unsere Dankbarkeit gegen den Verf. nicht beschränken.

Münster i. W.

Karl H. Meyer.

Dostojewskij, Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Arthur Luther. · Bibliograph. Institut, Leipzig. 479 Ss. 8°.

Eine knappe, aber vollständige und aus den besten Quellen geschöpfte Biographie (mit nur kurz streifenden Bemerkungen über die Werke selbst) bildet den Rahmen, in den Luther die (zur Hälfte von ihm selbst übersetzten) Briefe hereinstellte, die er dann mit trefflichen Anmerkungen (S. 448 bis S. 468) und einer Zeittafel versah. Daß der beste Kenner moderner russischer Literatur seine Aufgabe glänzend löste, ist selbstverständlich. Manche Briefe sind gekürzt, doch nicht etwa um ungünstige Wendungen über Deutschland oder giftige Ausfälle gegen Liberale und Bélinskij, die vollinhaltlich mitgeteilt werden.

Luther hat das Leben seines Helden in sechs Abschnitte geteilt; der Löwenanteil der Briefe fällt auf den vorletzten: »Zweite Ehe; Flucht ins Ausland (1867—1871)« S. 189—350 (daraus die »Einleitung des Herausgebers« S. 191—201), Briefe Nr. 58—109; für die letzten zehn Jahre (1871—1881) gibt es nur Nr. 105—140.

Was sollen diese Briefe? Die Einleitungen des Herausgebers sind ja trefflich dokumentiert und gut geschrieben, aber wie verblassen sie, an diese Briefe gehalten! Die Briefe des leidenschaftlichen, unruhigen, gehetzten Schriftstellers, dem die Erde so oft zu einer Marterwerkstatt wurde, bringen erst volles, bewegtes Leben in die Züge der Biographie; wir sehen den Menschen selbst vor uns, nicht mehr nur den trockenen Bericht über sein Lieben und Hassen, Hoffen und Verzweifeln, seine gesunden und die ungleich zahlreicher kranken Tage, seine literarischen Pläne und wie sie ausgeführt werden. So wird uns erst der Schriftsteller nahe gerückt; wir treten zu ihm in ein engeres Verhältnis, verstehen und achten ihn besser. Das Zusammensuchen des arg verstreuten Materials hat viel Mühe gekostet, ist erst durch Moskauer Verbindungen ermöglicht worden, aber die Mühe hat sich wohl gelohnt: ehe eine vollständige, authentische Publikation der Briefe erscheinen wird, hat das deutsche Publikum eine treffliche Auswahl erhalten, die ein ungetrübtes Bild des Menschen vermittelt. A. Brückner.

1) Druckfehler sind nur wenige geblieben; zu verbessern ist: 17, 8 кiнiй; 22 Anm. und 78 Anm. von; 31, 10 щасливо; 70, 22 пiсiй; 114 sub Пiдкарпáтте южнiй (statt южнiй); 123 sub съртiвий Welt-; an unrechter Stelle sind im Glossar eingeordnet: 99 зáхiд; 126 стáти ся; 132 чужозéмний.

Kleine Mitteilungen.

Zur Etymologie von čech. *Sázava*.

Ferd. Liewahr hatte nachgewiesen (s. Arch. 41, 158), daß der čech. Fluß- und Ortsname *Sázava* (1. Nebenfluß der Moldau, daraus Name des Dorfes Sázava; 2. Nebenfluß der March) die feminine Form einer ursprünglich adjektivischen Bildung ist. Diese feminine Form ist mittels des Suffixes *-vá* entweder aus dem čech. *sázati* > *sázeti* 'setzen', oder aus dem čech. *saxa* > *saxe* (dial. *sáxe*) 'ruß' gebildet. Der Flußname hat also entweder die Bedeutung: 'schlammiges Gewässer' oder 'rußfarbenes, dunkles Gewässer'.

Die Etymologie des čech. Flußnamens *Sázava* hat auch mich in meinem »A honfoglaláskori Magyarország« (= Ungarn zur Zeit der Landnahme) beschäftigt. Da diese meine Arbeit, welche im Jahre 1926 erschienen ist, ungarisch geschrieben ist, konnte Liewehr dieselbe nicht benützen. Es sei mir nun gestattet, meine Ausführungen hier Deutsch zu wiederholen.

Es gibt in Ungarn einen Fluß, der ungarisch *Zagyva* (lies *Sád'wá*) heißt. Der Fluß entspringt aus dem Medvas-Berg im Komitate Nógrád, und nachdem er die Komitate Heves und Jásznagykunkszolnok durchflossen hat, ergießt er sich bei der Stadt Szolnok in die Teiss. Zu beiden Seiten des Flusses wohnen seit der Landnahme, also seit Ende des IX. Jahrh. überall nur Ungarn. Auch haben wir viele alte Belege für den Flußnamen. In ungarischen Denkmälern finden wir hier folgende Formvarianten:

Zagava (lies: *Sád'wá*, s. *Ortvay, Vízrajz*) | *Zagoa* (lies: *Sád'oá*, s. *Csánki, Magyarország történeti földrajza* I, 217) | *Zogava* (lies: *Ssod'wá*, s. *Ortvay, Vízrajz*) | *Zogoua* (lies: *Ssod'wá*, s. *Regestrum Varad.* 133 § geschrieben: *Hogoua*) | *Zogua*, *Zogoua* (lies: *Ssod'wá*, s. *Ortvay, Vízrajz, Anonymus*) | aus dieser letzten Form hat sich einerseits *Ssod'a* entwickelt (geschrieben in den Denkmälern: *Zogea*, s. *Anonymus*), andererseits *Sád'wá* (geschrieben *Zagyva*), so in der heutigen Sprache.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß der ungarische Flußname *Zagyva* (lies: *Sád'wá*), altung. *Zagava*, *Zogava* usw. (lies: *Ssád'wá*, *Ssod'wá* usw., siehe oben) einem altsüdslavischen **Sadjava* ~ **Sad'zava* entnommen ist und dieser altsüdslavische Name ist meiner Meinung nach eine Ableitung von dem Worte **sadja* 'ruß' (vgl. ča-kroat. *saje* plur. 'ruß', kajkroat. *sadža* und *sája*, plur. *saje* id. [die kroatischen Belege verdanke ich zum Teil der Güte des Herrn Prof. Dr. M. v. Rešetar], slov. *stíja* id., bulg. *sažda*, macedon-bulg. *sagi* id. s. Oblak, Maced. Studien 56, 59, 60, 64, 65, usw.).

Die Bestätigung, daß die Grundbedeutung dieses Flußnamens eigentlich 'Rußbach, Schwarzbach, Schwarzach' ist, finde ich im folgenden:

Einen ebensolchen, nur mit *-ica* weitergebildeten Flußnamen haben wir in Kroatien, im Komitat Veröce (= kroat. *Virovitica*). Solange dieses Komitat vor der türkischen Eroberung zu Ungarn gehörte, also bis zum XVI. Jahrh.,

hat der Fluß ungarisch *Szagyavica* > *Szogyoúca* > *Szogyóca* > *Szagyóca* > *Szagyolca* ~ *Zagyolca* geheißen. Hier folgen die Belege:

1227: ad riuum *Zagauica* (lies: *Ssád'áwtzâ*, s. Árpádkori új okmánytár I, 237) | 1231: *Zogouea* ... *fluum Zogouea* (lies: *Ssod'owtzâ*, ibidem XI, 229) | XIV. Jahrh.: *ecclesia sancti Martini de Zogocha* (lies: *Ssod'ótzâ*, s. Tkalcic, Mon. ep. Zagr. II, 94) | XVI. Jahrh.: *Zagyocha* (lies: *Ssad'ótzâ*, s. Lazius ... herausgegeben von E. Oberhummer und F. R. v. Wieser, Innsbruck 1906, S. 16) | *Zagyolcha* (lies: *Ssád'oltzâ* oder *Sád'oltzâ*, s. Šišić, Županija Viroviticka. U Osieku 1896. Karte, Csánki, Körösmegye a XV-ik században. Budapest 1893: 52).

Während der Türkeneherrschaft, wie auch nach der Rückeroberung des Komitates Verőce (= kroat. Virovitica) haben sich in diesem Komitate viele Serben, also što-Dialekt sprechende Südslaven angesiedelt, dagegen hat sich die frühere Bevölkerung, sowohl die ungarische, wie auch die kajkavische in hohem Grade vermindert (s. Pavićić Stjepan, O govoru u Slavoniji do turskih ratova i velikih seoba u 16. i 17. stoljeću: Rad, Knj. 222: 194—269). Nun heißt aber im što-Dialekte der Ruß *čadj* und *čadja*, also mit einem Worte, welches mit **sādja* nicht verwandt ist. Eine entsprechende Form des slaw. **sādja*, wie ich es vom Herrn Prof. Dr. Milan v. Rešetar erfahre, findet sich im što-Dialekte nicht, auch die älteren Denkmäler wissen von einem serbischen **sadja* gar nichts. Da es also im što-Dialekte kein **sadja* gab, so kam es, daß die neuen Ankömmlinge den Fluß- und Ortsnamen *Ssád'áwtzâ* > *Ssád'oltzâ* > *Sád'oltzâ* (s. diese Formen oben) in *Čadjavica* verwandelt haben. Im što-Gebiete finden wir auch anderswo *Čadjavac*, *Čadjavica* Fluß-, Bach- und Bergnamen, resp. Ortsnamen (s. Agramer Wbuch). Die Verwandlung von *Sád'oltzâ*, älter *Ssád'awitzâ* (s. oben) zu *Čadjavica* kann meiner Meinung nach beweisen, daß die Grundbedeutung vom slaw. *Sadjava* ~ *Sáxava* 'aqua fuliginosa', deutsch 'Rußbach, Schwarzbach' ist.

Zuletzt will ich auf die Frage antworten, welcher slavischen Sprache der ungarländische Flußname *Zagyva* (lies: *Sád'wâ*), und welcher der in Kroatien fließende altung. *Zagyolca* < *Zagyóca* < *Szagyavica* (l. *Sád'oltzâ*, *Sád'ótzâ*, *Ssád'áwtzâ* s. oben) entnommen ist. Da ein Wort **sadja* im što-Dialekte nicht vorhanden ist, können die ungarischen Namen — trotz ihres *gy* (lies: *d*) an Stelle des urslaw. *-dž-* (die serbische Entsprechung wäre *-dj-*) — serbische Entlehnungen nicht sein. Da ein ungarisches *gy* (= lies: *d*) in Entlehnungen auch einem fremden *dž* entsprechen kann, urteile ich folgendermaßen:

Der altung. Flußname *Szagyavica* > *Zagyóca*, *Zagyolca* ist aus einem kajkavischen **Sadjavica* (vgl. kajkav. *sajàv* 'fuliginosus', *sàja* 'fuligo' Belloszt, aber dial. auch *sadža*, s. oben) entlehnt, dagegen der ungarländische Flußname *Zagyva* (l. *Sád'wâ*), altung. *Szagyava* (lies: *Ssád'áwâ*) einer altsüdslawischen Sprache, welche an Stelle des urslaw. *dž* neben *ž* in einigen Wörtern auch *dž* (aus früherem *dž*) kannte. Das solche Dialekte auch im IX.—X. Jahrh. vorhanden sein könnten, dafür berufe ich mich auf Oblak's Macedonische Studien, wo wir in einem und demselben Dialekte *snosti*, dagegen *noć* haben (s. Seite 59). Meiner Meinung nach wurde zur Zeit der

ungarischen Landnahme, also am Ende des IX. Jahrh. im Gebiete des ungar-ländischen *Zagyva*-Flusses ein bulgarischer Dialekt gesprochen, welcher mit dem Westbulgarischen und dem damaligen Morava-Dialekte nahe verwandt war.

Budapest.

Johann Melich.

Zu Slavia III 141f.

Pastrnek wendet sich l. c. gegen die von mir Arch. XXXVIII, 138 vorgeschlagene Emendation im 5. Kapitel der *Vita Constantini* und zieht es vor, bei Miklosichs Lesart zu bleiben, obgleich er anerkennt, daß sie Schwierigkeiten bietet. Die Frage, welche Lesart besser in den Zusammenhang paßt, mag unerörtert bleiben; ich stehe hierbei in meiner von Pastrnek abweichenden Auffassung nicht vereinzelt da (s. u.). Wohl aber bedarf die Behauptung, daß sämtliche Hdschr. Miklosichs Lesart bieten, der Erörterung. Selbst wenn dies zutreffend wäre, könnte es für meine Annahme ohne Bedeutung bleiben, da ja die Hdschr. sämtlich jung sind, nicht über das XV. Jahrh. zurückgehen und die von mir hier angenommene mblg. Nasal-vokalvertauschung, wie sie auch sonst häufig in unseren Hdschr. begegnet, auf einer gemeinsamen blg. Quelle — dies hält Miklosich für wahrscheinlich — beruhen könnte. Doch ist Pastrneks Behauptung nicht zutreffend; vielmehr bieten anscheinend — Pastrneks Ausgabe liegt mir hier nicht vor — alle Hdschr. außer der von Miklosich ohne Varianten abgedruckten, was ich schon Arch. XXXIX, 143 nachgetragen hatte, die von mir vorgeschlagene Lesart, welche auch, was mir seinerzeit nicht bekannt war — die Ausgaben sind hier nicht vorhanden —, von Feodorov-Balan (Universitetska bibliotheka, Sofia 1920) und Jastrebov (Sbornik istočnikov dlja istorii žizni i dejateljnosti Kirilla i Methodija, Petersburg 1911) in den Text gesetzt worden ist.

O. Grünenthal.

Zu Dostojevskij.

Durch E. Pokrovskaja wurde vor Jahren (1922) ein bisher unbekannter Brief von A. Majkov in der Doličin-Sammlung, F. M. Dostojevskij I, 266 ff. veröffentlicht. Der Brief enthält neue Details bezüglich der Petraševcen und Dostojevskij's Beteiligung an der revolutionären Bewegung der Jahre 1848/49. Laut Majkov hatte die Durov-Gruppe, der auch Dostojevskij angehörte, die Aufstellung einer Propagandadruckerei beschlossen. Die nötige Maschine war im geheimen beschafft worden. Es war alles schon beisammen, bevor man aber die Sache hätte ins Werk setzen können, wurden die Leiter verhaftet. Die Handpresse ward natürlich beschlagnahmt, den unbehelligt gebliebenen Eingeweihten gelang es aber, das Setzmaterial und die wichtigsten Bestandteile der Druckmaschine ohne Verletzung der behördlichen Siegel zu entfernen, so daß im späteren Verlauf des Prozesses weder die Polizei noch der Gerichtsstuhl der Druckerei besonderes Augenmerk schenkte.

Nach dieser Mitteilung soll daher Dostojevskij eine aktiveren Rolle in dem Kreise der Petraševcen gespielt haben, als man es früher auf Grund

der amtlichen Protokolle und Dostojevskis Äußerungen (Dnevník pisatelja, Graždánin 1873, Nr. 50) vermuten konnte. Diese Aktivität scheint mit den gemachten Angaben in krassem Widerspruch zu stehen, und wenn man auch die im heutigen Rußland wohl bestehende Neigung, jeden Schriftsteller tiefer in die Revolution zu verwickeln, außer acht läßt, wird die Beweiskraft des Briefes auch dadurch geschwächt, daß er einer relativ späten Zeit, angeblich dem Jahre 1885, sogar 1886, entstammt. Würde also dieser Brief allein dastehen, so hätten wir volles Recht, an der Wahrscheinlichkeit des Novums zu zweifeln.

In dieser Beziehung können aber die Stellen aus den »Bésy« in Erinnerung gebracht werden, wo es sich um Šatov handelt. Der bekehrte Nihilist ist bekanntlich mit der Bewahrung der geheimen Druckerei betraut, 2. T. »Petr Stepanovič v chlopotach« III usw. Auch hat er früher bei der Vervielfältigung und Verbreitung der Propagandaschriften mitgewirkt. Nachdem die patriotischen und religiösen Anschauungen Šatovs mit denen des Verfassers aufs genaueste übereinstimmten, suchte man zwar immer ein Stück Selbstportrait in dieser Romanfigur wiederzufinden, das Druckereimotiv blieb aber stets unbeachtet, weil an eine Analogie aus dem Leben Dostojevskis kaum gedacht werden durfte. Erst jetzt, nach Bekanntgabe des Briefes von Majkov, scheint uns annehmbar, daß auch in diesem Motiv eine verhüllte autobiographische Tatsache steckt. Hält aber diese autobiographische Deutung Stich, so erhält die Mitteilung von Majkov eine un widerlegbare Unterstützung.

Ujpest.

Julius v. Laxiczius.

Cyrill und Method.

Meine zwischen 1903 und 1913 erschienenen Aufsätze über dieses Thema stießen auf Ablehnung; es äußerten sich dagegen Geistliche und Laien; Katholiken, Orthodoxe, wie Protestant; Deutsche, Polen, Böhmen, Kroaten, Slovenen, Russen und Ukrainer; nur Prof. Masaryk übersetzte den ersten Münchener Aufsatz für die *Naše Doba*. Die Ursache dieser einmütigen Ablehnung war klar.

Vor mir waren an das Thema Slavisten und Theologen stets mit nationalen oder konfessionellen Sympathien oder Antipathien, Historiker stets mit modernen Ideen und Tendenzen herangetreten; dazu irrte man in der Beurteilung unserer Hauptquelle: einige wenige lehnten die »pannonischen« Legenden als tendenziöses orthodoxes Machwerk ganz ab, die andern betrachteten die mährischen Legenden (denn der Name »pannonisch« oder »mährisch-pannonisch« ist evident falsch) mit scheuer Erfurcht, auch den handgreiflichsten Unsinn des Textes abgöttisch verehrend, z. B. den kral moravskij, den es nie auf dieser Erde gegeben hat (denn rex Sclavorum ist im 9. Jhdt. stets knędz, nie kral gewesen, und die lateinische Terminologie beweist nichts für die slavische); oder den kral ugorskij, der genau 120 Jahre nach Method das Licht der Welt zum ersten Male erblickte; es gibt sogar naive Seelen, die das »rossische« (Chersoner) Evangelium als ein slavisches deuten, als ob jemand um 860 unter »Rossen« Slaven verstanden hätte!

Man faßte zudem die Legenden als ein rein hagiographisches Denkmal, ein einfach gläubiges und tendenzloses, auf. Über deren selbstverständlichen Verherrlichung der Heiligen vergaß man deren nicht ausgesprochene, dafür desto konsequenter durchgeführte Tendenz, nicht nur von den Heiligen, sondern auch von ihrem Werke jeden Verdacht, von wo er auch käme, auszumerzen, daher verschweigen die Legenden ihnen unbequeme Fakta, arrangieren andere nach förmlichen Cliché's, scheuen auch nicht vor leichten Erfindungen, d. i. Korrekturen des Tatsächlichen zurück.

So verschweigt die Methodlegende die Romreise von 879, als Method, der Angeklagte, sich vor dem Papste zu verantworten hatte; sie läßt aus dem Brief des Papstes den Passus über die freie Wahl

der lateinischen oder der slavischen Messe weg, weil dies naturgemäß die slavische Liturgie stark beeinträchtigte. Die Constantinlegende verlegt die Diskussion über die slavische Liturgie nach Venedig, während nur Rom darüber zu entscheiden hatte; sie rennt offene Türen ein, da Rom, anders als Byzanz (s. u.), stets die Notwendigkeit der Verkündigung des Evangeliums in der Landessprache betonte, dagegen für die Liturgie das Latein forderte, während die Legende diesen wichtigsten Unterschied wohlweislich stets verwischte. Das Cliché der Constantinlegende ist nun folgendes: Constantin weilt in seiner Zelle, jeglichem weltlichen Trubel abhold, aber der Kaiser drängte ihm stets seine Aufgaben auf. Nr. 1: Kaiser (zehnjähriger Bube) und Patrizier schicken den blutjungen Constantin gegen den ehrwürdigen Patriarchen der Ikonoklasten aus; Nr. 2: Kaiser und Rat schicken den 29jährigen gegen die Mohamedaner zur Verteidigung des Glaubens; Nr. 3: Kaiser fordert ihn zur chasarischen Mission auf, weil niemand anderer sie würdig durchführen kann; Nr. 4: Kaiser und Rat tragen ihm die mährische Mission aus demselben Grunde auf. Die 4 Nummern sind sich alle gleich, d. h. auch Nr. 4 ist zu beurteilen wie z. B. Nr. 1, deren Unwirklichkeit auf der Hand liegt, mag auch vielleicht Constantin aus Neugierde den Patriarchen besucht haben. Bezeichnend für den Byzantiner bleibt, daß in Glaubenssachen der Kaiser allein entscheidet. Nach dem Schema für die Methodlegende dagegen wird Method stets angeschwärzt; stets erwarten seine Gegner seine Blosstellung und stets wird ihre Erwartung zu schanden; Nr. 1: der Papst wird ihn verdammen, statt dessen preist er seine Orthodoxie; Nr. 2: der Kaiser wird ihm zürnen, statt dessen ladet der Kaiser selbst (wie einst der Papst) Method ein und behandelt ihn huldvollst; Nr. 3: ebenso will ihn Karl der Dicke sehen und strafen, meinen die Gegner, aber der Kaiser entläßt ihn in Gnaden. So weichen die Legenden allen unbequemen Fragen aus. Ein anderes Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen: sie sind unendlich bereit, wo sie nichts zu sagen haben, aber verlieren die Sprache, wo es sich um wichtiges handelt. So ist der Monolog Constantins in Venedig endlos (ein ganzes Kapitel aus einem Paulusbrief!), dafür tiefstes Schweigen über die triftigeren Argumente, mit denen Constantin vor Hadrian II., Method vor Johann VIII. und Kaiser Basil die slavische Liturgie rechtfertigten.

Charakteristisch ist ferner für die Methodlegende, wie sie Laien zuschreibt, worüber der Papst allein entschied. Nr. 1: Kocel bittet

um Method, der Papst entläßt ihm diesen; Nr. 2: Kocel bittet Method zum Bischof für Pannonien zu weihen, was der Papst tut; aber stets war Method Erzbischof, das besorgen nun die Mährer, bittend um Method als Erzbischof, und die Päpste, die eben den großen Bulgaren einen Erzbischof verweigerten, gewähren ihn ohne weiteres dem kleinen Mähren. In Wirklichkeit hat der Papst, ohne auf Kocel noch auf die Mährer zu warten oder sie zu fragen, Method zum Erzbischof und Legaten selbst ernannt, im Sommer (?) 869, aber schon Ende 870 bemächtigten sich Methods die bayrischen Bischöfe (in Mosaburg, nicht auf seinem Wege nach Mähren), und ließen gleichzeitig für Rom die »Conversio« (der Baiern und Kärtner) verfassen, nicht für Ludwig den Deutschen, der selbstverständlich ganz auf ihrer Seite stand; man könnte somit die Hin- und Herreisen Methods nach Rom 879 bezweifeln — die Zeit reichte schwerlich zu dem allen.

Aus den Briefen Johannis VIII. wissen wir, daß er die Befreiung Methods und Entsendung nach Mähren durchsetzte; nach der Legende dagegen hätten die Mährer alle deutschen Priester wegen ihrer feindlichen Gesinnung aus dem Lande getrieben und hätten dann zum Papst geschickt mit der Bitte um Method; in Wirklichkeit schweigt der Papst vollkommen von irgendeiner Ingerenz der Mährer, die uns ebenso verdächtig erscheint wie die Vertreibung der deutschen Priester, wovon deutsche Quellen etwas wissen sollten. Nach der Legende wird nun Method glänzend von allen empfangen und ebenso wird der Methods Orthodoxie bezeugende Papstbrief vor gesamtem Volke feierlich verlesen — war dem wirklich so? gab es nicht bloße Mitteilung davon an den Fürsten und seine indices? Aber beide feierliche Aufmachungen waren dem Legendenschreiber nötig, um den Eifer der Mährer für den Glauben, d. i. den Erfolg von Methods Wirken, ins rechte Licht zu setzen. Bei näherer Betrachtung fällt dagegen auf, wie gleichgültig die alten Slaven in Glaubenssachen sich verhielten, sofern diese ihre politische und nationale Existenz nicht gefährdeten.

Ihre Götterbäume und Säulen wurden gefällt; einige weinten, andere lachten, aber keine Hand rührte sich zur Verteidigung des Glaubens der Väter auf dem ganzen Balkan (nur der protobulgarische Adel ließ sich für diesen Glauben zusammenhauen); bei den Russen, deren Doppelglauben nur Gleichgültigkeit gegen beide Glauben war; bei den Westslaven; die Reaktion in Polen 1037 war sozialer, nicht religiöser, die bei den Oderslaven politisch-nationaler Art. Wäre nun bei den

Mährern irgendein besonderer Eifer zu konstatieren, so weckte ihn kaum der Glaube, eher der Stolz, etwas zu besitzen, was die Deutschen nicht hätten, denn diese entbehrten der h. Schrift wie der Liturgie in der Landessprache, aber das hielt nicht lange vor, außer bei den Methodianern selbst, deren unerschütterliche Gesinnungstreue von dem unauslöschlichen Eindruck des Method'schen Wirkens am bedetesten zeugt; doch nahm sich ihrer bei ihrer Vertreibung niemand an, und nur insgeheim hielten einige an dem Werke fest.

Ebenso verdächtig erscheint auch die bedeutende Rolle des unbedeutenden Kocel im J. 869 und 870. Daß er nichts zu sagen hatte, wußte man in Rom bestens; daß ihm weder von Syrmium noch vom h. Andronikus etwas geträumt, ist selbstverständlich; nur von Rom ist das »pannonische Erzbistum« aufgefrischt worden. Aber kaum dürfte man dies dem müden, frommen Greise (Hadrian) selbst zutun; es dürfte eher ein Vermächtnis Nikolaus I. sein, der nur eine passende Gelegenheit abwarten wollte, um Roms Ansprüche auf Pannonien gegen Karl d. Gr. und sein Salzburg zu erheben; er erlebte sie nicht mehr, die nun Hadrian II. und Johann VIII. ausnutzten. Kocel war jedenfalls nur Strohmann und zog sich von der Affäre sofort zurück, als sie für ihn brenzlich wurde. Haben sich nicht damals (870) einzelne Methodianer zu den Kroaten nach Dalmatien geflüchtet?

Doch das sind bloße Vermutungen; sicherer läßt sich aus der Legende anderes heraushören. An seinem Lebensende empfiehlt (nicht ernennt, wie Wiching dem Papste vorlog) Method Gorazd als Nachfolger, unter anderem weil er lateinisch kann, was er sicher nicht von Method erlernt hat: also schon nach den ersten zwanzig Jahren der slavischen Liturgie stellte sich heraus, daß es mit dem Latein der Methodianer schlechter bestellt war, und daß das Griechische der beiden Brüder und ihrer paar Genossen keinen Ersatz in Mähren dafür bieten konnte, war selbstverständlich¹⁾. Aber weiter betont Method, daß Gorazd kein Sklave, sondern Freibauer ist, kein Adeliger etwa, und da merken wir, daß die Methodianer sich aus den niederen Schichten Mährens rekrutierten, daß ein Sěmižin zu den Ausnahmen

1) Es wird daher Constantin bei seiner Ankunft in Mähren gar nicht griechisch liturgiert haben, denn dann hätten die Mährer nur statt einer fremden Sprache eine noch fremdere bekommen und hätten wohl die Griechen hinauskomplimentiert; Constantin hat in Mähren nur slavisch liturgiert und dadurch den gerechten Widerstand der deutschen Priester hervorgerufen.

gehörte. Fürst und iudices verhielten sich ablehnend der slavischen Liturgie gegenüber, wie z. B. später in Dalmatien.

Wie wunderbar ist wieder in der Constantinlegende der christliche Lehrstoff disponiert! Über alles werden die Slaven belehrt in der unaufdringlichsten Weise: Bilderverehrung, Dreieinigkeit, altes Testament, liturgische Sprache usw. Besonders wird ihnen (Kap. 15) die Unlösbarkeit der Ehe eingeschärft, denn gerade in diesem Punkte haperte es bei den Slaven, nur werden ja nicht sie selbst als die argen Sünder getadelt. Slaven verstießen ihre Frauen so leicht, daß sie sogar einen besonderen Terminus für die verstoßene Frau sich schaffen mußten (*potzpěga*; ich weiß nicht, ob in einer anderen Sprache etwas Ähnliches vorkommt), und im 9. Jhdt. wendet sich eben dagegen Papst Johann VIII. in Briefen an Kocel und andere. Es hatte somit Constantin allen Grund, dagegen zu eifern, aber aus Haß gegen die fränkische Geistlichkeit machte er diese statt der Slaven für die »gottlosen« Ehen verantwortlich. Die Legenden sind eben nicht nur »einfache, naive, simple hagiographische Texte ohne alle Tendenz«. Wie sind sie konsequent, z. B. in ihrer Terminologie: da ist knědz der Landesfürst (immer so!), kral der deutsche (König und) Kaiser, cěsar der griechische, denn kein Byzantiner hat je die fränkische Kaiserkrönung anerkannt und stets den Papst deshalb des Abfalls beschuldigt. Die vsi kralevi jepiskupi sind natürlich die Bischöfe Ludwig des Deutschen, desselben kral, der im vorhergehenden Cap. auftritt, während der kral von Cap. 16 Karl der Dicke ist, weil die Legenden die Namen meist fortlassen; man wäre daher versucht, Nikoła in Methodlegende 6 u. a. als Glosse zu beseitigen. Nur in Constant. 14 ist die Terminologie etwas ungenau; da berät sich nämlich knědz Rostislav mit seinen knědzmi (gemeint ist nur Světopek), statt mit den starějsiny o. ä. Wie geschickt ist das angebliche Schreiben Hadrian II. zusammengestoppelt, nur im Anfang steht zu viel des Guten: der an die drei Todfeinde gerichtete Brief behauptet, sie hätten nicht nur beim päpstlichen Stuhl, sondern auch beim Kaiser (echt byzantinisch!) um einen Lehrer gebeten, worauf der Kaiser Constantin und Method schickte, weil wir (Rom) es verschlafen haben (dies ist ja der positive Sinn des negativen: *my ne dospěchom*). Wer nun glaubt, daß ein Papst seinem bewunderten Vorgänger solch ein Armutszeugnis gegenüber dem griechischen Kaiser ausstellen könnte, der glaubt natürlich auch den Ungarkönig vom J. 883 an der Oberdonau (!) und alles andere gleich unmögliche.

Byzantinische Grandiloquenz macht sich in der Constantinlegende (anders in der Methodlegende) stets breit: im Briefe an Rostislav soll dieser dem großen Constantin ähnlich werden! Nun wurde durch Photius Boris mit Constantin verglichen, mit vollem Recht: der heidnische Herrscher eines großen Reiches führt das Christentum als Staatsreligion ein, aber Rostislav? ein christlicher Fürst verlangt für sein christliches Völkchen eine neue Garnitur Missionäre (so nach Dvorník, s. u.) — wo bleibt da Constantin d. Gr.? Die Methodlegende läßt Method seine Anekdoten vom schwitzenden Philosophen vor Ludwig dem Deutschen vortragen, was wir ohne weiteres bezweifeln dürfen, abgesehen davon, daß die Anekdoten in den faktischen Zusammenhang schlecht paßt: bei Method handelte es sich um Leben und Tod, der Philosoph dagegen stritt nur mit Unwissenden; man hat dies auch auf den Hochmut des Griechen gegenüber der Barbarei der Franken (echt photianisch!) deuten wollen.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß unsere handschriftliche Überlieferung nicht die beste ist. Drei (bei Method) oder gar über fünf (bei Constantin) Jahrhunderte trennen Original und Texte. Ich habe daher ohne weiteres einiges im Methodtext als Glosse, die vom Rande in den Text geriet, beseitigt, so die evident falschen Personenbezeichnungen des kral moravskij und ugorskij, aber dies ist nicht alles. In ihrem »Hadriansbrief« z. B. nennt der Papst den Method »seinen Sohn« statt »Bruder« und bezeichnet sich selbst als servus Dei; dagegen in der Pochvała, die sonst nur unsere Legende verkürzt, finden wir das richtige — rab vsém rabom božijem (servus servorum Dei) und brata, nicht syna. Man hat versucht, dieses Auseinandergehen der sonst identischen Texte zu beseitigen durch Annahme zweier verschiedener päpstlicher Bullen (so Iljinskij, nach dem Zitat bei Ohijenko II, 13), oder zweier verschiedener Übersetzer einer und derselben Bulle (Hýbl), beides gleich unmöglich; der Grund ist ein anderer: die Pochvała hatte nämlich Method gleich vom Papste zum Erzbischof weißen lassen, und brauchte daher brata, während die Legende von der Priesterweihe sprach und daher syna verwandte; übrigens liegt einem orthodoxen Leser syn näher als brat; das ihm ungewohnte vsém rabom ist fortgelassen. Ich behauptete, Method hätte die Constantinlegende verfaßt; man wandte dagegen ein, daß nach cap. 10 die griechisch geschriebene Polemik Constantins přełoži učitel' naš, archiepiskup Mefodij, aber im Original hat einfach Mefodij gestanden,

das učitel' naš ist Glosse (auch das archiepiskup?). Daß in den Text Glossen hereingekommen sind, ist unbestreitbar, z. B. die Erklärung des auf dem Balkan und bei Russen unverständlichen mša oder die falsche Erklärung der kapetra. Ja, man könnte fragen, ob die paar Mal wiederkehrende Benennung des Kaisers (Michael) sich schon im Original fand, das ja in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle die Eigennamen wegläßt. Verdächtig ist der Anfang von Method. cap. 4: posla cěsar po filosofa bratra jego v Kozary da prijet ji s soboja na pomošt etc.; sollte es nicht eher heißen: posla cěsar filosofa brata jego v Kozary i prijet usw.? Die glänzende Emendation Šachmatovs, des: no tokmo vsadany crkve, in: ne tokmo vsada no i crkve ist ja allgemein anerkannt. Über einige andere Emendationen s. u.

Gegenüber dem außerordentlichen Wert der beiden mährischen Legenden (die pannonische Episode war ja von kürzester Dauer und gehört daher nicht in ihren Titel) kommen die übrigen Texte nicht mehr in Betracht, am wenigsten die italische Legende, die ja nur auf Zusammenstoppelung, Verkürzung und vielfacher wörtlicher Übersetzung der historiola Constantins und seiner Legende beruht und ein einziges novum bringt, das natürlich falsch ist (consecraverunt ipsum et Methodium in episcopos!); einiges hat der Übersetzer (Gorazd?) falsch verstanden. Dasselbe gilt von den Lobreden und Prologen, die ganz auf den beiden Legenden fußen, doch ausnahmsweise steuern auch sie einiges neue bei. So der »serbische« Prolog (abgedruckt an erster Stelle in den *Fontes rerum Bohemicarum* I), der genau den Bestattungsort Methods angibt (förmlich als Pendant zu dem Bestattungsort Constantins?), das Todesdatum fälschlich als Datum der Bibelübersetzung ansetzt und richtige Angaben über die zu Zeiten Methods herrschenden Basil und Boris macht, der Text fährt fort: kral němeeskym ljudem — der Herausgeber verstand darunter Karl den Dicken, aber die Hauptjahre Methods (863—875) fielen ja unter Ludwig d. Deutschen, ich lese daher: kral němeeskyj Ljudvik (ein Abschreiber verschrieb den ihm ungewohnten Namen, ein anderer »verbesserte« den Text).

Von diesem Exkurse über Art und Bedeutung der mährischen Legenden, die wir völlig anders einschätzen als das gewöhnlich geschieht, kehren wir zu unserm eigentlichen Thema, zu der Kritik der landläufigen cyrillomethodianischen Forschung, zurück. Zu der ganz einseitigen Einschätzung der Legenden, von der wir bisher

gesprochen haben, gesellt sich nämlich die unbedingte Herrschaft der Phrase. Alle Forscher stimmen stets in die bekannten Jeremiaden ein, wie schädlich für die Slavenwelt oder gar für Rom das kurz-sichtige Verbot der slavischen Liturgie war, wie Stephan V. und Svetopelk das beste Mittel für die Erhaltung der Slaveneinheit und Gewinnung aller Slaven für Rom unbesonnen weggeworfen hätten usw. Wahr ist das strikte Gegenteil. Die Westslaven sind Stephan V., Johann XIII. und Gregor VII. zu tiefstem Danke für das Verbot der slavischen Liturgie verpflichtet, denn diese bedingte ohne weiteres kulturelle Rückständigkeit, wie sich dies an Russen und Südslaven erwies. Slavische Liturgie machte ja regelmäßigen Schulbetrieb überflüssig und beeinträchtigte vollends die Kenntnis der die geistige Kultur allein vermittelnden Weltsprache. Mit ihr hätten die Böhmen nie ihre Kulturstufe des XIII. und XIV. Jhdts., die Polen die des XV. und XVI. erreicht, wären wohl auf dem Niveau der alten Russen und Südslaven verblieben. Die Einheit der Slaven (unter Rom) wäre ja sowieso aus geographischen Gründen schon (naturnotwendige Neigung zu Byzanz) nicht zu erhalten gewesen.

Und noch schlimmer wären die Folgen dieser Erlaubnis für die katholische Kirche. Sollte nämlich diese Kirche ihre weithistorische Aufgabe für das Abendland des Mittelalters erfüllen, so bedurfte sie dazu der starr geschlossenen, einheitlichen Front, aber in diese Front schlug die slavische Liturgie die verhängnisvolle Bresche. Das Latein der Liturgie war kein Dogma, aber es war mehr als jedes Dogma, weil es dieser Kirche ihre wunderbare Einheit sicherte. Wäre die slavische Liturgie nicht ausgetilgt, hätten auch andere Völker dieses Privileg für sich beansprucht, so war es um die Einheit der römischen Kirche geschehen, und der wichtigste Kulturfaktor des abendländischen Mittelalters war matt gesetzt; die Universalkirche wäre wohl in Landeskirchen auseinander gefallen. Und wo bliebe der Universalismus der Kultur des abendländischen Mittelalters?

Ebenso verurteilt die Phrase den bedeutendsten Slaven des 9. Jhdts.; das geringste ist, wenn man ihn des »Wankelmutes« anklagt! Svetopelk war eben kein Phantast wie Kocel, der, weil er nichts zu sagen hatte, für die slavische Liturgie schwärmen konnte; er war eben kein politischer Dilettant, wie die Ljudevit oder Rostislav, die sich schwierigen Lagen nicht gewachsen zeigten; er war eben der energische, zielbewußte Führer seines Volkes, der seine Aufgabe mit eiserner Konsequenz,

aber nur mit realen Mitteln verfolgte und sich nicht mit bloßem Schein ködern ließ; daß ihn eine feindliche Legende fornicator schalt, macht ihm, wenn es überhaupt war ist, ebensowenig Eintrag, wie den beiden größten Slavenherrschern der nahen Folgezeit, Władimir und Bolesław.

Neben der Phrase fälschte das Bild der mährischen Mission die Sucht, alles mögliche, erwünschte, in die mährischen Legenden einzuschmuggeln; man gefiel sich geradezu in dem Schaffen von Romanen, was desto leichter fiel, je dürftiger unser Wissen war. In dem schönen Buch von Lapôtre liest sich seine Darstellung von Wichings Fälschungen und von der angeblichen Geheimniskrämerei Johanns VIII. wie ein Polizeiroman des selbigen Gaboriau, weil ja Lapôtre beide Päpste (Johann VIII. und Stephan V.) weißwaschen will, was unmöglich ist. Was Lamanskij über die Chazarenreise schrieb, erinnert eher an Nestors Bericht über die Reise des h. Andreas nach Kiev (und Novgorod). Was hat man nicht alles versucht, um gegen das beredte Schweigen der Legenden die beiden Brüder oder den einen mit Boris von Bulgarien oder mit Borivoj von Böhmen zu vereinigen, als ob es in Böhmen nicht genug Regensburger Priester gegeben hätte, die Borivoj und Ludmila taufen konnten; dasselbe gilt von den Erfindungen von Snopek und Ritig. Ja, bei dem Mangel an Quellen fällt es nicht schwer, bestehende historische Zusammenhänge da anzunehmen, wo eine zufällig neu gefundene Notiz diese Zusammenhänge stören kann, wie solche Notiz umgekehrt angezweifeltes, angeblich nur legenhaftes (z. B. Method in deutscher Gefangenschaft) als historisch erweist.

Alle Sympathien und Antipathien, alle Phrasen und Tendenzen, Romane und Erfindungen hatte ich beiseite geschoben, als ich an ein genaues Verhör der Legenden selbst schritt, aber was ich heraushörte, störte so sehr die liebgewohnten Kreise, daß die einmütige Ablehnung von Seiten aller andern Forscher mich nicht befremdete; alles gegen mich geschriebene bestätigte mir nur die Richtigkeit meiner Auffassung. Gewiß, die absolute »Wahrheit über die Slavenapostel« ist uns für immer wegen des Mangels an Quellen verschlossen, aber eine relative ist aus den Legenden bei deren kritischer Behandlung zu erzielen.

Seitdem sind fünfzehn Jahre verstrichen; die Welt hat ein völlig anderes Gesicht bekommen, nur die cyrillomethodianische Forschung plätschert seelenvergnügt in ihrem ungetrübten Wässerchen weiter. Sie ist sonst sehr rührig, kann sogar mehrbändige Werke aufweisen, nur ist alles beim alten und falschen verblieben. Es reizte mich nun, an

der Hand dieser Literatur die Ergebnisse meiner Forschung nachzuprüfen, was im folgenden kurz geschehen soll, wobei jedoch von Vollständigkeit oder von chronologischer Folge abgesehen ist. Die Nachprüfung meiner Schrift von 1913 (denn nur diese verpflichtet mich) hat sie die Feuerprobe glänzend bestehen lassen; ich habe von dem damals Gesagten nichts zurückzunehmen¹⁾.

Das Werk eines Anfängers, Dr. F. Dvorník, *Les Slaves, Byzance et Rome au IX^e siècle*; Paris 1926 (Travaux publiés par l'Institut d'études slaves IV), V und 360 S. gr. 8°, behandelt in Kap. V und VII und in Teilen von Kap. VIII und IX unser Thema; es ist mit außerordentlichem Fleiße zusammengestellt (die sehr eng gedruckte Bibliographie füllt S. 323—343), aber ist im Grunde nur die Erweiterung des 3. Kapitels in dem Buche von Lapôtre, durch reichliche Belege aus der neueren Literatur, durch einige eigene, allerdings völlig mißglückte Hypothesen, durch engere Verknüpfung der mährischen Vorgänge mit den in Bulgarien, ohne den meisterhaften Styl des französischen Jesuiten. Die Abhängigkeit von Lapôtre reicht mitunter weiter, als Zitate es ersichtlich machen; z. B. die Ausführungen auf S. 203 über die mutmaßlichen Gründe der Gleichgültigkeit oder Abneigung Svetopek's gegen die slavische Liturgie hatte Lapôtre kürzer und schöner S. 139 o. vorweggenommen. Von einer Besprechung des Buches hätte ich daher ganz absehen können, wäre es nicht so charakteristisch für die gesamte bisherige Forschung, und ich stelle dieses Buch daher sogar voraus, denn es behält die typischen Züge: Wiederholung des alten, widerlegten, als ob bloße unbegründete Wiederholung das alte rettete; Verschweigen von unbequemen Tatsachen, als ob diese dadurch allein auch schon beseitigt würden; Hypothesen, desto kühner, je unbegründeter. Für den ersten Punkt gilt die ganze Darlegung Dvorník's, die ja bloße Wiederholung der alten Fabeln ist; für die beiden andern sei je eine Probe gegeben.

Da ist z. B. die Frage des Alphabets. Sie existierte gar nicht für Lapôtre (vgl. bei ihm S. 126, Anm. 3), und wir nehmen es ihm

1) Bis auf einen Irrtum; S. 90 behauptet, daß Method 881 nach Byzanz zu dem »bereits wieder von Rom exkommunizierten Photius« reiste, aber Photius ist erst nach dem 14. Dezember 882 durch Papst Marin I. exkommuniziert. Die Angabe späterer Quellen, nach der der des Byzantinismus angeklagte Johann VIII. sich wieder mit Photius überworfen hätte, was noch heute mehrfach wiederholt wird, stimmt nicht.

daher nicht übel, wenn er, der Legende folgend, frischweg behauptete (*L'Europe et le Saint-Siège à l'époque carolingienne I, Le Pape Jean VIII 872—882.* Paris 1895, S. 102): Au bout de quelques jours de travail et de prière sortait de la collaboration des deux frères un système graphique d'écriture aussitôt appliqué que trouvé. Nichts weiter. Dvorník dagegen bespricht die Alphabetfrage ausführlich (S. 161—164), forscht, was für den Historiker gleichgültig sein könnte, nach dem Ursprung ihrer Zeichen, aber übergeht wohlweislich das für den Historiker allein wichtige, wann denn Constantin sein Alphabet und die ersten Texte geschaffen hat? Wir wissen, daß Constantin lange vor der angeblichen Mission des Rostislav beides gewonnen hatte, daß es ihm kein Gott erst nach der Ankunft der angeblichen Mission einflößte, daher denn auch die Legende Constantin sofort die Frage stellen läßt: haben denn die Mährer schon ein Alphabet? (seins war längst fertig). Ist nun der Bericht der Legende über das Alphabet völlig unglaublich, verhüllt er nur die Wahrheit, so fällt schon daraus allein kein besonders günstiges Licht auf den Bericht über die angebliche Mission des Rostislav, und so hatte Dvorník allen Grund, sich über den Kern der Frage auszuschweigen, dafür über *allotria, Albanesen, Kopten usw.* sich zu verbreiten.

Ein neuer Roman zu den vielen alten. Die Reise Methods nach Byzanz 881/882 lehnten diejenigen, denen sie nicht paßte, einfach ab; andere suchten ihr Rätsel zu lösen, jeder anders. Ich riet S. 91f.: »Method fühlte den Boden in Mähren unter seinen Füßen wanken« usw. (vgl. Lapôtre S. 156: un fait si naturel de la part du missionnaire byzantin à un moment, où il avait tant besoin d'être soutenu; von einer Mission des Papstes ist bei ihm S. 156 keine Rede, obwohl das Dvorník S. 272 behauptet); statt meiner Worte unterschob mir Dvorník a. a. O. ganz anderes¹⁾). Nach ihm (S. 271—280) sind die Feinde Methods von Kap. 13 nicht dieselben wie die früheren (falsch; es

1) Er läßt mich sagen: ce voyage ... est-il argument plus éloquent de la fausseté tout à fait grecque, avec laquelle les deux frères dupèrent le Saint-Siège pendant tout leur séjour en Occident (Brückner)? Und dasselbe wiederholte wörtlich sein Nachbeter, Lavrov, in den neuen Petersburger *Jzvestija* I, 1, 1928, S. 281; das ist eine pure Erfindung der beiden Herren, gegen die ich aufs schärfste protestiere, und erwähne sie, weil auch sie für die moderne Methode charakteristisch ist, die mit Vorliebe erfindet, was nicht ist.

heißt ja ausdrücklich Kap. 13 *zloba ich*, d. i. der Leute von Kap. 12, und die Stilisierung ist die schematische, s. o., bedeutet nichts Besonderes und kann daher übergangen werden); das wären jetzt Griechen in Bulgarien und Serbien, die über die Tätigkeit Methods in diesen Gegenden, die er bei seiner Byzanzreise 881 streifte, eifersüchtig wachend nach Byzanz übel berichteten, denn Method nahm jetzt erst die Interessen im Süden seiner riesigen »pannonischen« Diözese wahr, in Gegenden, die eben an Bulgarien und Serbien stießen! Diese Seifenblase platzt, sowie man Method eine bequemere Reiseroute (über Venedig, zur See nach Dyrrhachion usw., mit Jireček) nehmen läßt. Aber diese Kombination ist auch sonst falsch, denn Method war immer nur der Erzbischof *vyšnjajá Moravy*; sein »pannonischer« Titel war nur ein papierner, denn das Kompromiß von 873 zwischen den bayrischen Bischöfen und Johann VIII. bestand darin, daß die Bayern Method (nach Mähren nur) freiließen und der Papst sein Pannonien faktisch aufgab, mochte er auch noch 879 die leere Titulatur »pannoniensis« fortführen (880 und 881 verschwindet auch diese); Method's Diözese reichte nur soweit wie das Gebiet des *Světopek*; von Pannonien war somit 881 keine Rede mehr.

Außer der ganz unzulänglichen Behandlung unseres Themas enthält Dvorník's Buch die Geschichte der bulgarischen kirchlichen Vorgänge, die wir übergehen, und eine Darstellung des moralischen und materiellen Aufschwunges Ostroms im 9. Jhd., besonders der Wiederherstellung seiner kirchlichen Organisation, die zu einer Randbemerkung herausfordert. Es spricht nämlich D. viel von der »Evangelisation« der Slaven durch Byzanz, vergißt nur, daß sich diese gerade auf die einheimischen Slaven nur wenig erstreckte. Für diese Slaven, die seit 600 unter Griechen wohnten, hatte die griechische Kirche kaum etwas übrig. Während die deutsche Kirche schon nach wenigen Dezennien eine slavische kirchliche Terminologie für ihre Slaven geschaffen hat, deutsche Kirchenfürsten slavisch lernten und in den Freisinger Texten ein bezeichnendes Denkmal ihrer Evangelisation hinterblieb, gab es in der griechischen trotz der vielen Jahrhunderte keine griechisch-slavische kirchliche Terminologie; Hellenisierung ging der Evangelisierung stets vor und so erreichte man das frühe, vollständige Verschwinden des slavischen Elementes in Hellas, Epirus, auf den Inseln; wie die griechische Evangelisation in Bulgarien bis ins 19. Jhd. sich auswirkte, ist männiglich bekannt. Darum durften auch die Brüder ihren slavischen

Versuch ja nicht um Thessaloniki, was das einfachste gewesen wäre, ausproben; nicht einmal nahe Serbien oder Bulgarien wies ihnen Photius an, sondern erst das ferne Mähren (in Kiev herrschten ja nordische Rossen), und dementsprechend erwähnt auch keine griechische Quelle ihrer mit einem Wörtchen; hätten sie nach Mähren griechische Liturgie gebracht, so hätte man ihrer doch vielleicht gedacht, aber für die slavische interessierte sich außer Photius und paar Leuten niemand unter Griechen, 863 wie durch das folgende Jahrtausend.

Desto höher schätzen wir nun den in Byzanz geradezu beispiellosen Enthusiasmus der beiden Brüder-Griechen für die slavische Sache ein, sowie den der wenigen andern, die zu ihnen eben darin hielten und vielleicht geborene Slaven waren; die beiden Legenden bezeichnen sie nur ganz allgemein s iněmi pospěšniki Const.; s iněmi jižě běachá togože ducha jegože i si Meth. Freilich werden wir uns nicht bis zu der Behauptung versteigen, daß das Werk der beiden Brüder nur natürliche Fortführung alles vorausgegangenen wäre, daß z. B. längst um Thessaloniki slavisch gepredigt wäre (daß ein völlig hellenisierter Slave auch Patriarch wurde, beweist nichts weiter); oder daß die beiden Brüder selbst in Byzanz slavisch predigten (wann denn und wo?), denn darüber schweigen sich unsere Quellen vollständig aus. Aber Constantin könnte sich wirklich mit andern wegen des Alphabetes und der Übersetzung beraten haben, die Legenden deuten es ja selbst an; geborene Slaven mögen ihm geholfen haben.

Auf Dvorník, Vertreter der angeblichen historischen Objektivität, die im Grunde nichts ist als eine durch unsere Legenden hypnotisierte Subjektivität, folge Fr. Snopek, der römische Orthodoxe, der Zeit seines Lebens (er starb 1920) mit zäher Ausdauer und reichem Wissen der Mohrenwäsche an den Brüdern und ihren unmittelbaren Jüngern oblag, so noch in seinem letzten Werke: »Die Slavenapostel. Kritische Studien, zugleich als Replik gegen meine Rezensenten«, Kremsier 1918, 488 S. Die eine Hälfte des Buches (S. 1—234) ist gegen mich gerichtet; die andere gegen Iwan Franko's Clemensstudien (Snopek sucht die Legende vom Papste Clemens zu retten) und gegen August Naegle, weil dieser in seiner Kirchengeschichte Böhmens 1915 die Taufe Borivoj's durch Method leugnete, die Snopek hartnäckig aufrecht erhält.

Mein und sein Standpunkt waren unvereinbar. Ich betrachtete beide Legenden als Werke des 9. Jhrds., geschrieben zum Teil oder

gänzlich inspiriert von Method selbst¹⁾; nach Snopk sind beide, Werke eines Photianers aus der ersten Hälfte des 10. Jhrdts., eines Clemens, der unter dem Pseudonym Chrabr den Bericht über die slavische Schrift gab, an dessen Schluß (es würden andere Antworten noch gegeben usw.) wohl seine Biographien der Brüder angekündigt sind. Ich stehe nun stets auf dem Standpunkt der Legenden und spreche mit ihnen als ex mente Methodii, von einer hypatorischen Häresie der Franken und Römer und beachte nicht die dogmengeschichtlichen Einwände Snopk's wie alle seine andern, mögen sie in Einzelheiten theologischer Art noch so richtig sein, denn allen seinen Einwendungen gegenüber *facta loquuntur*: ein Jahr nach Methods Tode werden seine Jünger vertrieben, weil sie nicht römischer Observanz sein wollen. Je mehr wir die Gesinnungstreue dieser Jünger bewundern, die den bürgerlichen Tod (jeder Verbannte war ja vogelfrei) oder Sklaverei dem Abfall von Glauben und Gewissen vorzogen, desto verdächtiger erscheint uns die römische Orthodoxy ihres Meisters und da hilft keine Kasuistik und Interpretationskunst. Snopk weist mir weiter eine Menge Widersprüche, Inkonsistenzen und Plagiate (aus seinen eigenen Schriften) nach, aber auch das berührt mich nicht. Ich änderte seit 1903 manches, denn 1903 stand nur der Hauptgedanke fest; für Einzelheiten galt das dies diem docet. So wußte ich z. B. 1903, daß der kral ugorskij ein deutscher König sein mußte, aber nicht welcher; ich riet falsch auf Karlman, bis die Rücksicht auf die chronologische Exaktheit der Legende auch mit mathematischer Sicherheit Karl den Dicken und seinen Besuch der Ostmark von 883 erkennen ließ. 1903 glaubte ich noch an die Gerichtsverhandlung in Glaubenssachen von Svētopelk der Clemenslegende; erst später verwarf ich sie ganz, weil ihr nur das Faktum zugrunde liegt, daß die Methodianer den verlangten Observanzeid nicht leisten konnten oder wollten. Einen früheren Einfall, warum Venedig zum Disputationsort gewählt wurde (ihn griff Schubert, s. u., auf), versah ich selbst später mit einem Ausrufungszeichen als Unsinn usw.; das stete neue Durchdenken der

1) Daß die Methodlegende noch bei Lebzeiten Svētopelks vor 895 entstand, beweist vielleicht der Schluß von Kap. 10: »Mähren begann sich auszubreiten nach allen Seiten und seine Feinde unwandelbar zu besiegen, wie sie (Mährer) es selbst immer behaupten.« Nach Svētopelks Tode hätten wir eher erwartet: *jako i sami povědachą prisno*; denn mit der Ausbreitung und den Siegen war es in Mähren nach 895 für immer vorbei.

Materie brachte mich selbst, auch ohne Plagiate, zu neuen Erkenntnissen und Vermutungen. Mich verpflichtet nur meine letzte, systematische Erörterung der Materie in einer besonderen Schrift und ich überlasse gern andern das Vergnügen, mir aus älteren Rezensionen und polemischen Aufsätzen Widersprüche und Übertreibungen nachzuweisen. Snopeks Polemik gegen mich bricht schließlich plötzlich ab, beim Brief des Papstes an Method von 881, denn nachher ist nichts mit Method anzufangen: aus den letzten Kapiteln der Legende mit der Reise nach Byzanz usw. ist auch beim besten Willen nichts für die römische Orthodoxie, wohl aber alles für das strikte Gegenteil herauszupressen. Bei diesem unsren prinzipiellen Gegensatz gebe ich alle Einzelheiten preis und verzichte auf alle Polemik.

Snopek verwechselte stets seine frommen Wünsche mit Taten Methods. So ließ er den Erzbischof gegen das päpstliche Verbot der slavischen Messe ehrerbietigst »remonstrieren«, schade nur, daß Johann VIII. nichts davon weiß. So ließ er den Papst die slavische Messe für Methods Diözese anbefehlen, während der Papst nur anbefahl (*praecipimus*), daß der Fürst und seine iudices auf ihren Wunsch die Messe lateinisch hören sollen, während er die slavische Messe in so verklausulierter Weise nur gestattete, daß man sein Widerstreben förmlich anmerkt —, vielleicht ließ sich dieser, mehr Welt- als Kirchenfürst, durch die Aussicht auf Gewinnung des Balkans und der Bulgaren mittels der slavischen Liturgie von Method umstimmen. So ließ Snopek den Method in seiner Diözese herumreisen, also auch ihren böhmischen Sprengel besuchen und Borivoj taufen, schade nur, daß Borivoj längst vor Method getauft war, denn es gab nicht umsonst christliche duces in Böhmen seit 845.

Zudem goß er die vollen Schalen seines Zornes über »Dr. Brückner's frivole und unziemliche Sprache« aus; machte mir die naivsten Einwände, z. B. woher ich wüßte, daß in Bulgarien unter Zar Simeon slavisch liturgiert wurde; mißverstand mich absichtlich, z. B. über die nationale Kirche im Mittelalter; hielt sich darüber auf, daß ich Philologieprofessor nichts für die philologische Deutung der Legenden getan habe, wo er doch, der Nichtphilologe, mancherlei dafür geleistet hätte usw. Manches über Kirchendisziplin und Dogmatisches habe ich ja aus Snopeks Buch gelernt, nur änderte dies nichts an meinen Hauptausführungen.

Während sich Snopek die Einsicht in das Werk der Slavenapostel durch seine römische Einseitigkeit versperre, erzielte dasselbe Fehl-

resultat, aber auf völlig anderem Wege, der protestantische Kirchenhistoriker Hans von Schubert in seinem Handbuch: Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, 1921, S. 518—529, was zurückgeht auf seinen Vortrag: »Die sogenannten Slavenapostel Constantin und Methodius« usw. (Heidelberger Sitzungsberichte 1916, 32 S.). Sch. schaltete nämlich die Legenden aus, beschränkte sich auf die gleichzeitigen Briefe, um »die wissenschaftliche Behandlung endlich auf festen Grund zu stellen«. Nur das umgekehrte ist ja möglich; man kann nach den drei Legenden, zu denen die uns trotz ihres hohen Alters unnütze italische natürlich nicht gehört, ein Gesamtbild des Lebenswerkes der Brüder ohne weiteres schaffen; aus den Briefen allein ist dies ganz unmöglich; es taucht mit einmal auf und verschwindet ebenso rasch Methodius allein, wie ein Meteor am dunklen Himmel. S. 27—30 bespricht dann Sch. auch die Legenden, aber in der ganzen riesigen cyrillomethodianischen Literatur ist nie in kleinerem Umfang mehr zusammengefaltet worden.

In Befolgung des kurzsichtigen *quod non est in actis, non est in factis*, zweifelt Sch. alles an, was nur die Legenden überliefern, also den ersten Aufenthalt in Mähren (»falls er überhaupt historisch ist«, als ob ohne diesen Aufenthalt alles folgende möglich gewesen wäre); die Annahme des Namens Cyril durch Constantin wäre wohl erfunden, um den Namen cyrillisches Alphabet zu deuten (!). Im Handbuch hat er wenigstens dies letzte nicht wiederholt, dafür anderes zugefaltet, z. B. daß die Ulfilasbibel in Cherson dem slavischen Ulfilas sogar die Veranlassung zur Bibelübersetzung hätte geben können. Ihn quälen Zweifel über die Klemensreliquien, wie hätte die mährische Landeskirche (!) ihr Wegführen geduldet (!), wie hat Constantin sich mit diesem Schatz herumtragen können? »auch bei Annahme des mährischen Aufenthaltes wird man nur an einen direkten Transport aus dem Orient denken können« — selbstverständlich blieb der größte Teil der Reliquien in Cherson und kam daher von da nach Byzanz und Kiev; Constantin hat aus Cherson nur einzelne Bruchstücke weggeführt. Der Aufenthalt in Rom hätte dann die Brüder ins römische umgearbeitet, doch wäre die Romanisierung Methods in Rom nicht vollständig gelungen usw.

So strafte sich selbst die Mißachtung der Legenden. Daß Sch. mit mir auf Grund von Übersetzungsfehlern bei Miklosich polemisiert, sei nebenbei erwähnt, aber wer sich ein Urteil über slavische Texte

anmaßt, sollte etwas davon auch verstehen. Der Versuch, endlich festen Boden für die Forschung zu schaffen, ist gründlichst mißlungen.

Den Vogel in Erschöpfung der gesamten Materie schoß das Werk eines Orthodoxen ab, das ausführlichste der Art, das wir bisher besitzen, ein musterhaftes Repertorium der cyrillomethodianischen Literatur, das über jede Einzelheit (auch über Cherson, Chazaren, Bibelübersetzungen in Landessprachen, Vorlagen der slavischen Bibel usw.) erwünschten Bericht gibt, Zeugnis unsäglichen Fleißes.

Die Ukrainer waren bisher, außer Arbeiten von Ivan Franko, die auch im Archiv auszugsweise oder vollständig erschienen, in dieser Literatur wenig vertreten. Diese Lücke füllte jetzt auf breitesten Grundlage Ivan Ohijenko aus, Professor des Kirchenslavischen am theologischen orthodoxen Studium in Warschau, durch ein vierbändiges Werk, von dem die beiden ersten Bände erschienen: *Kostjantyn i Mefodij, ich zittja ta dijalnist?* *Istoryčno-literaturna monografija*, Band I, Warschau 1927, 324 S.; Band II, 400 S. und 23 Abbildungen. Beide Bände umfassen nur das Leben der Brüder; ein dritter wird alle slavischen Texte abdrucken; ein vierter wird »Entstehung des Alphabetes und der Literatursprache bei den Slaven« behandeln. Namentlich die slavische Literatur, zumal die russische und polnische, ist wohl geradezu erschöpft. Die Darstellung ist in kleine Paragraphen nach den Legendenkapiteln gegliedert, deren jedem stets das Verzeichnis aller darüber handelnden Stellen in fremden Werken angehängt wird, mitunter auf vier, fünf Seiten, jedenfalls zu viel des Guten, da drei- und vierfache Wiederholungen nicht ausbleiben; der vierte Teil (bibliographische Übersicht der cyrillomethodianischen Literatur, S. 199—254) bringt auch alles das wieder, was schon vorher einzeln genannt war, und dasselbe geschieht im fünften Teil (historisch-bibliographische Übersicht der Quellen selbst, S. 255—361). Die nicht-slavischen Schriften treten allerdings etwas zurück, z. B. meine deutschen Schriften, die Verf. wohl kennt, aber er hält sich nur an meine veralteten polnischen Aufsätze. Der Verf. verliert sich in alle möglichen Einzelheiten, z. B. S. 340—359 handelt über alle alten Bildnisse der Brüder, S. 190—198 über ihre Kanonisierung usw.; es ist mit einem Worte die vollständigste Übersicht nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der populären Literatur, aus Anlaß der verschiedenen Jubiläen von 1863, 1869, 1885 und 1927, und wir sind dem Verf. dafür nur zu Dank verpflichtet, zumal er sich nicht mit bloßer An-

führung der Titel und Stellen begnügt, sondern oft ausführlich auf den Inhalt des Buches selbst eingeht.

Anders verhält es sich mit seiner Kritik und Methode. Zwar beschränkt er sich meist auf bloßes Registrieren der entgegenstehenden Meinungen und vertröstet uns auf die Forschung der Zukunft, die das Entscheidende bringen wird, sonst hält er an allen alten Fabeln fest und verteidigt die eine durch die andere, als ob Fabel + Fabel etwas anderes als doppelte Fabel ergäbe, z. B. den kral ugorskij durch den kral moravskij u. a. Nur ein, freilich das krasseste Beispiel seiner Methode sei ausführlicher zitiert. Es handelt sich um Bd. I, S. 94—122, und II, S. 84—121: das russische Evangelium und Psalter in Cherson sowie die Eigentümlichkeiten der Übersetzung beider Brüder. Verf. bewundert die Vollendetheit dieser Übersetzung und folgert daraus, daß sie nicht die erste slavische literarische Leistung sein könnte, daß ihr andere vorausgegangen sein müssen, und findet diese anderen auch in jenen »russischen«, die natürlich aus Kiev stammen und von einem Kiever, der von den Brüdern gehört hatte, nach Cherson gebracht sind. I, S. 120, faßt die Resultate seiner Forschung zusammen: silu věči priim heißt: »Constantin lernte die Kiever Aussprache (síla 'Accent')«, die von der seinigen abwich (der Kiever sprach vira, er vjara usw.); um die Mitte des 9. Jhdts. wurden die liturgischen Texte in Kiev nach der lebenden Sprache ausgesprochen; hier gab es den Anfang des cyrillischen Alphabetes usw.; vskorě nača česti i skazati = (Constantin) begann bald gut kievisch (po kijevskomu) lesen und sprechen; die ukrainischen Übersetzungen hat Constantin unbestreitbar für die seinigen ausgenutzt — aber dasselbe hat schon vor 50 Jahren Il'ovajskij behauptet (»es war nicht nötig, die slavische Schrift zu erfinden und das Evangelium zu übersetzen, da die Brüder beides schon in Cherson gefunden haben«), nur wer hat je Il'ovajskij (und Hilferding mit seinem Chazarendisput in slavischer Sprache) ernst genommen? Ohijenko legt Gewicht darauf, daß Konstantin »beséďovav« mit dem Manne, der »russisch« kannte, folglich mußte er seine Sprache verstehen, die unmöglich gotisch gewesen sein kann, denn »gotisch« kannte ja Constantin noch nicht, lernte es erst — folglich muß es »ukrainisch« gewesen sein. Selbstverständlich sprach der Grieche Constantin in der griechischen Stadt mit dem Manne griechisch, das der Krimtote in Cherson wohl kannte, und so platzt diese Seifenblase. Triumphierend beruft sich dann

Ohijenko I, 103 f. auch darauf, daß Hruševskij früher diese Angabe der Legende über die russ. Texte verwarf, aber jetzt (Gesch. d. ukrain. Lit., 1923, II, 12) etwas anderer Meinung geworden ist: »Die Sache ließe zu denken übrig, jedenfalls wäre es vorzeitig, ein Kreuz darüber zu machen, vielleicht wird sich doch noch daraus etwas herauswürgen (vydusyty) lassen zur Beleuchtung der alten griech.-slavischen Schwarze Meerberührungen, deren Tradition unklar erhalten wäre in der Mission Constantins nach Chazarien und Ruš« (!). Wie schade, daß patriotischer guter Wille allein nicht hinreicht, Geschichte zu erfinden¹⁾.

Nach dieser Probe der kritischen Veranlagung des Verf. erübrigte sich ein näheres Eingehen auf das Werk, das nicht einen Fortschritt unseres Wissens bedeutet, sondern nur die Summierung der bisherigen Forschung, mitunter allerdings etwas einseitig und nicht frei von allerlei Entgleisungen, z. B. I, 108 »Kocel mußte Rostislav gehorchen, denn dieser hat ihn eingesetzt« (!); S. 192—198 verharrt bei der Annahme der Tätigkeit der Brüder in Bulgarien; S. 219—241 erschöpft die Frage der »dreisprachlichen Ketzerei« und die Disputation in Venedig S. 250—258 (die aus einem verloren gegangenen Werke des Constantin stammt!), aber die Disputation mit den Juden in Chazarien wird abgefertigt auf ein paar Seiten (135—139); im Grunde gibt Verf. nur die Übersetzung einer Probe daraus. Er erwähnt mit keinem Worte die merkwürdige wörtliche Übereinstimmung mit der Tolkovaja Paleja auf S. 188 der Ausgabe von Pastrnek: nikotoryj bo ot těch javljajet (obrětajet, Paleja) se dvoja ženā iměv, no tokmo Avraam i sego (togože, P.) radi uda togo urězajet prěděl daję ne prěstapati jego dalje, no po prvujiemu sъ vrstiju Adamovu obraz daję pročiim v to choditi (urězati povelě da ne prěstupajet dalje no byti po pervomu sverstiju Adamovu obraz daja pročiim v těch choditi velja, Paleja) usw. Geringfügiger ist die Übereinstimmung mit dem alten Kommentar zu den Propheten, z. B. auf S. 178 (to kako glagoljat — a inogo cěliti) und S. 185 (vozdvignet bog — ostavit se).

1) Zu den Verwüstungen, die das »rossische« Evangelium in den Köpfen angerichtet hat, hat auch Ilijinskij sein Scherflein beigetragen, Slavia 1924, III. 45—65: nach eingehendem Bericht über die bisherige Forschung entscheidet sich auch er für »gotisch«, aber läßt die Schreibung ruškij (die nichts bedeutet. vgl. raškij zu Rasa, worauf Lavrov aufmerksam machte), aus *pruškij und dieses aus *fružkij (fružlskij) = fränkisch oder gar spružkij entstanden sein, was natürlich völlig überflüssig ist, weil die richtige Lesart ros̄kij jeden Zweifel ausschließt.

Der zweite Band bringt reichliche Nachträge zum ersten; von diesen sei einer als Plus gebucht. S. 362 erwähnt O. die haarsträubenden Einfälle Pogorěłovs (Bratislava I, 1927): *O národnosti apoštolov slavianstva*: die Brüder als Slaven hätten nicht gut griechisch gekannt, daher die Fehler in ihrer Übersetzung, hätten beim Übersetzen in die lat. Vulgata geguckt usw.; O. widerlegt kurz alle diese Einwände und beharrt bei der griechischen Nationalität der Brüder¹⁾.

Es sei nochmals betont, daß O.s Werk durch die Zusammenfassung des uns schwer zugänglichen russ. Materials sehr verdienstlich ist; man erfährt z. B. (I, 49), daß Russen schon 1848 wußten, wer der Jüngling Nestor (Pastrnek 163) war, was uns allen unbekannt blieb u. dgl. m.

Eine populäre Darstellung ist Dr. Fr. Grivec, *Slívanska apostola Sv. Ciril in Metod*, Laibach 1927, 180 S., die ich nur aus der Anzeige von Pastrnek (Slavia VI S. 493ff.) kenne; sie ist im römischen Sinne gehalten; ebenso sind mir seine slovenischen und böhmischen Untersuchungen über »die Rechtgläubigkeit der Brüder« sowie über »kirchliches Primat und Einheit im byzantinischen Sinne« (Laibach 1921 und Kremsier 1926) unbekannt, aber Grivec resümierte sie in der Slavia II, 1923, S. 44—60, »die Quellen der cyrillomethodianischen Theologie«. Er geht vorsichtiger zu Werke als Snopek, erkennt den byzantinischen Patriotismus Methods an und versucht den Brüdern eine Stellung über den Parteien zu wahren. In Wirklichkeit konnten Griechen und Römer bis 867 ein sehr weites Stück Weges friedlich zusammengehen; griechische Mönche riefen willig Roms Autorität an (Photius war Laie) in ihrem Kampf gegen die Eigenmacht der Kaiser; man hat sogar annehmen wollen, Photius hätte den Streit um das Filioque gar nicht aufgerührt, wenn ihn nur Nikolaus I. anerkannt hätte. Also erklärt sich leicht die ehrenvolle Bezeichnung der Legenden, apostolik für den

1) Ganz nebenbei sei ein bibliographisches Curiosum erwähnt. O. bekam zur Einsicht ein Gebetbuch auf Pergament, Ende des 14. Jhrd., Nowgoroder Provenienz; Randnotizen bewiesen, daß dies die Abschrift eines Gebetbuches vom J. 999/1000 wäre, das Vladimir der Gr. seinem Onkel Dobrynya geschenkt hätte (Stara Ukraina 1925). Die Freude über diese Entdeckung war aber von kurzer Dauer, denn Speranskij, *Doklady der Akademie* 1928, S. 181—184, bewies, daß jene Randnotizen von der Hand des Fälschers A. Sułakadzev (gest. 1830) stammen, der Hdss. des 14.—16. Jhrdt. mit unorthographischen Zusätzen versah, die ihr Alter ins 9.—11. Jhrdt. hinaufrücken sollten; er hat auch die Hymnen des Bojan und ähnliches Zeug fabriziert; dieses angebliche Gebetbuch des Vladimír wird schon 1841 erwähnt.

Papst, die Anerkennung der 6 ökumenischen Concile u. a. Erst nach 867 beginnt die endgültige Scheidung der Geister; 879 erkannte dann Method in Rom, wie die Erlaubnis der slavischen Liturgie nur auf Johann VIII. ruhte, daß der nächste Papst sie ebenso verbieten würde, wie Johann VIII. erst selbst verbot, wovon er wußte, daß Hadrian II. es gestattet hatte. In der Tat hat Stephan V. nicht nur die Erlaubnis Johanns VIII., die ihm naturnotwendig aufs beste bekannt war, einfach ignoriert, sondern sie geradezu ins Gegenteil verkehrt, weil sich Rom mit diesem Bruch des römischen Usus in seiner eigenen Kirche nicht einverstanden erklären konnte. Und da trennten sich endgültig die Wege Roms und Methods, und Method sicherte sich den Boden in Byzanz, aber seine römische Orthodoxie warf er einfach ab, wie dies seine nächsten Schüler sofort erwiesen.

A. Teodorov-Balan druckte die beiden Legenden und Pochvaly in »Kiril i Metodi« (Sofia 1920, 178 S.) ab und verteidigte seine Text-emendationen in dem Aufsatz, Klem trj narečenite panonski žitija (Sofia 1923); ich kenne beides nur aus den ausführlichen Rezensionen Pastrneks in Slavia I, 1922, S. 136f., und III, 1924, S. 141—144. Diese Emendationen lehnt Pastrnek meist ab, Nr. 1 (Constantinleg. 5) bestimmt zu Unrecht, wie dies der Zusammenhang offenkundig beweist. Jannis ist der Häresie überführt und abgesetzt, beklagt sich über diesen Gewaltakt, weil man seine Worte nicht zu widerlegen vermochte; darauf ordnen Kaiser und Patrizier den »Philosophen« an, schicken ihn gegen Jannis und lassen ihm sagen: wenn du diesen Jüngling widerlegen kannst, wirst du deinen (Bischofs)stuhl wieder erlangen. Jannis aber erblickte den Jüngling und sagte etc.: ašte možeši junose sego preprati, to paky stoł svoj priimeši kann nichts anderes bedeuten, und Ohijenko I 49 übersetzt richtig: jaksčo peremožeš čoho junaka, to znova sjadesz na svij stil. Junoše ist acc. (für -ša, -še), nicht voc., wie Miklosich und Pastrnek falsch übersetzen: si potueris, iuvenis, hunc convincere, tum cathedram tuam recipies — aber stoł ist immer Bischofssitz und paky ist denuo 'wieder', nicht tum 'dann'. Daß die allein richtige Übersetzung etwas ganz Unmögliches ergibt, hat nichts zu sagen, denn »diese ganze Szene ist fingiert, in Wirklichkeit hat keine solche Disputation stattgefunden«! Das sagt heute Pastrnek, der 1902 an der Wirklichkeit dieser Disputation gar nicht gezweifelt hatte, wie sie Dvorník und Ohijenko gegen meine Behauptung noch heute nicht anzweifeln. Es freut mich konstatieren zu können, daß die Wahrheit zu marschieren beginnt.

Andere Lesungen und Erklärungen Teodorov-Balans sind falsch; *prědržę* ist richtig, nicht *prědržej*; *dobre děje* ist unmöglich *Voc.*; in *Const.-Leg.* 11 zu Ende ist nach *voljeja* nichts ausgefallen, die darauf folgenden Worte sprechen noch immer die Chazaren selbst, man muß nur mit einer guten Hds. *nas* statt *vas* der andern lesen; *usužše* *Meth.* 17 ist sicher nicht »eingesorgt habend« und noch weniger paßt die Übersetzung von Miklosich und Pastrnek *re considerata*. Method ist gestorben: *usužše že ji svoi učenici i dostoynjy čl̄stvi stvorše*: der Sinn scheint zu verlangen: als seine Jünger ihn betrauert (otužše oder ähnlich) und die gebührenden Ehren erwiesen hatten. *Systrebišę* ist richtig, wenn auch ungewöhnlich, es fehlt nichts; *kazav blagodati* ist unrichtig, aber die Besserung fällt schwer.

Das Buch von N. L. Tunickij, *Sv. Kliment, episkop slovenskij, ego žizn i prosvětitelnaja dějatelnost'*, Sergijev Posad 1913, XI und 290 S., hat noch Jagić, *Archiv* 34, ausführlich angezeigt; er erwartete, daß ein zweiter Band den schriftlichen Nachlaß des Bischofs erörtern würde. Statt dessen ist Tunickij an die Herausgabe aller griechischen und slavischen Texte über die Jünger Method's geschritten und druckte davon das erste Heft 1918 ab, das den Hauptteil der ausführlichen Clemenslegende mit kritischem Kommentar und russischer Übersetzung enthält: eine Fortsetzung wird wohl nicht mehr erscheinen. Tunickij hält an seinen bekannten Ausführungen fest, verteidigt gegen Muretov seine Emendationen, namentlich die entscheidende Kap. 22 z. C.: *πάντα . . . Κλήμης τοῖς Βουλγάροις ἡμῖν παρέδωκε* (wonach der Verf. der Legende sich selbst als Bulgaren bezeichnen würde); für *ἡμῖν* liest Tunickij *ὑμοῖς*, was in den Sinn wohl paßt, aber nicht unbedenklich ist. Besonderes Gewicht legte Tunickij auf die Reste einer griechischen »Chilandarschen Erzählung«, aus der der späte Clemensbiograph Athanasius von Paros schöpfte; S. 39 versteigt sich T. zu der Vermutung, ob sich nicht dahinter verstecke »die alte griechische Grundlage der pannonischen Legenden, die Miklosich und Voronov für diese angenommen haben«. S. 34f. werden 17 Eigentümlichkeiten jener »Chilandarer Erzählung« gegenüber den Legenden aufgezählt, aber keine einzige ist entscheidend, alle können auf unwillkürlichen oder willkürlichen Erweiterungen des Textes der Legenden beruhen; eher fallen auf einige (6) Übereinstimmungen mit den Texten der Prologie. Nebenbei sei erwähnt, daß T. auf der Wirksamkeit Methods in Bulgarien verharrt (S. 68—72): der Clemensbiograph hätte

seine diesbezügliche Nachricht nicht aus einer unklaren Tradition, sondern aus einer verloren gegangenen schriftlichen Quelle; nicht umsonst hieße Method der Maler jenes Bildes, das den Boris bekehrt haben soll. Das Buch trägt ausgesprochene orthodoxe Färbung.

Die Papstbriefe lassen uns einige Einzelheiten im Wirken Method's allein genauer erfassen. Das vollständige Lebensbild beider Brüder gewähren uns die mährischen Legenden und nur diese allein. Die italische Legende loben sich die Forscher, die kein Slavisch verstehen; wir andern bedürfen ihrer gar nicht, weil uns ihre slavischen Vorlagen zugänglich sind. Ihr Verfasser scheint Slavisch, Griechisch und Lateinisch gekannt zu haben und ich riet daher auf Gorazd, der auf den Wunsch von Method die Constantinbiographie für die römischen Verehrer von Clemens und Constantin zusammengestellt hätte, daher alles übergehen konnte, was die Römer nicht interessierte (die theologischen Disputationen, Jannis, Araber u. a.), dafür bei der Auffindung der Clemensreliquien und dem Aufenthalt Constantin-Cyrills in Rom besonders verweilte; Method hätte dieses Schriftchen bei seiner letzten Romreise 879 mitgenommen. Wäre dies richtig, so wäre die Constantinlegende schon vor 879 vollendet. Beide mährische Legenden weichen von einander völlig ab; die weitläufige Constantinlegende enthält zu drei Viertel bloßen Lehrstoff, Apologie des Christentums für Slaven; die Methodlegende bietet in ihrer Gedrängtheit nur Fakta. Beide sind original, d. h. beruhen auf keiner fremden, griechischen Vorlage, mag auch die Constantinlegende auf zwei griechische Texte Constantins verweisen; diese ausdrückliche Verweisung bedeutet wohl, daß (im Gegensatze zu vielfachen modernen Vermutungen) Constantin keine Aufzeichnung der andern Disputationen gemacht hat, auf die der Bericht zurückgehen könnte. Beide Legenden sind von unschätzbarem Werte, eben weil sie unsere wichtigste, großenteils einzige Quelle darstellen; nur folgt daraus noch lange nicht, daß man vor ihnen auf jede Kritik verzichten müßte, sind sie doch stark tendenziös (lassen keinen Zweifel an der Rechtgläubigkeit der Brüder aufkommen), übertreiben stark, rücken sich die Tatsachen stark zurecht. Dies zu erweisen, sowie Einzelheiten des schlecht überlieferten Textes zu berichtigen, war der ausschließliche Zweck meiner Schrift von 1913, und ihre Beweisführung ist unerschüttert geblieben.

A. Brückner.

Tolstoj als Bibelexegetiker.

Joh. Ackermann, Tolstoi und das Neue Testament.
Leipzig (Druck von B. G. Teubner) 1927. 127 S.

Das vorliegende Buch ist die Arbeit eines Theologen. Sein Grundproblem ist die Frage, ob sich Tolstoj für seine ethisch-religiösen Lehren mit Recht auf das Neue Testament beruft oder nicht. Den Weg zur Lösung findet der Verfasser in einer ausführlichen Paralleldarstellung der Lehren über Eigentum, Staat und Ehe, wie sie sich bei Tolstoj und im Neuen Testament finden. Das Ergebnis lautet — für uns nicht überraschend — negativ.

Das Buch im Ganzen zu würdigen, ist mehr Sache der theologischen als der slavistischen Fachkritik. Es ist unter theologischen Gesichtspunkten geschrieben und arbeitet ausschließlich mit Übersetzungen und nichtrussischer Literatur. Die Zusammenfassung, die es bietet, kann auch dem an Tolstoj interessierten Philologen nützlich sein. Aber leider ist dem Verfasser infolge seiner Unkenntnis des Russischen eine der wesentlichen Quellen für sein Thema unzugänglich geblieben, ein Werk freilich, das auch sonst in der Tolstojliteratur wenig Beachtung gefunden hat, obwohl es für die Psychologie Tolstojs recht wertvoll ist: die große Evangelienharmonie »Soedinenie, perevod i izslēdovanie četyrech evangelij« von 1880. Auf diese Weise ist das interessante Problem der Evangelienkritik Tolstojs, über das man von einem Werk mit dem Titel »Tolstoi und das Neue Testament« wohl neue Aufschlüsse erwarten dürfte, bei Ackermann etwas dürfig weggekommen. Er war dafür auf die weitverbreitete kleine Evangelienharmonie angewiesen, die unter dem Titel »Kurze Darlegung des Evangeliums« auch ins Deutsche übersetzt vorliegt. Das größere Werk ist niemals übersetzt worden; aber ohne dieses ist es schlechterdings unmöglich, sich eine Vorstellung zu machen von dem Ausmaß ungeheuerlichster Willkür in der Behandlung des Evangelientextes, die sich Tolstoj gestattete, von vornherein bestrebt, im Evangelium die Bestätigung seiner eigenen, schwer errungenen religiösen Erkenntnisse zu finden.

Die knappen Ausführungen, die Ackermann (S. 108f.) auf Grund des kleineren Buches gibt, genügen nicht. Sie lassen vor allem nicht erkennen, wie Tolstoj sich am Urtext selbst abgemüht hat, ausgerüstet

mit einer entschieden unzureichenden Kenntnis des Griechischen — er hat bekanntlich erst als Vierziger Griechisch gelernt, eben um das Evangelium in der Urform lesen zu können —, ferner mit einiger zufällig zusammengeraffter exegetischer Literatur und einem gewaltigen Quantum vorgefaßter Meinung.

Von der Art seiner Textkritik gibt ein beliebig herausgegriffenes Beispiel — zunächst gewählt, weil es sachlich ganz indifferent ist — einen Begriff. Tolstoj behandelt — Soedinenie (Verbotene Schriften Tolstojs Bd. 3, Christchurch 1906) S. 69 — den Satz Luc. 4, 12: *καὶ ἀποκριθεὶς εἶπεν αὐτῷ δὲ Ἰησοῦς, οὐτι εἰσῆγεται οὐκ ἐκπειρόσσεις Κύριον τὸν θεόν σου.* An dem Sinn dieser Worte kann eigentlich kein Zweifel sein; die slavische Übersetzung, die Vulgata, Luther weisen nicht die geringste Differenz auf: »Jesus antwortete und sprach zu ihm: Es ist gesaget: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.«.

Tolstoj macht daraus: »и отвѣчалъ ему Іисусъ и сказалъ: *потому что* сказано: Не испытай Бога твоего«, und hebt das als Verbesserung hervor mit der ausdrücklichen Erklärung:

У Луки стоитъ въ этомъ мѣстѣ *быть потому что*. Иисусъ говоритъ: Потому что написано: не испытай Бога; т. е. говоритъ: »Я не брошуся внизъ, потому что написано: Не испытай«.

Bei derartigen Interpretationskünsten ist eine Diskussion nicht möglich, es sei denn, daß sie sich auf das Gebiet der griechischen Elementargrammatik begeben wollte. Was diese »Besserung« des Textes soll, ist nicht zu erkennen; an anderen Stellen, sogar noch auf derselben Seite einige Zeilen höher, hat Tolstoj das *быть* ganz richtig verstanden. Am Sinn des Satzes ändert die Emendation nichts. Ich kann hier nichts anderes als eigenwillige Spielerei erkennen.

Sehr viel weniger harmlos ist die Behandlung des Verses Matth. 5, 32, des berühmten Satzes über Ehebruch und Ehescheidung, der in Tolstojs Lehren eine so wesentliche Rolle spielt. Er lautet im Original: *ἐγὼ δὲ λέγω ὑμῖν, οὐτι πᾶς δὲ ἀπολύων τὴν γυναῖκα αὐτοῦ παρεκτὸς λόγου πορνείας ποιεῖ αὐτὴν μοιχευθῆναι.* Der slavische Text übersetzt etwas mißverständlich: *и́кѡ всѧкъ ѿпѹрлѧй жеиѣ́ свою, рáзвѣ́ словесе́ лююд’кинагѡ, твори́тъ ѿ прелюбо-д’кисткокати.* Bei Luther heißt es: »Wer sich von seinem Weibe scheidet (es sei denn um Ehebruch), der macht, daß sie die Ehe bricht.«.

Für Tolstoj sind die Worte *παρεκτός λόγου πορνείας* unbequem. Sie stehen mit seiner Lehre von der unbedingten Verbindlichkeit jeder geschlechtlichen Gemeinschaft im Widerspruch. Es ist in diesem Zusammenhange gleichgültig, ob sie wirklich, wie Ackermann S. 70 meint, ein Theologumenon des Matthaeus und also sekundärer Einschub sind. Tolstoj (S. 265) hat zunächst auch daran gedacht, sie aus seinem Text zu streichen, hat sich dann aber doch für die unbequemere Methode des gewaltsamen Umdentens entschlossen. Er zieht die drei Worte, die offenbar zu *ἀπολύων* gehören, zu *ποτεῖ*, ohne Rücksicht darauf, daß damit das Wort *λόγου* gänzlich sinnlos wird, und übersetzt nun so:

Кто если разойдется съ женою, тотъ кромъ того, что *это* распутство, — вводить ее въ блудъ.

Damit ist der klare Wortsinn glattweg vergewaltigt. Ins Griechische zurückübersetzt könnte Tolstojs Fassung nimmermehr den Wortlaut des Originals ergeben. Der Sinn des Satzes ist in sein Gegenteil verkehrt: die Scheidung vom Weibe ist(!) Hurerei oder Liederlichkeit oder wie man распутство sonst übersetzen will. Auf die Weise fühlt sich Tolstoj berechtigt, seine eigene Auffassung für »bewiesen«, in der Bibel begründet zu halten. Eine der Selbsttäuschungen, wie sie für seine alogische Natur typisch sind.

Es wäre keine leichte, keine erfreuliche und wahrscheinlich auch keine sehr fruchtbare Aufgabe, dem kritischen Theologen Tolstoj methodisch auf allen seinen Gängen zu folgen. Aber in dem Gesamtbild des merkwürdigen Phänomens nehmen die bibelkritischen Bemühungen doch einen breiteren Raum ein, als die übliche Betrachtung weiß und anerkennt. Mag Tolstojs Christentum eigener Prägung, wie sich auch aus Ackermanns Darstellung erneut ergibt, im Grunde mit dem Christentum des Neuen Testaments wenig Gemeinsames haben, so ist Tolstoj in seinem Ringen mit Gott und mit sich selbst eben doch von der Schrift ausgegangen; mag seine Christusfigur noch so verzerrt und mißverstanden sein, sie ist doch nur eine Metamorphose des neutestamentlichen Christus. Und darum möchte man wünschen, daß die Forschung auch den Exegetiker Tolstoj nicht ganz vernachlässige.

Ortsnamenforschung und Schallanalyse

mit Rücksicht auf Simon Pircheggers Buch
»Die slavischen Ortsnamen im Mürzgebiet«¹⁾.

Daß die von Eduard Sievers begründete schallanalytische Forschungsmethode Erkenntnismöglichkeiten aufgezeigt hat, die vorher nur gehahnt oder unsicher tastend berührt worden waren, wird kaum jemand leugnen, der sich der Mühe unterzogen hat, die Untersuchungen des genannten Forschers und seiner Schüler eingehend und unvoreingenommen zu prüfen. Auf Schwierigkeiten und Mängel der Methode hat ja Sievers selbst des öfters hingewiesen²⁾ und noch unzweideutiger spricht sich sein erfreulicherweise sehr vorsichtig zu Werke gehender Schüler Fritz Karg über die Grenzen der schallanalytischen Erkenntnismöglichkeiten aus. Ich setze jene Worte, die seine Stellungnahme kennzeichnen, hierher: »Ich halte die Schallanalyse, das sei offen gesagt, für kein Allerweltsmittel. Sie hat . . . ihre Grenzen und bedarf vor allem in dem Anfangsstadium, in dem sie sich noch befindet, schärfster Selbstkontrolle und der weitgehenden Stützung ihrer Resultate mit Hilfe anderer, bereits erprobter Methoden. Erst wenn sie genügend Sicherheit in der Beweisführung zu geben vermag und eine Reihe einwandfreier Ergebnisse vorweisen kann, wird man ihr das Recht zuerkennen dürfen, selbständig vorzugehen. Immerhin soll man gerecht sein und von der neuen Methode nicht mehr verlangen als man billigerweise von den andern gefordert hat.« Diesem von echt wissenschaftlichem Denken zeugenden Bekenntnis, das Kargs Aufsatz über »Sprachwissenschaft und Schallanalyse« in der Streitberg-Festschrift »Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft« (S. 125) beschließt, wird man voll und ganz zustimmen können ebenso wie den besonnenen und treffenden Ausführungen Fritz Kargs und Gunther Ipsens in deren gediegenem Buch »Schallanalytische Versuche, eine Einführung in die Schallanalyse«³⁾. Die dort gebotenen Proben und Erläuterungen bleiben eben, obgleich die oft schwungvolle Ausdrucks-

1) [Veröffentlichungen des Slavischen Inst. a. d. Friedr.-Wilh.-Universität Berlin, hrg. v. M. Vasmer, Bd. 1], Leipzig (Markert u. Petters) 1927. XXXI u. 239 S., 1 Karte, 8°.

2) Vgl. z. B. »Ziele u. Wege der Schallanalyse« S. 66 u. 69 in »Stand u. Aufgaben der Sprachwissenschaft« [Festschrift f. W. Streitberg, 1924].

3) Germ. Bibliothek II. Abt., 24. Bd. [1928].

weise von der aufrichtigen Begeisterung der beiden Herausgeber für den von ihnen vorgetragenen Gegenstand zeugt, durchaus im Bereiche jener Sphäre, in der die schallanalytische Methode ihr eigentliches Betätigungsgebiet gefunden hat: Daß man aus dem Klangcharakter einer Sprachprobe den Verfasser zu erkennen, aus Klangstörungen Einschübe und Auslassungen zu erschließen und mit Hilfe dieser Methode unter Umständen zu wertvollen Feststellungen über die Ausdrucksweise und das Ausdrucksvermögen ganzer Stämme und Völker zu gelangen vermag, wird jeder, der für solche Untersuchungen überhaupt Sinn und Veranlagung hat, gerne zugeben, wenn auch vielleicht mit dieser oder jener Einschränkung.

Nun hat aber freilich Sievers selbst das für schallanalytische Versuche geeignete Gelände bereits des öfters überschritten und sich ganz bewußt auf ein Gebiet begeben, das zum Zwecke schallanalytischen Forschens m. E. nur unter ständiger Berücksichtigung der Ergebnisse modernster und bestgeschulter sprachgeschichtlicher Betrachtungsweise betreten werden darf. Diese Vorsicht wurde zwar hin und wieder angewendet, nicht selten aber auch außer acht gelassen, ja man kann sich mitunter des Eindrucks nicht erwehren, als ob die schallanalytische Schule sprachgeschichtliches Denken in gewissem Sinn als etwas Überholtes ansähe, als ob sie Bedenken, die sich aus sprachgeschichtlichen Erkenntnissen ergeben, kaum der Beobachtung für wert hielte. Wenn Sievers in großzügiger Weise versucht hat, Doppelformen alter Sprachdenkmäler aus Intonationsunterschieden zu erklären, hat man den Eindruck, daß hier Beobachtungen, die in einzelnen Fällen, wo es sich um die Stellung im Haupt- und Nebenton handelt, zutreffen mögen, in mechanischer Weise verallgemeinert worden sind. Und daß Lautwert und Lautwandel im Deutschen durch zufällige steig- oder falltonige Aussprache des Wortes innerhalb des Satzes bedingt sein sollen, ist für mich ebenso unannehmbar wie die Behauptung, daß bestimmte Wörter in alter Zeit noch durch besondere Intonation ausgezeichnet gewesen seien, also etwa z. B. das Wort »Die Heide« als *ie*-Stamm durch hohe Stimmlage u. dgl.¹⁾. Es geht m. E. nicht an,

1) Vgl. »Steigton u. Fallton im Althochd. mit besonderer Berücksichtigung von Otfrieds Evangelienbuch« [Aufsätze z. Sprach- u. Literaturgesch., W. Braune dargebracht, Dortmund 1920] und »Zur Lautlehre des althochd. Isidor« [Germanist. Forsch., Festschr. anlässlich d. Stiftungsfestes d. Wiener akad. Germanistenvereins, Wien, Bundesverl., 1925, S. 67 ff.].

Erscheinungen, die wir aus Sprachen mit vorwiegend melodischem Akzent kennen, bei der Betrachtung ausgesprochen dynamisch bedingter Idiome derart in den Vordergrund zu stellen.

Aber auch von slavistischer Seite sind ganz ähnliche Bedenken geltend gemacht worden. So hat Max Vasmer in seinen Bemerkungen zu den von Sievers herausgegebenen »Altslawischen Verstexten von Kiew und Freising«¹⁾ S. 55 ff. darauf hingewiesen, daß die von Sievers vorgetragenen Annahmen wichtigen sprachgeschichtlichen Tatsachen widersprechen, und Sievers' im nächsten Jahr erschienene »sprachgeschichtliche Untersuchung« über »asl. ē und ja«²⁾ mit ihren kühnen, ins einzelne gehenden schallanalytischen Urteilen über das klangliche Gepräge mehrerer verklungener Sprachen ist nicht geeignet, die Zweifel an der wissenschaftlichen Verwertbarkeit der, wie es in der Natur der Methode liegt, zum Teil nicht nachprüfbares Feststellungen zu zerstreuen. Wenn sich Vasmer als Herausgeber der Veröffentlichungen des slavistischen Instituts der Berliner Universität trotzdem entschlossen hat, diese Schriftenreihe mit Pircheggers Arbeit über die slavischen Ortsnamen im Mürzgebiet zu eröffnen, obwohl in dieser gerade die problematischen Züge der Sieversschen Forschungsmethode recht störend hervortreten — Pirchegger ist Sieversschüler!³⁾ —, so mögen ihn dazu die nicht zu unterschätzenden guten Seiten des Buches bestimmt haben. Ist doch dieses nicht nur ganz offensichtlich mit viel Liebe und Fleiß geschrieben und gibt Zeugnis von der Vertrautheit des Verfassers mit den allgemeinen Fragen der deutschen und slavischen Laut- und Formenlehre sowie der Ortsnamenforschung, soweit man dies im vorliegenden Falle voraussetzen kann — die Arbeit beruht auf Pircheggers umgearbeiteter Doktordissertation —, sondern man wird auch durch die gediegene Darstellung der Mürztal-Mundart, die dem Verfasser von Kindheit an vertraut ist, durch seine hin und wieder mit Nutzen herangezogenen Ortskenntnisse, durch die gewissenhafte Ausschöpfung mehrerer handschriftlicher Quellen und durch manche glücklichen Deutungen und Erklärungen recht angenehm überrascht. Und dabei hätten sich gewisse Mängel und Unausgeglichenen-

1) Ber. d. Sächs. Akad. d. Wiss., philol.-hist. Kl., Bd. 76, 1924, H. 2. Leipzig 1925.

2) Ebda., Bd. 77, 1925, H. 2. Leipzig 1925.

3) Vgl. S. VII . . . »erkläre ich alles, was hier mit Klanguntersuchung zusammenhängt, als sein (= Sievers) geistiges Eigentum.«

heiten wohl unschwer beseitigen lassen. Wäre es nicht Sache von Pircheggers Beratern gewesen, den Verfasser auf das Unausgereifte manches Gedankens aufmerksam zu machen und ihn zur Streichung unnötigen, wenn auch ihm selbst vielleicht wichtig und interessant erscheinenden Ballastes, vor allem des ganzen IV. Teiles (Antike Ortsnamen) zu veranlassen? Durch einige fachkundige und beherzte Striche wäre nicht nur der gute Kern des tatsächlich Erarbeiteten besser hervorgehoben, sondern auch genügend Raum zu einer kritischen Auseinandersetzung mit jenen Ansichten erübrigt worden, die Pirchegger so schroff und etwas allzu selbtsicher ablehnen zu müssen glaubt. Wenn man einer Methode, die sich bisher im großen und ganzen bewährt hat — gemeint ist die sprachgeschichtliche Verwertung der deutsch-slavischen Lautersatzverhältnisse — in der Tat so wenig geachtet wird wie P. und wesentliche Feststellungen eines gerade auf dem Gebiete der deutsch-slovenischen Sprach- und Ortsnamenforschung bahnbrechenden Gelehrten wie Primus Lessiak »im vollen Umfang« ablehnt (S. 236)¹⁾, kann man sich einer kritischen Auseinandersetzung mit den in Betracht kommenden Thesen nicht entziehen. Die Versicherung, man werde sie später nachtragen, hinterläßt nicht den vom Verfasser beabsichtigten Eindruck, um so mehr als man seine auf Raummangel gegründete Entschuldigung aus den angeführten Gründen nicht gelten lassen kann.

Gewiß wäre es ebenso einseitig, wenn man die Ansicht vertreten wollte, mit Lessiaks bisherigen Feststellungen über die deutsch-slavischen Lautersatzverhältnisse sei das letzte Wort gesprochen. Hat er doch selbst seinen Schüler Ernst Schwarz angeeifert, auf diesem Gebiete weiterzuarbeiten, und Schwarz konnte die Beobachtungen seines Lehrers in recht förderlicher Weise erweitern und ergänzen. Ebenso hoffe ich selbst, in der vorliegenden Arbeit zeigen zu können, wie unter Berücksichtigung der slavischen Intonationsverhältnisse auf der von Lessiak geschaffenen Grundlage weiterzubauen gewesen wäre. P. aber hat leider im Banne der von ihm vertretenen Forschungsrichtung und im Vertrauen darauf, daß er sich die schallanalytische »Methode

1) Es handelt sich dabei um die Ausführungen Lessiaks in der *Germanistischen Monatsschrift* II, 274 ff. u. im *Anzeiger für deutsches Altertum* XXXII, 121 ff. über den Zeitpunkt des Wandels von ursl. $\ddot{a} > o$ und $\ddot{u} > y$, den Eintritt der Liquidametathese, die 3. Palatalisierung (*-ika* > *-ica*) und die Übernahme von asl. *b* ins Altbairische.

lebendig angeeignet habe und hinsichtlich [seiner] Heimatmundart kraft motorischer Empfindung tatsächlich ein zuständiges Urteil besitze« (S. VII), viel zu wenig darauf geachtet, daß es auch andere phonetische Ursachen gibt, aus der sich manche Erscheinungen weit einleuchtender und ungezwungener erklären lassen als durch eine ganz mechanische Anwendung der Sieversschen Feststellungen über den Einfluß von Steigton und Fallton auf die Qualität der Laute, wobei noch erschwerend ins Gewicht fällt, daß die Ursachen lautlicher Veränderungen häufig in der nur vom Verfasser vorausgesetzten deutschen Intonation gesucht werden statt in der slavischen, auf die es in Wirklichkeit ankommt. Und sein unbedingtes Vertrauen zu der befolgten Methode wird nicht einmal dadurch erschüttert, daß, wie P. selbst beobachtet hat, »ein genaues Studium der eingedeutschten ON sowohl hinsichtlich der urkundlichen Schreibung und der modernen Aussprache als auch hinsichtlich der damit zu kombinierenden asl. Betonungsverhältnisse Beobachtungen zutage [fordert], die entweder den historischen oder den modernen Betonungsverhältnissen des Slovenischen oder beiden zugleich widersprechen« (S. 201). Auf diese auffallende Einstellung des Verfassers hat schon E. Schwarz in seiner Besprechung des Buches in der ZsfON-Forschung IV, 302 hingewiesen. Wenn aber Schwarz der Meinung ist, daß P. die Feststellungen Lessiaks über die deutsch-slovenischen Lautersatzverhältnisse »sorgfältig und zu seinem Vorteil« verwendet, kann ich ihm hierin nicht zustimmen, obwohl P. im Vorwort (S. IX) bemerkt, daß »die Grammatik der Mürztalmundart, soweit als möglich, im engsten Anschluß an Lessiak gearbeitet« sei. Daß Lessiaks Arbeiten dem Verfasser bekannt waren, merkt man freilich und seine Untersuchungen bedeuten gegenüber den natürlich heute schon etwas veralteten Arbeiten von Miklosich und gegenüber J. Sturs verunglücktem Versuch¹⁾ gewiß einen Fortschritt. Aber ist das heute noch ein Verdienst, wie Carl Wessely in seiner unbegreiflich lobenden, sonst aber nicht sehr eingehenden Besprechung in der ZsfSPh V, 251 meint? Vasmer selbst hat es für nötig befunden, in seinem kurzen Vorwort zu Pircheggers Buch vor gewissen Überspannungen der schallanalytischen Methode zu warnen, und macht auch in einem Nachwort zu Wesselys Besprechung einige

1) »Die slaw. Sprachelemente in den ON der deutsch-österreichischen Alpenländer zwischen Drau und Donau« [Wiener Sitz.-Ber., 176. Bd., 1914, S. 102 ff.].

Bedenken gegen P.s Methode sowie gegen einzelne Namendeutungen geltend. Um so unverständlicher ist es, daß auch St. Mladenov in seinem durch zahlreiche nichtssagende bulgarische Parallelen aufgefüllten Referat in den Jahrb. f. Kultur u. Gesch. d. Slaven [Osteuropa-Inst. in Breslau] N. F. IV, S. 72 die Mängel des Buches mit keiner Silbe berührt.

Das fast uneingeschränkte Lob der bisherigen allzu milden Richter zwingt mich leider, die Rolle des Staatsanwalts zu übernehmen, die ich gerne jemand anderem überlassen hätte, und meine zum Teil ablehnende Haltung in eingehender Weise zu begründen.

Allgemeine Einrichtung des Buches.

Die Arbeit zerfällt in acht Teile. Voraus geht ein kurzes Vorwort des Herausgebers (s. o.) und ein allgemeiner Vorbericht des Verfassers, ferner ein ausführliches, die Benutzung des Buches erleichterndes Inhaltsverzeichnis, eine auf den Arbeiten von Hans Pirchegger, Walter Schmid und Eduard Nowotny beruhende historische Einleitung sowie ein Verzeichnis der Quellen, der Literatur und der Abkürzungen.

Zur historischen Einleitung, die nach P.s eigener Angabe als Kompilation »keinen selbständigen Wert beansprucht«, wäre folgendes zu bemerken: Die Bronzezeit läßt man in den Alpenländern gewöhnlich erst um 2000 v. Chr. beginnen; die Mitte des 3. Jahrtausends kennt noch keine Bronze, sondern bedeutet erst den Beginn des Äneolithikums (der Kupferzeit) und damit den Ausklang der jüngeren Steinzeit. Der Satz, daß die Veneter zu Beginn des 1. Jahrtausends vom Balkan nach Italien und in die Ostalpen gedrängt wurden, wird sich kaum in dieser Allgemeinheit halten lassen. Ein großer Teil von ihnen ist doch sicherlich unmittelbar aus ihrer Urheimat zwischen Weichselmündung und Lausitz über die Sudetenländer in unsere Gegenden gekommen. Ebenso ist die Ausbreitung der Kelten bereits um die Wende des V. zum IV. Jahrh. vor sich gegangen, nicht erst um 225 und Taurisker wurden sie erst genannt, als sie sich in den Alpen (dem *Taurus*) niedergelassen hatten. Anschaulich und mit Verständnis wiedergegeben sind die geschichtlichen Tatsachen der bairischen und slavischen Landnahme und Besiedelung. Zu der im Anschluß daran berührten Frage nach der Ostgrenze des Karolingerreiches wäre jetzt eine im Jahrb. f. Landesk. v. Niederösterr. XXI, 348 ff. er-

schienene Untersuchung von Ernst Klebel, dem Entdecker der ältesten Namensform für Wien (*Wenia*¹⁾), zu vergleichen.

Im Literaturverzeichnis vermißt man einige Schriften, deren Kenntnis P. vielleicht vor manchen gewagten Annahmen bewahrt hätte: So vor allem Rud. Muchs Darstellung »Die Namen im Weichbilde Wiens und ihre Entstehung«²⁾ sowie Ernst Schwarzs Arbeiten über »Die ON des östlichen Oberösterreich«³⁾ und über »Die ahd. Lautverschiebung im Altbairischen«⁴⁾. Auch möchte man neben Hans Krahe den Illyrer-aufsatzz von Norb. Jokl in Eberts Reallex. d. Vorgesch. VI, 54ff. und die auch methodisch wichtige Abh. Paul Kretschmers über das *nt-Suffix*⁵⁾ genannt sehen. Und da das Mürztalische eine Übergangs-mundart vom Südbairischen zum Mittelbairischen darstellt, hätte der Verfasser neben den südbairischen Grammatiken von Pr. Lessiak und Jos. Schatz die mittelbairischen Mundartdarstellungen Ant. Haasbauers, Jos. Mindls und Heinr. Weigls im 1. Jahrg. des »Teuthonista«⁶⁾ sowie die Veröffentlichungen der Wiener Wörterbuch- und Phonogramm-archivskommission⁷⁾ gewiß mit Nutzen herangezogen. Und daß P. auf Adolf Stender-Petersens umfangreiche Abhandlung zur »Slav.-germ. Lehnwortunde«⁸⁾ nicht aufmerksam gemacht worden ist, scheint um so auffallender, als Stender-Petersen, der die Arbeiten Lessiaks überhaupt nicht zu kennen scheint, sich ebenfalls von den älteren An-schauungen über die Dauer des urslav. Lautstandes nicht freizumachen weiß und dadurch in gewisser Beziehung mit P. übereinstimmt.

Der I. Teil des Buches, das »Wörterbuch der asl. Namen«, führt diese auf Grund des jeweils ältesten Belegs alphabetisch geordnet an⁹⁾, nennt bei jedem Namen außer sämtlichen erreichbaren urkundlichen

1) Mitt. d. Gesellsch. f. salzb. Landesk. 61 [1921], S. 33ff., bes. 37 u. 49ff.

2) In »Wien, sein Boden u. seine Geschichte«, hg. v. Othenio Abel, 1924.

3) Bayer. Hefte f. Volksk. IX [1922], S. 34ff. u. Prager Deutsche Studien, 42. H. [1926].

4) Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Sprache u. Lit. L, 264ff.

5) Glotta XIV [1925], 84ff.

6) Zs. f. deutsche Dialektforsch. u. Sprachgesch. 1921, H. 4/5, S. 81—186.

7) Sitz.-Ber d. Wiener Akad. Bd 158, 161, 167, 170, 187, 190 u. 195 und Anz. d. phil.-hist. Kl. 1925—27, besonders Sitz.-Ber. Bd. 170: Ant. Pfalz, »Die Mda. des Marchfeldes«.

8) Göteborgs kgl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhälles handlingar Bd. 31 [1927], N. 4.

9) Wo urk. Belege fehlen, führt die moderne Form.

Formen auch stets die heutige mundartliche Aussprache, soweit die Bezeichnung noch lebendig ist, und bringt Angaben über die Lage der Orte und sachliche Bemerkungen, die für die Namendeutung von Belang sind. Bei jeder Nummer — die in den Teilen I—IV behandelten Örtlichkeitsbenennungen sind fortlaufend numeriert (von 1—436) — folgen anschließend steirische Beispiele, die nach des Verfassers Ansicht entweder denselben Stamm enthalten oder eine ähnliche, zur Aufhellung des voranstehenden Namens dienliche Bildungsweise zeigen; daran reiht sich die Namendeutung, die der Verfasser häufig durch Verweisungen auf gleiche oder verwandte Formen in slavischen Ländern zu stützen sucht, den Schluß bildet eine Aufzählung der einschlägigen Paragraphen der Teile VI—VIII. In gleicher Weise sind die drei folgenden Teile aufgebaut: II behandelt »Unklares«, III »Erklärungsbedürftige deutsche Namen«¹⁾, IV »Antike ON«. Wenn »abweichende Meinungen in der Regel nicht berücksichtigt werden«, weil »sie zum größten Teil von Laien stammen«, mag dieses Verfahren vielleicht im Raummangel begründet sein, ist aber keinesfalls zur Nachahmung zu empfehlen, weil jede Darstellung erst durch die Widerlegung anderer Meinungen, seien sie auch laienhaft, überzeugende Kraft erhält. Teil V bringt mehr oder weniger ausführliche »Anmerkungen« zu 21 Nummern des I. Teiles, Teil VI bietet eine 62 Seiten umfassende »Lautlehre der Mürzmundart«, Teil VII behandelt »Die Vertretung der asl. Laute« in den ON des Mürzgebietes und Teil VIII trägt »Allgemeines zu den ON« nach. Den Abschluß bildet ein Ortsnamenverzeichnis, wie es in keiner ortsnamenkundlichen Schrift fehlen sollte. Die Orientierung wird durch eine in Schleife beiliegende Karte ermöglicht, die aus den das Flußgebiet der Mürz berührenden Spezialkartenblättern zusammengesetzt ist. Das Aufsuchen eines Ortes wird in üblicher Weise durch ein Netz von Linien erleichtert, deren Endpunkte am Rande durch Buchstaben und Ziffern markiert sind. Die primär slavischen Namen sind rot eingezzeichnet. P. schätzt ihre Zahl auf ungefähr $1/4$ sämtlicher im Mürzgebiet bis zum J. 1600 nachweisbaren Örtlichkeitsbenennungen (S. VIII). Diese zeitliche Begrenzung wurde gewählt, weil die Zahl der deutschen Namen späterhin noch sehr erheblich zugenommen hat, ja überhaupt kaum abzuschätzen ist. Vasmer bemängelt, daß P. »zu oft bestrebt ist, die Grundbedeutung

1) In der Tat ist eine ganze Anzahl von ihnen sicher slavisch.

der slav. ON zu erschließen« (ZsfrSlPh. V, 251). Ich kann darin keinen Fehler sehen, sondern würde nur wünschen, der Verfasser hätte sich stets klar gemacht, wie der Sinn des Namens bei der von ihm vorgeschlagenen Deutung im Deutschen wiederzugeben wäre. Dieses Verfahren bewahrt vor gekünstelten Erklärungen.

Zur Lautlehre der Mürzmundart¹⁾.

Die Sprache der bäuerlichen Bevölkerung der Mürzlandschaft gehört zu jenen Mdaa. des bair.-österreichischen Sprachgebietes, die sich als Übergangsstufen vom Mittel- zum Südbairischen darstellen. Mit diesem verbindet sie die Diphthongierung des ahd. *ē* und *ō* > *ea* und *aa* (§ 47), die Erhaltung der affrizierten Aussprache des *k* an allen Stellen des Wortes, also auch im Anlaut vor *l*, *n*, *r*, *w* und im Inlaut (§ 81), die Bewahrung der Kürze des Vokals vor ahd. absolut auslautendem *pʃ*, *x* (= *tx*), *ch* (= *kch* < *kh*)²⁾ sowie die noch nicht durchgedrungene Erweichung des *t* vor den synkopierten Endungen *-(e)l* und *-(e)n*³⁾. Bereits mittelbairisch ist hingegen der Zusammenfall von germ. *d* und *þ* im An- und Auslaut sowie im Inlaut außer vor *l* und *n* (§ 75), die Angleichung von *-nd-* und *-nþ-* > *-n(n)-* (§ 74, h und 75, e)⁴⁾, die Vokalisierung des *l* und *r* nach Selbstlaut mit gleichzeitiger Färbung bzw. Diphthongierung des vorhergehenden Vokals (§ 4, d; 17; 22 u. 23)⁵⁾ sowie der Schwund der Verschlußlenes *b*, *d*, *g* vor der Endung *-(e)n* (§ 17)⁶⁾.

Mit den anderen steirischen und salzburgischen Übergangsmundarten wird das Mürztalische durch die Eigenheit verbunden, daß die stimmlosen Lenes *b*, *d*, *g* bei Emphase unmittelbar vor dem Ton und im Auslaut zu Fortes verstärkt werden. P. nennt diese rein dynamisch

1) Bei der Wiedergabe der mundartlichen Formen bin ich schon aus drucktechnischen Gründen gezwungen, die in mancher Beziehung etwas umständliche Transskriptionsweise Pircheggers im Sinne der üblichen Mundartbeschreibung hin und wieder ein wenig abzuändern.

2) Vgl. *kxroupf* 'Kropf', *sots* 'Schatz', *šrikx* 'Riß, Sprung' gegenüber mittelbair. *gröbf*, *šöds*, *šrig*. Auch die Zwielauten sind in diesem Fall kurz zu sprechen.

3) Vgl. § 74, c u. 75, z. B. *päcf'l* 'Beutel', *slün* 'Schlitten' gegenüber mittelbair. *baçdl*, *slidn*.

4) Z. B. *wūnw* 'Wunder' (ahd. *wuntar*), wie *kxinx* 'Kinder'.

5) Z. B. *hü'l* 'hohl', *tin* 'dir'.

6) *krō'm* 'Graben', *fō'n* 'Faden', *frō'ŋ* 'fragen'.

begründete Erscheinung in seiner das ganze Buch durchziehenden irreführenden Ausdrucksweise »Steigton« (§ 9). Die Lenes sind übrigens auch in der gewöhnlichen Rede im Nordsteirischen stärker als im eigentlichen Donaubairischen (Halbfortes), weil die ganze Artikulation um so straffer wird, je weiter das in Betracht kommende Gebiet von der Donaulinie entfernt liegt. Das Südmährische und Südböhmisiche zeigen eine ähnlich kräftige Lautbildung wie der Süden.

Durch sein *uv* für ahd. *uo* stellt sich das Mürztalische zu den nördl., westl. und südl. angrenzenden Mdaa. — Das »heanzische«¹⁾ *ui* beginnt erst weiter östlich in der Gegend von Hartberg —, unterscheidet sich aber durch sein mittleres *ö* für ahd. *ā* sowohl vom niederösterr. Wechselgebiet als auch von dem südl. vorgelagerten sogen. »Joglerischen«²⁾, zwei Mdaa., die das ahd. *ā* auf dem Wege über geschlossenes *ö* zu *ou* gewandelt haben. Die Diphthongierung des ahd. *ö* und des primären Umlaut-*e* zu *ou* und *oi* hat es mit dem größten Teil des Steirischen³⁾, dem südl. Viertel unt. dem Wienerwald und dem Burgenland gemein⁴⁾.

1) Wenn P. den Namen der »Heanzen« mit J. R. Blöcker (Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mda., Einleitung) von einer angeblich heanzischen Lautform *hēa"ts* 'jetzt' herleitet und alle anderen Erklärungsversuche ohne Begründung als unglaublich zurückweist, ist demgegenüber zu bemerken, daß schon L. A. Biró in seiner »Lautlehre der heanzischen Mda. von Neckenmarkt« [1910] S. 3 das Vorhandensein dieser Aussprachform des Umstandswortes gelehnt hat; man spricht nur *hiets* wie im Mürztal. Ich halte immer noch die Zurückführung des Volksnamens auf eine umgelautete Mehrz zum PN *Heinz* (mdl. *Hēa"ts*) für das Wahrscheinlichste, sei es nun, daß es sich um einen ursprünglichen Spottnamen handelt, sei es, daß die Bewohner der ehemaligen Gespanschaften Ödenburg und Eisenburg nach dem unter Ladislaus IV. dortselbst begüterten Grundherrn *Heinz(o)* — d. i. die madj. Aussprachform für *Heinz(o)* — benannt sind, wie schon Ant. Hermann im IV. Bd. der »Öst.-ungar. Monarchie in Wort u. Bild« im Cap. »Die Hienzen« vermutet hat. Genaueres s. b. Biró a. a. O.

2) Die »Jogler«, richtig verschriftdeutsch »Jakler«, sind nach dem Dorfe St. Jakob a. Walde benannt, das von Kapfenberg und Kindberg aus der nächste Ort ist, der *jougl*. Die Verkleinerungsform zum Namen Jakob dessen *a* nach Ausweis des hebr. *Ja'aqōb* lang war, lautet bei ihnen *Jougl*.

3) Von den steirischen Gauen hat nur das Ennstal mit seinen Nebentälern die alten Monophthonge im Anschluß an die ober- und niederösterreichischen Mdaa. bewahrt (oder wieder hergestellt?).

4) Eine Übersicht über die Mdaa. des südöstlichen Niederösterreich und der angrenzenden Steiermark findet man bei Ernst Hamza, »Folkloristische

P.s Bemerkungen über das Verhältnis seiner engeren Muttersprache zu den übrigen Mdaa. der Steiermark und über deren Einteilung (S. 126/7) kann man bestätigen, ja man wird seine Lautlehre, soweit sie Materialsammlung ist, vom Standpunkt des Mundartforschers aufs wärmste begrüßen; denn die Schriften Roseggers, dessen Sprache nach P. als ein leicht »joglerisch« gefärbtes Mürztalisch zu bezeichnen ist, lassen infolge ihrer volkstümlichen Transskription natürlich manches im Zweifel.

Die Buchstaben *e* und *o* bedeuten bei P. zwei mittlere Laute, für deren Darstellung sich eigentlich noch keine allgemein gültige Type eingebürgert hat (§ 2)¹⁾. Der Verfasser konnte diesen Ausweg wählen, da seine Mda. kein geschlossenes *e* und *o* kennt, die Gefahr einer Verwechslung also nicht vorhanden ist. Diese die Mitte zwischen Offenheit und Geschlossenheit einhaltende Aussprache der beiden dem normalmittelbairischen *e* und *o* entsprechenden Laute erstreckt sich über den größten Teil der Steiermark, des Burgenlandes und des südlichen Niederösterreich.

Wenn der Vokal der Indifferenzlage *a*-färbig ist, soll man ihn durch *v* und nicht durch *ə* wiedergeben; nur als zweites Glied der mürztalischen Diphthonge *io* und *uo* entspricht das Zeichen *ə* ungefähr dem gesprochenen Laut (§ 2/3). Bei der phonetischen Beschreibung der Diphthonge fehlt die des *eu*. Daß P. eine gute phonetische Schule hinter sich hat und die von ihm artikulierten Laute zu analysieren versteht, ersieht man aus seiner Beschreibung der drei verschiedenen *l*-Laute seiner Mda.²⁾ (§ 4, b und d). Unglücklich gewählt ist hingegen der Ausdruck »geminierte Fortis« für Fälle, in denen man nur von »langer Fortis« sprechen kann wie z. B. in dem Ausruf *llämp tu* 'Lump Du?' oder in der Zusammensetzung *fixpöss* 'Viehpfaß', also im An- und Auslaut (§ 9 und 11).

In § 9 stoßen wir in der vorliegenden Lautlehre das erstemal auf die Bezeichnungen Steig- und Fallton. Sie werden für das Auftreten der Fortis- und Lenisaussprache verantwortlich gemacht, also z. B. Studien aus dem niederösterreichischen Wechselgebiet (Zs. d. deutsch. u. österr. Alpenver. 44 [1913], S. 81 ff., mit einer Kartenskizze).

1) Die Wörterbuchkanzleien der Wiener und Münchner Akademie verwenden zur Kennzeichnung dieser Mitteltype ein senkreiches Strichlein unter dem Vokal.

2) Vgl. dazu meine Angaben in den von der Wiener Wörterbuchkommission hg. »Beiträgen z. Kunde d. bayer.-österreichischen Mdaa. (Wiener Sitz.-Ber., 195. Bd., 4. Abh. [1922], S. 11, Pkt. g).

für den Unterschied zwischen den Lautungen *küst* und *güst* für 'gut'. Tatsächlich liegt bei dieser und anderen damit zusammenhängenden Angaben P.s eine verhängnisvolle Begriffsverwirrung vor. Fortisaussprache ist allerdings die Folge starker Hervorhebung, also starken Atemdrucks und starker Muskelspannung. Aber wenn ein Druckgipfel auch häufig mit einem Melodiegipfel verbunden ist, braucht dies doch nicht stets so zu sein, wie wir wissen. Und hohe Stimmlage ist auch wieder nicht gleichbedeutend mit Steigton, d. h. mit einem Ansteigen der Stimme, tiefe Lage ist nicht dasselbe wie Fallton, d. h. wie ein Absinken der Stimme. Die Begriffsverwirrung, die wir hier und anderwärts beobachten, wird aus den Ausführungen des § 36 (Satz- und Wortkurve) einigermaßen verständlich: Die schon bei Sievers bemerkbare schillernde Verwendung der Ausdrücke Steig- und Fallton verführt dazu, in ihnen ein Zauberwort zu sehen, das jedes Rätsel löst. Die in § 36 abgebildete aus Auf- und Niederschlag bestehende »Intonationskurve« unterstützt die Anschauung leider nicht im geringsten, weil aus ihr nicht hervorgeht, wohin ihre Höhen- und Tiefenpunkte in Wort und Satz fallen. Hätte der Verfasser zwei oder drei Sätze mit über- oder unterlegter Melodiekurve beigegeben etwa wie Karl Bacher in »Deutsche Mdaa.« III¹⁾ oder hätte er sich an Schatzs oder an Lessiaks drucktechnisch einfacheres Verfahren²⁾ gehalten, dann könnte man seine Behauptungen nachprüfen. Wie die Dinge liegen, handelt es sich aber um recht unanschaulich ausgedrückte, den Eindruck der Konstruktion erweckende persönliche Feststellungen, denen gegenüber von vornherein ein gewisses Mißtrauen am Platze ist. Das gilt ganz besonders von der Bemerkung, daß die eingedeutschten »Ortsnamen überall dort geraden Ton zeigen, wo asl. Akut oder deutsche Akzentzurückziehung vorauszusetzen ist und überall krummen Ton, wo asl. Zirkumflex anzunehmen ist. Es müßte demach etwa das *u* im Talnamen Dullwitz (mdal. *tūhwits*, Nr. 89) im Deutschen geraden Ton haben, weil slov. **dolovica* 'Tälchen' zugrundeliegt, das *u* im Namen der Pretul-Alpe (mdal. *pretūl*, Nr. 37) hingegen krummen Ton, weil von slov. **predōlje* oder eigentlich richtiger von wind.³⁾ **predūlje* 'Übergangstal' auszugehen ist, wobei es einem

1) Wiener Sitz.-Ber., Bd. 167, 3. Abh., S. 47 ff.

2) Vgl. »Die Mundart von Imst« § 32 und »Die Mundart von Pernegg § 50.

3) Ich verwende die Bezeichnung »wind.« (= windisch) als Abkürzung für »sloven. mdal.«.

außerdem ganz überlassen bleibt, sich den Verlauf des krummen Tones im Deutschen selbst auszumalen. Wenn die von P. selbst stammende Transskription der mundartlichen Sprechformen richtig ist, in *pretül* also die vorauszusetzende ältere Lautung *-ūsūl* bereits durch das verkehrssprachliche *-ūl* ersetzt wurde, muß die Lautfolge *tūl* in beiden Namen klanglich gleichwertig sein. Und soweit ich die nordsteirischen Mdaa. kenne, hängt auch die Tonlage des *ū* in beiden Fällen nur von seiner Stellung im Satz und dem Gewicht der vorhergehenden und nachfolgenden Silben ab.

Zur Veranschaulichung des befolgten Verfahrens seien einige Beispiele herausgegriffen, aus denen sich nach P. die Bedeutung der Intonation für lautliche Erscheinungen verschiedener Art ergeben soll. So wird z. B. in § 14 die Erhaltung der Geminata in Formen wie *šoffn* 'schaffen, befehlen' gegenüber ihrer Vereinfachung in solchen wie *sūni* 'sonnig' auf die steig- bzw. falltonige Aussprache der angeführten Wörter zurückgeführt, obwohl doch beide je nach ihrer Stellung im Satze sowohl steigtonig als falltonig gebraucht werden können. Hier ist es der sogen. »scharfgeschnittene« Akzent, d. i. der unvermittelte Anschluß des Starklautes *ff* an den kurzen Vokal *ö*, der in P. die Vorstellung der zunehmenden Energie hervorgerufen und ihn dadurch zu einer falschen Anwendung des Wortes »Steigton« verleitet hat. In der Tat ist die Vereinfachung geminierter Nasale unter gleichzeitiger Dehnung des vorhergehenden Selbstlauts nicht nur auf dem ganzen mittelbairischen Gebiet, sondern auch im Südbairischen weit verbreitet und zwar vor allem in jenen Gegenden, von denen der Schwund auslautender Nasale bei gleichzeitiger Dehnung und Näselung des vorausgehenden Vokals seinen Ausgang genommen hat. Die Ursache ist m. E. darin zu suchen, daß der die erste Silbe schließende Nasal so behandelt wurde, als ob er im absoluten Anslaut stände: *sūn-nec* wurde zu *sū"-ni* wie *sūn* 'Sohn' zu *sūⁿ*¹⁾. Auch vor *mm* war Dehnung möglich (vgl. *štäml* 'Stämmchen', § 25, b), weil das die erste Silbe schließende *m* ebenso wie *n* vernäset werden konnte (vgl. *práqⁿpív* 'Brombeere'). Da aber absolut auslautendes *m* nicht geschwunden ist, findet sich auch Erhaltung im inneren Silbenschluß (vgl. *kšwummmn* 'geschwommen', § 54). Dieses Schwanken hat eine

1) Wenn diese Regel für manche südbairischen Mda. nicht zu stimmen scheint, sind daran spätere Ausgleichungen und Störungen durch verkehrssprachliche Einflüsse schuld.

Unsicherheit hervorgerufen, der es zuzuschreiben ist, wenn heute auch für einfaches *m* Geminata gesprochen wird (vgl. *kxəimmn* 'gekommen', § 39, a, 3). Und bei den Doppelformen *trimmv*, *trīmv* 'Trümmer' (§ 14) kommt noch hinzu, daß vor der synkopierten Endsilbe -(e)r Geminierung eintreten konnte oder nicht; von einer der Lautung *trimmv* anhaftenden Steigtonigkeit kann keine Rede sein. Ich kenne dieses Schwanken der Quantität vor *m* sehr gut aus der mir seit Kindheit vertrauten Mda. des Ybbstales in Niederösterreich, die in ihrer südlichen Färbung bereits steirische Züge aufweist. Erst im Donautal und in den nördlichen Vierteln ist vor *m* zu gunsten der Dehnung ausgeglichen worden; man spricht dort *šwimv* 'schwimmen' ebenso wie *nēmv*, -ē- 'nehmen'.

Das gleiche Schwanken herrscht vor inlautendem *-ll-* und *-l-*, vgl. *hullv* 'Holler, Holunder'¹⁾, *tsöllv'l* 'Zeller, Sellerie', aber *wūlon* 'wollen'²⁾, *kxōlv* 'Keller'. Hier ist die Vereinfachung der Geminata und die Dehnung im Inlaut durch die Vokalisierung des *l* bedingt und von dem Grad ihrer Durchführung abhängig²⁾: *wul-lin* wurde zu *wūl-lon* wie *hol* 'hohl' zu *hō*³⁾, *hū*⁴⁾. Da aber die Vokalisierung im Mürztal ebenso wie im Wechselgebiet und in der Oststeiermark noch nicht völlig durchgedrungen ist³⁾, findet sich daselbst auch Erhaltung der Geminata. Deshalb ist es auch nicht nötig, die Erklärung für das *-ll-* in *ollvmōll* 'allemal, immer' gegenüber dem *-l-* in *ō lī* 'alle' in einer angeblich steigtonigen Intonation der ersten Form zu suchen (§ 14).

Während sich die Vereinfachung von Doppelliquida und -nasal unter gleichzeitiger Dehnung des vorhergehenden Vokals nicht mit dem Nachlassen des auf der zweiten Silbe ruhenden Atemdrucks in Zusammenhang bringen läßt, ist eine Reihe anderer Erscheinungen, die P. aus Intonationsunterschieden zu erklären versucht, in der vom Norden aus immer weiter vordringenden Schwächung des dynamischen Nebensilbenakzents begründet. Hierher gehört die Lenisierung des

1) Nach § 22 abgekürzte Schreibweise für *hu"llv*, *wū"lōn*.

2) Die kärntnische Dehnung vor Doppelliquida und -nasal ist ebenso wie die vor Doppelspirans anders zu beurteilen (s. S. 203).

3) P. schreibt daher *hū"l* und bemerkt ausdrücklich, daß der Zungen-
saum den Gaumenwulst noch erreicht, allerdings schon in sehr lässiger
Weise. Auch in der beharrsamen Mda. des Ybbstales ist bei alten Leuten
die Aufwärtsbewegung der Zunge noch zu bemerken und dementsprechend
ist auch die Dehnung vor *-ll-* noch nicht allgemein durchgedrungen.

Nebensilbenanlautes und es ist daher nicht weiter auffällig, wenn in der mürztalischen Übergangsmundart neben der älteren Aussprachform *sō-tlp* 'Sattler' ein jüngeres *sō-dlp* steht (§ 34, a, 2). Mir ist dieses Schwanken durch eigenes Abhören aus dem nordsteirischen Palten- und Liesingtal wohl bekannt. Die dortige Bevölkerung empfindet die *d*-Formen ganz richtig als die jüngeren und weiß, daß sie vom nördlich vorgelagerten Ennstal her eindringen. Zwischen beiden Lautungen vermitteln Übergangsstufen mit Halbfortis. Das gleiche gilt auch von den Lautfolgen *-pl* und *-kl* in Doppelformen wie *nēp^{ol}* — *nēb^{ol}* 'Nebel' und *hākl* — *hägl* 'Haken'. Letztere weist auf ahd. unbehauchte einfache Fortis (*hāco* neben *hācco*), erstere verdankt ihr *p* einem Ausgleich zwischen jenen Formen, in denen *b* im Silbenauslaut (*nēp-les*, *nēp-le*), und jenen, in denen es im Nebensilbenanlaut (*nē-bel*) stand, indem durch Verallgemeinerung der *p*-Artikulation *nē-bel* zu *nē-pel* umgeformt wurde¹⁾. *nēp-le* aber führte infolge der Apokope des auslautenden *-e* über **nēp-l* zu *nēp-pl*.

Die in den §§ 39—42 behandelten Erscheinungen der Silbenschwächung (vgl. *lēippō* 'Lebtag'), der Synkope (vgl. *krass̄iōt* 'kurschiert') und des Silbenschwundes (vgl. *tsappiōn* 'echappieren, entwischen') sind ebenfalls durch die Schwächung des Nebensilbenakzentes bedingt, doch erübrigt es sich, näher darauf einzugehen, weil wir daraus methodisch nichts Neues erfahren.

Recht sonderbar mutet es einen freilich dann wieder an, wenn die Konsonantenverschärfung in Fremdwörtern wie *rassīōn* 'rasieren', *rattīōn* 'radieren', *pop(p)iō* 'Papier' auf ihre steigtonige Intonation zurückgeführt wird, während Formen wie *haqśīōn* 'hausieren', *prowīōn* 'probieren' als falltonig bezeichnet werden (§ 42, c, 2). Dementsprechend wären ybbstalisch *bōbīō* 'Papier', *nōdūō* 'Natur' die falltonigen Seitenstücke zu den dort ebenfalls bekannten Aussprachformen *boppīō*, *nattūō*. In der Tat sind aber die Lautungen mit Geminata, wenigstens im Ybbstal, nichts anderes als jüngere Eindringlinge aus der Verkehrssprache, in der sie sich aus dem Bestreben nach schriftgetreuerer Aussprache erklären, wobei man an Stelle der in der Mda. nicht vorhandenen vortonigen einfachen Fortes *p* und *t* die aus Fügungen

1) An Bewahrung des altbairischen inlautenden *p* (ahd. *nēpol*) ist nicht zu denken, weil dieses nach Ausweis slavischer Lehnwörter bereits vor der Diphthongierung von ahd. *i* > *ei* erweicht war, vgl. sloven. *šribati* 'schreiben' < mhd. *schriben* (Lessiak, Mda. v. Pernegg § 102, 1).

wie *dappitn* 'ich tätte (würde) bitten', *mittiv* 'mit dir' vertrauten vor-
tonigen Geminaten treten ließ. Daß es dabei zu falschen Rück-
bildungskommen kounte wie bei dem jungen Fremdwort *rattiv'n*,
liegt auf der Hand. Jedenfalls kann ich es nicht als einen Fortschritt
ansehen, wenn man jede dynamisch kräftigere oder gespanntere Laut-
bildung einfach mit dem Schlagwort »Steigton« abtut, statt all den
mannigfachen Triebkräften, die im Sprachleben eine Rolle spielen,
und ihrem Zusammenwirken mit immer geübterem Blick nachzuforschen.

Nur für Kärnten geltende Lautverhältnisse¹⁾ haben den Verf. ver-
leitet, in Formen wie *śnidv* 'Schnitter', *pūdv* 'Butter' Beispiele dafür zu
sehen, daß Geminata bei Fallton aufgegeben wurde. Die nordsteirische
Mda. des Mürztales hat aber in den beiden angeführten Wörtern niemals
-tt- gesprochen (vgl. mhd. *snittrere*, *buter*) zum Unterschied von *pittv*
'bitter' (< ahd. *pittar*).

Und wenn das alte ss in *kvis* 'gewiß' bei gleichzeitiger Dehnung
des vorhergehenden Vokals zur Lenis geworden ist, während *mēiss*
'Messe' die Fortisaussprache bewahrt hat (§ 76, a), erklärt sich dies
daraus, daß im Mittelbairischen alle im ursprünglichen Auslaut stehenden
Doppelkonsonanten, in manchen südbair. Mdaa. wenigstens die aus-
lautenden Doppelspiranten²⁾ lenisiert worden sind, vgl. ahd. *gawis*, aber
messa. Letzteres hat seinen auslautenden Vokal erst durch die mhd.
Apokope verloren und daher seine alt- und frühmittelhochdeutsche Ge-
minata bis heute als Fortis bewahrt. Im Mürztal gilt dieses Lautgesetz
nur für ahd. *ff*, *zz*, *ss*, *hh*, *ft*, *st*, *sk*, *ht*, aber nicht für *hs*, *pf*, *tz* und
kz, vgl. z. B. *slūf* 'Schlupfwinkel' (mhd. *sluf*, -ffes) gegen *off* 'Affe'
(mhd. *affe*), *śūs* 'Schuß' (mhd. *schuz*) gegen *nziss* 'Nässe' (mhd. *nezze*),
prūx 'Bruch' (ahd. *pruh*) gegen *soxx* s. 'Sache' (ahd. *sahha*), *mōust*
'Most' (mhd. *most*) gegen *rost* 'Rast' (mhd. *raste*), *fīs* 'Fisch' gegen *fīss*
Mehrz. (mhd. *visch*, -e), *nōxt* 'Nacht' (mhd. *naht*) gegen *woxt* 'Wache'
(mhd. *wahte*), aber *fuks* 'Fuchs' (mhd. *vuhs*), *gupf* 'rundliche Erhebung'
(mhd. *gupf*), *świts* 'Schweiß' (mhd. *swix*, -zzes), *śrikx* 'Sprung, Riß'
(mhd. *schric*, -ckes)³⁾. Wenn daher das Wort »Bach« als zweites Glied
in Flüßnamen als — *pōx* ausgesprochen wird, in Gegendnamen aber als
— *poxx* (§ 42, c, 2), wird man die zweite Form auf den lokativischen
Dativ *-pache* zurückzuführen haben, dessen ursprünglich gedecktes *-ch-*

1) Vgl. Mda. v. Pernegg § 14 (*śnittr*, *puttr*) und § 36.

2) Vgl. Mda. v. Imst § 80.

3) Mittelbair. auch *gūbf*, *śwīds*, *śrig* (vgl. S. 195).

als Fortis erscheinen muß zum Unterschied von dem auslautenden *-ch* des Nominativs, also z. B. Gemeinde und Dorf *fispoxx* < mhd. **ze dem vischpache*, aber *štānts(v)pōx*, der Stanzerbach.

Die Ausnahmen von der besprochenen Regel erklären sich durch Verallgemeinerung der inlautenden Entwicklungsstufen, vgl. etwa *šāaff* 'scharf', *noss* 'naß', *šwoxx* 'schwach', *lost* 'Last', *frišš* 'frisch', *rext* 'recht'. Da P. sich vorwiegend an Lessiaks Darstellung der Mda. von Pernegg hielt, in der diese Unterschiede verwischt sind, ist ihm dieses Lautgesetz entgangen ebenso wie die ins Ahd. zurückreichende Vereinfachung der Doppelspiranten nach alter Länge, die sich in ganz Steiermark mit Ausnahme des Ennstales¹⁾ bis heute erhalten hat, vgl. mürztal. *štrōsn* 'Straße' gegen *fossn* 'fassen', *rāfn* 'raufen' gegen *šoffn* 'befehlen', *pūxn* 'Buche' gegen *poxxn* 'backen'. Das Mittelbairische, Salzburgische und Nordtirolische hat diesen Unterschied bei *-ff-* und *-ss-* bis auf einzelne Restformen aufgegeben, spricht also *štross(n)*, *rafn* (-au-, -ou-); bei *-x(x)-* ist der einfache Laut nach alter Länge allerdings auch hier auf dem größeren Teil des Gebietes bewahrt²⁾. Die kärntnischen und einige südtirolische Mdaa. haben den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und die Vereinfachung verallgemeinert, vgl. kärntn. *fōsn*, *šōfn*, *pōhn* (-x-), südtirol. *fōsn*, *šōfn*, *pōxn*.

Der Unterschied in der Entwicklung des ahd. *nt* in Fällen wie *hanti* 'bitter' (ahd. *hantac*) gegenüber *īwntāni* 'überständig d. h. abgestanden (vom Essen)' wird man nicht aus Steig- und Fallton erklären (§ 74, b), wenn man bedenkt, daß sich die in der mhd. Hochsprache eingetretene Erweichung des ahd. *nt* > *nd* zwar auf dem ganzen bair. Sprachgebiet bemerkbar macht, aber durchaus nicht allgemein durchgedrungen ist, vgl. Mda. v. Pernegg § 104.

In § 25 ist nicht erkannt, daß sich zwischen *n* und *l* nur dann ein Übergangslaut (-*ntl-*) entwickeln konnte, wenn ahd. *nn* zugrunde lag, während einfaches *n* vor *l* geschwunden ist: Daher *mantl* 'Männlein' (mittelbair. *mandl*), aber *fāŋl* 'Fähnlein'; *wāasdēntlv* 'wahrscheinlich'

1) Auch in Südtirol südl. Franzensfeste ist diese Erscheinung nach Schatz, Die tirol. Mda. S. 59, zu beobachten, vgl. *šlēfn* 'schlafen' wie *hōfn* 'Hafen, Topf'.

2) Genaueres über die Verteilung der mundartlichen Entsprechungen für ahd. *hh* bringt der 16. Jahresber. d. Wiener Kommiss. f. d. Bayer.-österr. Wörterbuch (Anz. d. Akad. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl., Nr. XII v. 24. IV. 1929, S. 41 ff.).

zeigt Übergangslaut, weil es eine späte Anleihe aus der Schriftsprache ist und daher sein *n* nicht mehr verlieren konnte. Die Einwirkungen der Verkehrs- und Schriftsprache auf seine Mda. scheinen dem Verf. überhaupt nicht genügend zum Bewußtsein gekommen sein. Sonst hätte es ihm nicht entgehen können, daß es sich bei Lautungen wie *lqa'nōn* 'lernen', *fā'a'n* 'fahren', *wūs'm*, *-n* 'Wurm' gegenüber echtmundartlichem *lēnnōn*, *fō'n*, *wū'n* um jüngere aus der Verkehrssprache eingedrungene oder von ihr beeinflußte Formen handelt (§ 23). Die Ursache für die verschiedene Entwicklung ist in der Aussprache des *r* zu suchen. Dieses wurde in den ostbairischen Bauern-Mdaa. schon früh etwas lässig gebildet und konnte daher besonders vor *n* und *l* leicht durch *d* ersetzt werden. So entwickelte sich aus *fōrn* 'fahren', *kxērl* 'Kerl' zunächst *fōdn*, *kxēdl*, wie die Formen noch heute im kärntn. Lavanttal lauten¹⁾, und dann gleichzeitig mit dem Schwund des ahd. *d* vor *n* und *l* (vgl. § 75, b) *fō'n*, *kxē'l*, wodurch die Vorbedingung zur Entstehung eines Übergangslautes beseitigt wurde, während sich in der Verkehrssprache und andern Mdaa. das *r* auch in dieser Stellung länger erhielt, so daß sich vor ihm noch ein *ə* oder *v* einstellen konnte²⁾. Ähnlich liegt der Fall bei den Doppelformen *seqaxn* / *sēxn* 'sehen' und *fīax* / *fix* 'Vieh' (§ 24), nur daß hier gerade die diphthongischen Lautungen im Mürztal alteinheimisch sind. Die Entstehung der Zwielauten ist aus der ursprünglich stark hintergauigen Aussprache des *x* (< germ. *h*) zu erklären, während die Verkehrssprache und manche nördlicheren Mdaa. den damit verbundenen rauhen Klang schon früh durch Verschieben der Artikulationsstelle zu vermeiden trachteten, wodurch der Anlaß zur Entwicklung eines Übergangslautes wegfiel.

Ebenso ist auch das Nebeneinander der Lautungen *qa* und *ā* < ahd. *ē* sowie *aa* und *ō* < ahd. *ō* für das Mürztal keine schallanalytische, sondern eine dialektgeographische Frage, weil die undiphthongierten Laute nicht dort entstanden, sondern vom Norden her eingedrungen sind. Allerdings ist damit noch nicht gesagt, wie sich das Festhalten des Nordens an den alten Monophthongen gegenüber der etwa im 11./12. Jahrh.³⁾ aufkommenden Neigung zur Zwielautung erklärt. Daß

1) Vgl. Mda. v. Pernegg § 114.

2) Daher auch *əi'lō* 'Erle' < *ēdlō < īrlach, aber *ipmō* 'ärmer' (§ 45, b).

3) Die Diphthongierung von *ō* > *qa* ist in Südtirol schon aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh.s belegt, vgl. 1237 *Oberpoazen* 'Oberbozen' (D. tirol. Mda. S. 35).

letztere auf einem Nachlassen der Muskelspannung gegen das Silbenende hin beruht, soll an anderer Stelle ausführlich dargelegt werden¹⁾. Meine Ansicht, die übrigens schon H. Weigl in seiner Abh. über »Die niederösterr. *ui*-Mda.« (Teuthonista I, 159/60 u. 161/62) angedeutet hat, geht dahin, daß die Diphthongierung ursprünglich auch im Mittelbair. eingetreten ist, bzw. angebahnt wurde²⁾, hier jedoch sehr bald unter dem Einfluß der vom Donautal ausgehenden Verkehrssprache rückgängig gemacht worden ist. Und in dieser Verkehrssprache, deren Bestehen wir auch aus andern Gründen annehmen müssen, ist die Zwielautung unterblieben, weil in ihr eben nicht jene breite gegen das Silbenende zu entspannende Aussprache geherrscht hat wie in der Bauernmundart. Auch mag zur Erhaltung der Monophthonge in der Verkehrssprache noch der Umstand beigetragen haben, daß sie vom 13. Jahrh. an zwei klanglich sehr nahestehende Laute besaß, nämlich ein gelängtes *ē* < ahd. *ē* und ein ebensoliches *ō* < ahd. *ā*, die sie an Stelle der Entsprechungen von ahd. *ē* und *ō* verwenden und dadurch eine Vereinfachung des Lautstandes eintreten lassen konnte, wie wir sie gerade an Verkehrssprachen sehr häufig beobachten können. Über die sich daraus ergebenden Folgen für die weitere Entwicklung von ahd. *ē* und *ā* vgl. S. 210/11.

Zum Unterschied von den besprochenen durch die konsonantische Umgebung nicht bedingten Veränderungen handelt es sich in folgenden Fällen um bedingten Lautwandel: Das ahd. Umlaut-*ē* ist vor *r* zwar auf einem Teil des bair. Gebietes als *e*-Laut erhalten geblieben (*ör*, *ér*, *ēv*), anderwärts aber infolge eines auch sonst zu beobachtenden Strebens nach Vereinfachung des Lautstandes durch *i* ersetzt worden (*ir*, *iv*). Dementsprechend sollte man erwarten, daß auch das ald. geschlossene *ō* vor *r* teils als *ō*³⁾, teils als *u* auftritt. Nun kennen zwar einige südbairische Mdaa. die Lautung *ōr*⁴⁾ und die österreichische

1) Vgl. Teuthonista VI, 2. Heft.

2) Sonst wäre es nicht recht verständlich, warum sich die Schreibung *ō* in den Urkunden des ganzen bair. Gebietes findet. Die im Anfang nur schwach entwickelte Diphthongierung fiel bei *ē* < *ē* lange nicht so deutlich ins Ohr wie bei *ō* < *ō* — so ist's noch heute in den beharrsamen Mdaa. Nordwestkärntens und Osttirols — und wurde daher hier gewöhnlich nicht ausgedrückt.

3) Ich bezeichne das geschlossene *ō* zum Unterschied von dem mittleren Laut durch *ō*.

4) Die Umgebung von Innsbruck, das Sill-, Eisack-, Etsch-, westliche Pustertal und Lessachtal, vgl. D. tirol. Mda. S. 29.

Stadt- und Verkehrssprache hat sie durch *ur*, *uv*, die Mda. des salzburgischen Flachgaues durch *uv*, *ui* ersetzt, aber der größte Teil des Gebietes spricht offenen Vokal (*or*, *ovr*, *ov*). Ernst Schwarz hat im Teuthonista II, 259 ff. wahrscheinlich zu machen gesucht, daß *ö* vor *r* bereits in ahd. Zeit ein offener Laut war. Doch ist es sehr fraglich, ob die offene Aussprache auf dem ganzen Gebiet gegolten hat. Denn das ahd. *r* war zum Unterschied vom gotischen zweifacher Herkunft und muß daher auch verschieden gebildet worden sein: Ahd. *r* < germ. *r* war hintergaumig und konnte somit wie im Got. auf den vorhergehenden Vokal öffnend wirken, ahd. *r* < germ. *z* war ein Zungenspitzenlaut und hatte daher diese Wirkung nicht¹⁾. Noch heute sind beide *r*-Laute im Bair. bodenständig, z. T. sogar in der gleichen Mda.²⁾. Daraus wird es verständlich, daß im Bair. ahd. *ör* sowohl durch *or* als auch durch *or* (*ur*) vertreten sein kann. Da die Stadtsprache das *or* verallgemeinert und im Osten zu *ur* weiterentwickelt hat, weisen Fremdwörter und Entlehnungen aus der Schriftsprache in den Mdaa., die ahd. *ö* vor *r* im allgemeinen zu *o* entwickelt haben, die geschlossene Qualität auf, vgl. ybstal. *flȫn'l* 'Florian', *mämōn- (śdōvn)* 'Marmor' mit Bewahrung der älteren Stufe u. mürztal. *flüs̄l*, *āmūs̄l* 'Marmorlein' (Spielkugel) mit *uɔ*. *uɔ* zeigen im Mürztal auch die vier Wörter *fusxt* 'Furcht', *tust* 'dort', *fut* 'fort' und *fp̄līs̄ kə̄n* 'in Verlust geraten', die P. als steigtonig bezeichnet (§ 50, c). Davon stammen aber *fusxt* und *tust* aus der Stadt-, bzw. aus der Verkehrssprache; denn die beharrsamen Mdaa. kennen noch die lautgesetzliche Form *förxt* und verwenden statt 'dort' die Ausdrücke 'daselben, selben', mdal. (*dv*)*söl(b)m*, *-sēl(b)m*. Das Ybbstal spricht *dönt* mit *öv* wie in den Fremdwörtern und auch die mürztalische Nebenform *tōus̄t* beruht auf **dört* mit spirantischem, stimmlosem *r*³⁾. Aber auch dem mürztal. *fut*, neben dem vermundartlichtes *füst* steht, entspricht im Ybbstal *fönd* mit *ö*. *furt* wird deshalb, auch wenn es in der krainischen Sprachinsel Zarz *vurt* heißt, keine alte Nebenform zu 'fort' sein, wie Lessiak, Mda. v. Pernegg § 62, Anm. 1, vermutet. Auch 'fort' ist übrigens kein altes Bauernwort; man sagte früher einmal 'hindan, vondannen'

1) Im Skandinavischen wirkte es sogar palatalisierend, vgl. den nordischen *r*-Umlaut!

2) Vgl. Mda. v. Pernegg § 4, b u. § 56, 2, Mda. v. Imst § 7 u. 82.

3) Die ursprüngliche Grundlage ist bei diesem Wort überhaupt nicht *or*, sondern *ar*, vgl. altsächs. *tharod* 'dorthin'.

(mittelbair. *hīndq̄n*, oberpfälz. *fvdānō*). Das alles berechtigt zu der Annahme, daß die Lautung *fv̄lūz* (mhd. *verlor*) ebenfalls aus einer alten Verkehrssprache in die Mdaa. gedrungen ist, mag es auch in der Sprachinsel Lusern *tso vorlūr* heißen; denn gerade die Sprachinselmundarten zeigen manche althochsprachlichen Züge.

Ähnlich verhält es sich mit ö vor Nasal. Hier ist ö auf dem ganzen bair. Gebiet mit Ausnahme der Sprachinseln im allgemeinen mit ahd. ā zusammengefallen und beide Laute erscheinen nun entweder als oⁿ, oⁿ oder uⁿ, bzw. infolge Diphthongierung als ouⁿ (ouⁿ, öoⁿ), egerländ. als övⁿ (uvⁿ). Auch diese Erscheinung ist als Vereinfachung des Lautstandes aufzufassen. Nun zeigen aber mehrere Fremdwörter sowie einige heimische Ausdrücke in bair. Mdaa., die sonst ahd. ö vor Nasal nicht zu u gewandelt haben, für diesen Laut ein u. Bei jungen Fremdwörtern wie imst. *kxunto* 'Konto', *kxumodānt* 'Kommandant', pernegg. *pumrāntša* 'Pomeranze', *numrēl* 'Regenschirm' (< it. *ombrello*), mittelbair. *muntūr* 'Montur', *khumissēv* 'Kommissär', nordbair. *khummōd* 'bequem', *trumpētn* 'Trompete' ist die Ursache darin zu suchen, daß die Mda. zur Zeit der Aufnahme dieser Ausdrücke keinen entsprechenden o-Laut mehr besaß, den sie für das geschlossene umgangssprachliche o hätte einsetzen können, und daher das am nächsten liegende u verwendete. Nun hat die sogen. bessere Umgangssprache aber auch in heimischen Wörtern vor Nasel an diesem geschlossenen o festgehalten, weil man es bis vor 50—60 in der Schule so lernte¹⁾; und wer diese Aussprache nachahmen wollte, ohne sie gewohnt zu sein, mußte auch in diesem Falle zum u greifen. So bürgerten sich allmählich in der Mda. neben den alten o-Formen eine Reihe ursprünglich als 'herrisch' geltender Nebenformen mit u ein und verdrängten jene in manchen Gegenden vollständig. So hat sich mhd. *komet* 'Kummet' nur mehr in beharrsamen Gebieten, bes. im Südbair. behauptet, während im Mittelbair. und Nordbair. m. W. heute fast durchaus *kumet* gilt (mürztal. *kxummot*)²⁾. So hat auch das in beharrsamen Mdaa. noch als »herrisch«

1) So spricht z. B. im Ybbstal die älteste Generation beim Lesen jedes o ohne Unterschied geschlossen, während die Jüngeren und die Schulkinder jedes geschriebene o durch ihr mittleres o (< ahd. ā) ersetzen.

2) Die u-Form ist erst aus dem 15. Jahrh. belegt, im 12. Jahrh. nur *komat* < aslov. *chomōt*. Bei der Erklärung der slav. Formen wird man wohl von urgerm. *χamōn swm. (westfäl. *ham*,ndl. *haam*, engl. *hame* 'Kummet') auszugehen haben, das bei Entlehnung ins Urslav. zu asl. *chomy hätte führen müssen. Da aber die Endungen -ōn und -ont in ihrer Entwicklung

gefühlte *tundern*, *dūnn* (mhd. *dunren*) die alten Formen *tondern*, *dōvⁿn*, *dōvⁿn*, *dōn* (mhd. *donren*)¹⁾ schon stark zurückgedrängt. Und nicht anders ist es mit *gnūm* 'genommen' (mhd. *genumen*) gegenüber altbäurischem *gnōm* usw. (mhd. *genomen*)²⁾.

Dasselbe Ergebnis mußte sich natürlich auch dann einstellen, wenn die »herrische« Aussprachform eines eingedentschten Ortsnamens vermundartlicht wurde. Hierher gehört möglicherweise der urk. Beleg *Chumilah* (§ 100, b, 5), falls er sich wirklich auf Gomile in Kärnten bezieht (zu slov. *gomila* 'Erdhügel'), ebenso *Diemlach* sw. *Kapfenberg* (Nr. 81 u. § 100, b, 6), mdal. *tīml̥* < **Diimlach*, 1023 *willā Domiahe*, 1230 *Doemlach*, das ich auf asl. **Dom(l)jachr*, nsl. **Domljach* 'bei den Leuten von Haus, bei den Hausern' und nicht wie P. auf asl. **Dom(om)ljach* 'bei den Dorfgenossen des **Domomil*' zurückföhre³⁾. Im zweiten Fall ist also ganz entsprechend ü für geschlossenes ö vor Nasal eingetreten. Hingegen scheint es mir fraglich, ob der alte Beleg *ad Luminicham* aus dem J. 860 für den Longraben b. Gleisdorf (§ 100, b, 5) ebenso zu beurteilen ist. Denn er findet sich in derselben Urkunde wie *ad Astaruuixam* für Hoch-Osterwitz in Kärnten und wird daher m. E. als **Laminicham* zu lesen sein, da die *a* und *u* der damaligen Schriftform leicht zu verwechseln sind⁴⁾. Auch der Umstand, daß sich die gleiche Form zwischen 860 und 1050 sieben-

zusammenfielen (vgl. asl. *vedy* < **vedonts*), wird zu ursl. **chāmūn* schon früh ein gen. **chāmoⁿtā* usw. gebildet worden sein, der dann seinerseits den nom. beeinflußte und dessen Übertritt in die *o*-Deklin. herbeiführte. Infolge seiner isolierten Stellung blieb **chomoⁿtz* von der Beeinflussung durch die *io*-Stämme, wie sie das part. praes. aufweist, verschont. Ein got. (oder germ.) part. praes. **hamands* zugrunde zu legen (vgl. Berneker, Wb. I, 395), scheint mir wegen des slav. *t* nicht ratsam.

1) Ahd. nur *donarōn*.

2) Ahd. nur *ginoman*. Diese bair. *u*-Formen erinnern allerdings auffallend an das ingävוניתche *u* in as. *ginuman* neben *ginoman* und *Thuner* 'Donar', ags. *numen*, *þunor*, doch ist ein sprachgeschichtlicher Zusammenhang nicht nachzuweisen, um so mehr als das Mndd. und die nndd. Mdaa. nur die Grundlautung (*ge)nomen* kennen.

3) Ebenso erklärt sich urk. *apud Domlach* b. Mautern a. d. Liesing. *Dümlern* b. Irdning hingegen, um 1120 *Domelaren*, 1422 *Tūmloren*, ist deutsche Weiterbildung von **Dümel* < slov. **Domljé* = -jáne 'Die Leute von Haus', vgl. Nr. 81.

4) So wird in derselben Urk. auch *Lubanta* statt *Labanta* geschrieben (Pirch. Nr. 380).

mal wiederholt, spricht nicht dagegen, weil es sich dabei ganz deutlich um eine weitergeschleppte historische Schreibung handelt; sonst müßte wenigstens die Endung hin und wieder eine oder die andere der bekannten graphischen Abweichungen (-iccha, -ikche, -ich u. ä.) zeigen. Die alte Lautung war offenbar längst verküngt ebenso wie das kärntnische *Asturuixa*, für das bereits 927 *Ostaruixa* erscheint; ebenso begegnen uns für **Laminicha* später die nun bestimmt aus der lebenden Sprache geschöpften Formen *Lomnich* 1170 u. 1255, *Lom* 1390 u. 1414 u. *Lam* 1479—80 (asl. *lomъ* in der Bedeutung »brüchiges Talgehänge«).

Wie P. die besprochenen Fälle mit *u* für ahd. ö vor Nasal durch hohen Steigton zu erklären sucht, so auch einige Formen mit *i* für ahd. ē. Aber wenn er damit auch irrt, bzw. das dunkel Erfühlte unrichtig und irreführend ausdrückt, hat er doch auf eine Erscheinung hingewiesen, die bisher noch nicht untersucht war. Ahd. ē und ö sind auf dem geschlossenen bair. Sprachgebiet vor Nasal zusammengefallen und erscheinen heute als *eⁿ* oder *ēⁿ*, bzw. als *eiⁿ* (*eiⁿ*, *äeⁿ*), egerländ. als *ēvⁿ* (*ivⁿ*). Abweichend davon findet sich aber in folgenden Formen *i*: 1291 *Simernich* 'Semmering' neben 1227 *Semernic* < slov. *čemernik 'Nießwurzberg', 1486 *Simbriach* 'Semriach' neben 1265 *Sembriach* < slov. *čemeriáč 'bei den Leuten am Nießwurz(wald)' und Himermoser, Ghft. b. Altenmarkt a. d. Enns, 1434 *He-mermos* 'Nießwurzmoor' (§ 100, b, 1). Aber auch andere Namen, die nichts mit der Nießwurz zu tun haben, zeigen diesen Wandel, z. B. Himberg sw. D. Feistritz, 12. Jahrh. *Henne-*, *Hennenberch*, 1390 *Himberg* usw.¹⁾. In allen vier Namen handelt es sich um geschlossenes *e*, denn auch das slav. ē war geschlossen (vgl. S. 224). Dieses ē muß nun vor Nasal genau so wie ö von einer höheren Sprachschicht festgehalten worden sein, nachdem die betreffende Mda. den Unterschied zwischen ahd. ē und ö vor Nasal bereits zu gunsten des offenen Lantes aufgegeben hatte. Der Versuch, die vornehmre Aussprache nachzuahmen, führte dann in Ermanglung eines ē vor Nasal notwendigerweise zu dem in dieser Stellung vertrauten *i*. So erkläre ich mir auch das *i* der seltenen Lautungen *trinsn*, *-ln*, *trin(t)šn*, *-ln* 'Geifer' und *trintsn* w. 'Geifer, Träne'²⁾ neben den bekannten Formen

1) J. Zahn, Ortsnamenbuch d. Steiermark im M. A. Sp. 263.

2) Nicht zu verwechseln mit den diphthongischen Formen *trien(t)šn*,

trensen, *trenzen* Zw. und *Trenze* w. Hptw. Sie haben weder mit dem Worte »Träne« noch mit »Trense« (unstarres Pferdegebiß) etwas zu tun, sondern sind m. E. *j*-Ableitungen mit Primärumlaut von den germ. Stämmen **drams-*, **drant-*, vgl. altdän. *dratte* (< **drantan*) 'verschütten', norw. *drama* 'an etwas schleppen, daß es verschüttet wird' (Falk-Torp, Norw.-Dän. etym. Wb. I, 153).

Die Spaltung des ahd. *ē* in *ē* und *ē*, mürztal. *e* und *ei*, in Fällen wie *tsekx* 'Zecke', *ne'm* 'neben' gegenüber *sprikx* 'Speck', *si'm* 'eben' beruht m. E. auf einer Störung der lautgesetzlichen Entwicklung durch die oben erwähnte frühe Verkehrssprache der Donaulandschaft, in der ahd. *ē* und *ō* nicht diphthongiert worden sind. Durch die klangliche Annäherung von ahd. *ē* und *ē* scheint das Sprachgefühl in Verwirrung geraten zu sein¹⁾. Um aber die beiden Laute dennoch auseinanderzuhalten, wird man versucht haben, das *ē* durch eine etwas geschlossenere Aussprache von *ē* zu unterscheiden, da dieses ja überhaupt offener, also mehr *ä*-artig gesprochen worden ist. Dadurch geriet das *ē* zu stark in die Nähe des *ē* und fiel zum Teil mit diesem zusammen. Aus der Verkehrssprache ist dann diese geschlossene Aussprache wortweise in die Mda. gedrungen und hat sich allmählich immer weiter vorgeschoben, so daß der ursprüngliche Zustand auch in den beharrsamen Mdaa. heute nicht mehr ganz rein bewahrt ist. Aber nicht nur *ē*, auch *o* < ahd. *ä* wurde durch *ō* in derselben Weise abgedrückt und näherte sich so dem ahd. *ō*. Der vollständige Zusammenfall mit diesem wurde freilich in der Verkehrssprache und in den meisten bairischen Mdaa. dadurch verhindert, daß man an der Vorstellung, einen *a*-Laut zu sprechen, festhielt. In einem beschränkten Gebiet und zwar in Westoberösterreich mit dem anschließenden salzburgischen und bayrischen Raum ist die Entwicklung aber doch zum Abschluß gekommen, so daß zahlreiche Wörter geschlossenes *o* für

trēn(t)sn, wozu E. Schwarz, Beitr. z. bair. Lautgesch. (Teuthonista II, 267) zu vergleichen wäre.

1) Das geht aus dem ganz regellosen Auftreten des geschlossenen Lautes für ahd. *ē* hervor, vgl. z. B. *grēhv* 'geradeaus' im unteren und im obersten Ybbstal, aber *grēhv* in der Mitte zwischen Waidhofen und Opponitz (mhd. *gerēchen*), *sep* 'Josef' im Süden und *sep* im Norden der Donau b. Amstetten, *khēfō* 'Käfer' im Westen und *khēfō* im Osten von Niederösterreich. An Umlaut kann man höchstens bei jenen Wöttern denken, die auf dem ganzen bairischen Gebiet geschlossenen Vokal aufweisen.

ahd. *ā* aufweisen. Auch hier ist eine Regel für die Verteilung des offenen und geschlossenen Lautes nicht zu finden.

Die einseitige Blickrichtung des Verfassers erhellt aber ganz besonders daraus, daß er undiphthongierte Formen wie *stiŋl* 'Augustinus', *primbs* Hofn. (<*Primus*) im Verhältnis zu solchen wie *trāŋl* 'einfältiges Frauenzimmer' (<*Katharīna*) oder dem perneggischen *præims* 'Primus'¹⁾ nicht als jüngere Übernahmsstufen erkennt, sondern auch für diesen Unterschied die Intonation verantwortlich macht (§ 49, e). Die Lautungen *kniəs'n* 'knieen' und *pliə'n* 'blühen' aber erklären sich den lautgesetzlichen altväterischen Formen *kxnean*, *plean* gegenüber sehr einfach als jüngere Neubildungen nach den Einzahlformen der Gegenwart und nicht aus ihrer »Steigtonigkeit« (§ 17, 3 u. 5). Auch ist schließlich *takkxn* 'Decke aus Brettern(?)²⁾ sicher nicht die falltonige Entsprechung zu »steigtonigem« *tikkxn* 'Decke' (§ 44, a, 9), sondern ein von diesem etymologisch verschiedenes Wort, das ich auf germ. **dēkjan*, einer Ablautform zu **dōka* 'Tuch' zurückführe, vgl. ahd. *tacha* 'Matte', d. i. wohl **tācha* b. Graff, Ahd. Sprachschatz V, 364. Zur Frage nach den Bedingungen für den Eintritt, bzw. für das Unterbleiben des Umlautes von ahd. *ü* (§ 55) vgl. man die Arbeiten von W. Wiget, Zs. f. deutsche Mdaa. XIX [1924], S. 250 ff., und H. Jilek, Prager deutsche Studien H. 41 [1927]. Der Übergang des nhd. *au* (<*ā*) vor *m* in *ā* erklärt sich als ein durch das folgende *m* und nicht etwa durch steigtonige Intonation bedingter Wandel (§ 56). Die Lautungen *tōōl*, *sōōl* usw. neben *tāaūl* 'Teil', *sāaūl* 'Seil' sind wie *śūūl* neben *śūaūl* 'Schule' als jüngere durch Vereinfachung des Triphthongs entstandene Formen anzusehen; und die noch außerdem daneben vorkommende Aussprache *tāōl*, *sāōl* entstammt der Stadtsprache, in der ja mhd. *ei* überhaupt als *a* erscheint (§ 58, b; 64; 22). Das *ā* von *hāli* 'heilig' hingegen ist aus älter-mdal. *ai* entstanden und so zu beurteilen wie das mdal. *ai* in »Geist« und »Fleisch«³⁾. Ahd. *ou* ist vor Lab., ahd. *gg* und *hh* (<*k*) lautgesetzlich zu *ā* geworden. Wo *ao* erscheint wie z. B. in *tsaqwvn* 'zaubern', *ūslaqb* 'Urlaub' usw. liegt verkehrssprachlicher Einfluß vor (§ 60). Ebenso ist die bodenständige Entsprechung von mhd. *iu* nur *ui*. Alle nichtumgelauteten

1) Mda. v. Pernegg § 61.

2) Die gewöhnliche Bedeutung ist »Bast-, Binsenmatte«.

3) Vgl. A. Pfalz, Grundsätzliches zur deutschen Mundartforschung (Germanist. Forsch., Österr. Bundesverl. 1925, S. 203 ff.).

aę-Formen wie *nāeg* 'neu', *fagv* 'Feuer' neben *nūi(g)*, *fijv* usw. entstammen einer alten hochsprachlichen Schicht (§ 62¹). Das *oe* in *kxoen* 'kauen' statt *ui* ist durch seine Stellung vor Nasal bedingt.

Daß P. hier überall durch die wechselnde Intonation hervorgerufene Lautwandlungen annimmt, muß als wesentlicher Mangel seiner Darlegungen angesehen werden. Doch ist es ihm anderseits wieder gelungen, verlässliche Beispiele für die frühe Vernachlässigung der *r*-Artikulation beizubringen (§ 80), vgl. urk. 1431 *Furt*-, 1450 *Fuetpach* oder *Ghft. Pietscher* (mdal. *pīətšv*), 1482 *Pietschach*, 1768 *Pürtschachacker* < slov. **porēčách* 'bei den Bachanwohnern'. Auf ein noch höheres Alter des *r*-Schwundes weisen vielleicht falsche Schreibungen eines mundartlichen *-v* als *-er* in Fällen wie urk. 1425 *Zweiterstorf* nö. Mureck gegen 1265 *Zwetoynsdorf* (asl. PN **Sveton*, č. *Svaton*, vgl. Mikl. PN Nr. 339) oder Radkersburg, sogar schon 1222 *Rakerspurch* gegen 1211 *Rategoyspurch* (asl. PN **Ratigojv*); beim zweiten Namen kann allerdings auch bloß Umdeutung auf den deutschen PN *Räikēr* vorliegen.

Sonst ist die Lautlehre, wie man gerne feststellt, recht gut gearbeitet: Zahlreiche Wörter, die bei Lessiak nicht vorkommen, die P. also nicht einfach in seine Mda. umsetzen konnte, sind richtig eingereiht und ausgewertet, manche Deutung ist wohl gelungen: ich erwähne die Zurückführung des neutr. *īslv* 'Kehricht' auf mhd. *ūsel* 'Funkenasche' (genauer **ūselach*), der Roseggerschen Form *trōweis* 'im Delirium' auf mhd. *[in] dēr āwīse* 'in der Torheit' (§ 35, a) und des Fremdwortes *flōri-mōri* 'rote Gartenlevkoje' auf **flor* 'd'amore, besser **flore* [d'ə]more (§ 50, c). Wertvoll sind Formen wie *frōtsāli* 'widerwärtig', eine Weiterbildung von mhd. *vrat* 'abgerieben, wund, matt' (§ 44, 6) oder wie *špaqlkxn* 'verjagen' (§ 60, b). Letzteres ist ebenso wie schweiz. *zerspäuchen* 'durch Spuk verjagen' zu ndd. *spōk* 'der Spuk' (< germ. **spauka-* zu stellen²) und diesem entspricht Laut für Laut die Bezeichnung der großen Viehbremse im steirischen Liesingtal als *špaqlx m.*, vgl. auch schwed. *spok* 'Vogelscheuche', norw. *spjok* 'Gespenst'. Daß man in diesem Insekt ursprünglich einen Kobold sah, verrät das Synonymon *pīsmandl* (d. i. *Pismännlein*), eine Zusammensetzung mit ahd. *pisōn* 'toll rennen wie von Bremsen gestochenes Vieh'.

1) Vgl. den 14. Jb. d. Wiener Wb.-Kommiss. (Anz. d. phil.-hist. Kl. v. 23. III. 1927, Nr. IX. S. 72 f.).

2) Fr. Kluge, Etymol. Wb. unter 'Spuk'.

Zur sprach- und siedlungsgeschichtlichen Beurteilung der slavischen (*bn)lča*-Namen.

Bevor ich mich zu Pircheggers Ausführungen über die Vertretung der asl. Laute wende, ist zu untersuchen, inwieweit die bisherigen Lehrmeinungen über die Entlehnungszeit der ehemals slavischen Flussnamen auf *-ing* und *-itz* einer eingehenden Überprüfung standhalten.

Bekanntlich hat Primus Lessiak im Anz. f. d. Altert. XXXII, 132 die Ansicht vertreten, daß Flussnamen wie *Sirnicha* 'Sirning' oder *Bersnicha* 'Peschling' wegen ihres *ch* (= *kch*) für ursl. *k'* vor der Verschiebung des germ. *k* > altbair. *kch*, *kh* übernommen worden seien und E. Schwarz¹⁾ wie auch J. Schnetz²⁾ haben diesen Gedanken wiederholt und in verschiedener Weise überzeugender zu machen versucht. Aber schon eine oberflächliche Vergleichung der eingedeutschten slavischen mit den romanischen ON lehrt uns, daß die Übernahme des slavischen Namengutes in viel späterer Zeit stattgefunden hat als die des romanischen (abgesehen von Tirol), eine Tatsache, die übrigens ganz selbstverständlich erscheint, wenn man bedenkt, daß die Romanen unsere Alpenländer schon mehrere Jahrhunderte vor der bairischen Landnahme innehatten und den neuen Siedlern alte Namen überlieferteren, während die Slaven gut 50 Jahre nach den Baiern einrückten. Die von ihnen geschaffenen Namen sind denn auch in ihrer großen Masse nicht vor der 2. Hälfte des 8. Jahrh.s eingedeutscht worden. Aber selbst wenn man zugeben wollte, daß einzelne Entlehnungen früher fallen, verbietet sich die obige Lösung aus lautgeschichtlichen Gründen, weil einfaches inlautendes *k* zwischen Vokalen nicht zu *kch* verschoben werden kann. Die Annahme, es könnte sich hier vielleicht um eine nachträgliche Verschiebung handeln, die sich etwa gleichzeitig mit der von *kk* > *kkch* vollzogen hätte, ist schon deshalb zurückzuweisen, weil auch dieser Verschiebungsakt im 8. Jahrh. bereits vorbei war. Denn der Wandel von *kk* > *kkch* ist keinesfalls später anzusetzen als der erste Akt der Verschiebung des einfachen *k*. Daß sich die aus einfachem inlautenden *k* zunächst entwickelte Affrikata *kch* dann zur Spirans *ch* weiterverschob, während *kkch* < *kk* erhalten blieb, erklärt sich natürlich aus dem Überwiegen des geminierten Verschlußlautes im zweiten Fall, bzw. daraus, daß die Silbengrenze bei

1) Bayer. Hefte f. Volksk. IX, S. 59/60 u. 97 sowie Arch. XL, 315 ff.

2) Arch. XXXIX, 180/81.

kch in den Verschlußlaut fiel. Dieser Widerspruch ist E. Schwarz auch nicht entgangen und er weist darauf hin¹⁾, daß das alpenslavische unbehauchte *k* dem ahd. *cc* (*< gg*) viel näher stand als dem behauchten oder affrizierten *ch*. Um sich aber nun das *ch* der Endung *-icha* erklären zu können, nimmt er unter Berufung auf G. Baesecke²⁾ an, daß die so späte Verschiebung eines inlautenden *k* ihre Ursache in der Nebentonigkeit des Suffixes habe. Aber damit ist nichts gewonnen. Denn einerseits sind die von Baesecke angeführten Formen nicht stichhaltig, anderseits liegt die Schwierigkeit gar nicht so sehr in der eigentlichen Verschiebung von *kh* > *kch*, sondern in dem Eintreten des behauchten *kh* für den unbehauchten inlautenden slav. *k*-Laut. Und sollte man unter der obigen Voraussetzung nicht viel eher erwarten, daß die nebentonige slavische Endung *-ika*³⁾ durch das heimische Suffix *-ihha* ersetzt worden wäre wie etwa lat. *-icus*, *-ica* in den sicher spät übernommenen gelehrten Lehnwörtern *gramatih*, *sittih* < gr.-lat. *grammatica*, (*p*)*sittacus*⁴⁾ oder in mdal. *prótix* w. 'altes Buch' < mlat. *pratica* 'Kalender'? Das ist aber nicht geschehen, wie die urk. Schreibungen mit *cch*, *kch*, *gch* usw. zeigen.

So muß man sich denn fragen, ob das Scheitern der bisherigen Erklärungsversuche nicht durch eine fehlerhafte Voraussetzung veranlaßt ist. Und so verhält sich's in der Tat. Denn so schwer es fällt, die deutsche Suffixform *-iccha* aus einer slav. Grundlage *-ika* mit nicht palatalisiertem *k* herzuleiten, so einfach löst sich die Frage, wenn man von slav. *-ica* (oder *-ika*) ausgeht. Denn der Eintritt der Affrikata *keh* für einen palatalisierten *k*- oder *t*-Laut (d. i. *kx*, *tx*) läßt sich nicht nur als Lautersatz recht gut verstehen, sondern auch anderweitig nachweisen. Wird doch auch ein *č* ganz anderer Herkunft, nämlich das aus ursl. *kč* und *tč* entstandene, durch *ch* wiedergegeben, vgl. die zweimalige urk. Schreibung *Pechen* für ON, die heute Pet-schen, -ö- lauten (Nr. 8 u. 9) und auf aslov. **pečina* (= nslov. *pečina* 'Felsen') zurückgehen⁵⁾. Ebenso erscheint das *c* der čech.

1) Arch. XL, 316.

2) Einführung in das Ahd. § 55, 2.

3) So schreiben Lessiak, Schwarz und Schnetz.

4) Vgl. E. Schwarz, Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Spr. L, 276 und Fr. Kluge, Etymol. Wb. unter »Sittich«.

5) Wenn in zahlreichen andern Fällen aslov. *č* (*< tč*) durch *gg*, *cc* oder *k* wiedergegeben wird, handelt es sich dabei um eine alttümlichere Aussprache dieses Lautes, in der *č* noch nicht zu stimmlosem *x* geworden war, sondern

Suffixform *-ice*¹⁾), älter *-ici* < *-ici* < ursl. *-itai*, urkundlich als *ch*, vgl. 1192 *Chilichi*, heute Chýlice b. Ung.-Ostra in Mähren (vom PN *Chyla*)²⁾. Im Skr., wo sich die palatale Aussprache des *č* (< *tj*) bis heute erhalten hat, wurde dieser Laut früher ebenfalls durch *ch* bezeichnet und aus dieser orthographischen Eigenheit erklärt sich die traditionelle Schreibung patronymischer PN wie *Miklosich*, *Gregorich*, *Mihanovich* usw. In böhm.-mähr. Urk. wird aber dann *ch* auch für *č* < *kj* verwendet, so z. B. in 1246 *Cheyekouich*, heute Čejkovice b. Göding (vom PN *Cějek*) oder in 1249 *Haychin*, heute Hajčín b. Olmütz (vom PN *Hájek*)³⁾. In Ungarn wiederum findet sich urk. *ch* als historische Schreibung für das *c* des asl. Suffixes *-vcb* (< *-vcv*) in urk. Formen wie *Myskouch*, heute Miskolcz, < **Miskouč* (vom PN *Misko*)⁴⁾ usw.

Aber nicht nur slavisches, auch romanisches *kx/tx* ist durch deutsches *kch* ersetzt worden, so z. B. in dem rom. ON *Kampill* im Gadertal < ladin. **txampill* < **campillo* 'kl. Acker'⁵⁾, in Kartitsch b. Sillian, mdal. *kxortits*, daneben mit unbehauchtem *k* am Anfang des 16. Jahrh. *den Cartitschern, Kar-, Gar-*⁶⁾, vermutlich < ladin. *txaretic* < **carecticio* (zu it. *caretto*, engad. *txarét* 'mit Riedgras bewachsener Ort') und vielleicht in Karfreit, friaul. *txarre*, it. *Caporetto*, slov. *Koborid* oder *Kobarid*⁷⁾. Die drei Namen haben die rom. Betonung

nur das vorausgehende *t* palatalisiert hatte, so daß es wie ein vorderes *k* klang, vgl. 1238–61 *Peceah*, heute Pöckau b. Arnoldstein in Kärnten, < aslov. **pečach* 'bei den Leuten am Felsen' (Lessiak, Car. I v. 1922, S. 44 u. 76).

1) Slov. *-iče*.

2) Fr. Černý a P. Váša, Moravská jména místní S. 78.

3) Černý-Váša S. 59 u. 68.

4) V. Luntzer und J. Melich, Deutsche ON und Lehnwörter des ung. Sprachschatzes (Quellen u. Forsch. z. Gesch., Lit. u. Sprache Österreichs u. seiner Kronländer, hg. v. J. Hirn u. J. E. Wackernell VI [1900], S. 27).

5) Zur Übernahmszeit vgl. K. v. Ettmayer, Wiener Sitz.-Ber. 191. Bd., 4. Abh., S. 45. Daneben, früher übernommen, der häufige ON *Gamp*.

6) Tirol. Weistümer IV, 2, S. 567 u. 569.

7) Vgl. E. Schwarz im Arch. XXXXI, 130. Das erste *r* der deutschen Namensform erklärt sich wohl durch Vorausnahme, die durch den Anklang des Namens an das Wort »Karfreitag« gefördert worden sein wird. Wenn die it. Form mit ihrem *p* aus der friaul. falsch rückgebildet ist, was durchaus möglich erscheint, käme als rom. Grundlage **cavorēto* oder **cavarēto* 'Höhle' in Betracht, vgl. lothring. *kafuret* dass. und frz. *cabaret* 'Keller'



bewahrt, können daher nicht früh entlehnt sein und kein verschobenes *k* enthalten. Anschließend daran möchte ich die Vermutung aussprechen, ob nicht die Verwendung der Buchstabenfolge *ch* zur Bezeichnung des franz. *š*-Lautes, der ja über *ts* auf *tx* zurückgeht, mit dem eben besprochenen Lautersatz zusammenhängt. Wie mir Herr Univ.-Prof. Dr. Karl von Ettmayer gütigst mitteilt, liegt eine Untersuchung über die *ch*-Schreibung im Romanischen und über den Gebrauch des *h* als Palatalisierungszeichen noch nicht vor und auch in der »Histoire de l'orthographie française« [Paris 1927] von Charl. Beaulieux finde ich nichts darüber. Nur R. Menéndez Pidal erwähnt in seinem Buch »Orígenes del español« [Revista de filología española, anejo I, Madr. 1926, S. 68/9], daß die Bezeichnung des span. *č*-Lautes durch *ch* am Ende des 11. Jahrh. aufgekommen ist (1096 *Sancho*) und aus dem Franz. stammt, wo sie schon in den ältesten Denkmälern auftritt (im 9. Jahrh. *chief*, in 10. *char*)¹). Demnach wird wohl auch das engl. *ch* dem franz. Schreibgebrauch entnommen sein. Im Franz. selbst aber könnte ja *ch* ursprünglich westfränk. Bezeichnung des roman. *tx* gewesen sein. Wenn sich diese Vermutung bestätigt, wäre es wohl möglich, daß aus der Folge *ch* das *h* als Palatalisierungszeichen abstrahiert und dann auch zur Kennzeichnung anderer Palatallaute verwendet worden ist, vgl. aspan. *gh* = *ž*, *nh* = *ñ*, *lh* = *l'*²). Aber die Vorstellung, daß *h* Palatalisierungszeichen sei, kann nicht auf das westromanische Gebiet beschränkt gewesen sein. Denn auch in der älteren slov. Orthographie gilt z. B. *sh* = *š* und *zh* = *č*³). Außerdem findet sich urk. *th* sowohl für *č* als für *c*. In einzelnen Fällen könnte *t* freilich auch für *c* oder *h* für langes *ʃ* verlesen sein, da sich diese Buchstaben in der mittelalterlichen Minuskel manchmal ähnlich sehen. Aber die *th* sind zu zahlreich, als daß diese Er-

(W. Meyer-Lübke, Etym. Wb. Nr. 1796). Den Hinweis auf die beiden letzten Beispiele verdanke ich Herrn Dr. E. Kranzmayer, der ganz unabhängig von mir zu derselben Lösung gekommen ist und ebenfalls die Ansicht vertritt, daß die Wiedergabe der slav. Endung *-iča* durch abair. *-icha* als Lautersatz anzusehen ist.

1) Für den wertvollen Hinweis auf die Bücher von Beaulieux und Pidal habe ich Herrn Univ.-Prof. Dr. M. H. Jellinek zu danken.

2) Vgl. Pidal a. a. O. S. 66, 58 und 61.

3) Vgl. *xhrēp* = *črēp* 'Scherbe' und *shipəxhje* = *šipēčje* 'Hagebuttenstrauch' b. Urb. Jarnik, Versuch eines Etymologikons der slov. Mdaa. in Innerösterreich [Klagenfurt 1832], S. 217^a u. 132^a.

klärung befriedigen könnte. Vielmehr wird *th* ursprünglich palatalisiertes *t* bezeichnet haben und dann auch für *c* verwendet worden sein, als *t* wie im Tschech. zu *c* geworden war. Einige Beispiele bringt P. Nr. 118, S. 32.

Eine weitere Bestätigung dafür, daß *tx* durch *kx* ersetzt werden kann, erhalten wir aus dem Deutschen selbst. Denn die mhd. Formen *miteche* 'Mittwoch', *blēteche* 'gr. Blatt', **vlitteche* 'Flügel' (Mischform aus *vittich(e)* + *vlēderen* 'flattern') und **vlutteche* *dass.* (Mischform mit mdal. *fluttern* 'flattern') sind, je nach dem ob das *ch* vorder- oder hintergaumig gesprochen wurde, einerseits zu *mitše* (nordböhmk.), *blētšn*, *flitšn* 'leichtsinniges Mädchen', eigentlich 'Flederwisch', und *flutšn* *dass.*, anderseits zu *mikkn*, *blekkv(n)*, *flikkv(n)*, *flukko* geworden und diese Lautformen setzen eben die affrizierten Vorstufen **mikkv* usw. voraus. Den gleichen Lautwandel hat auch der Paßname »die Plöcken« in den karnischen Alpen mitgemacht, der mdal. *plökxn* lautet, aber im 14. Jahrh. *die Pletich* und *ze Pletichen* geschrieben wird¹⁾.

Wenn aber nun das *ch* der Formen *Sirnicha* und *Todicha* im Stiftungsbriebe von Kremsmünster aus dem Jahre 777 nicht aus slav. *k* verschoben ist, sondern sich durch Lautersatz erklärt und somit bereits palatalisiertes slav. *iča* (== *ičxa*, bzw. *-ičxa*) voraussetzt, ergibt sich daraus, daß die Palatalisierung der Gaumenlaute durch vorausgehendes *i* (== *ī*, s. im folg.) in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh.s bereits vorhanden war. Und diese Annahme wird noch dadurch gestützt, daß die Görtschitz in Kärnten i. J. 831 schon in der Schreibung *Curciza*²⁾ erscheint. Im J. 860 folgen dann die Namen *Sabniza*, d. i. ein Ort an den steirischen Safenbächen, und *Astaruuiza* 'Hoch-Osterwitz'³⁾, woraus hervorgeht, daß sich *-iča* (== *-iča*) schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrh.s zu *-ica* (== *īca*) weiterentwickelt hatte.

Soweit läge die Sache ganz klar und einfach, wenn es nicht Namen gäbe, die sicher später entlehnt sind und trotzdem die Endung *-ing* < *-(in)icha* zeigen. Dazu gehören vor allem jene, in denen asl. *o* bereits durch deutsches *o* ersetzt ist wie in *Lobming* b. St. Stefan a. d. Mur, 927 *Lominicha(kimundi)*⁴⁾ < asl. *lominiča* 'Fluß mit brüchigen Hängen', *Möstling(graben)* b. Kindberg, 1404 *die Mostnikch* < aslov.

1) Vgl. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 81, Nr. 64.

2) Salzb. Urk.-Buch II, S. 2, Nr. 8.

3) Ebda S. 40, Nr. 21.

4) J. Zahn, ON-Buch d. Steierm. S. 314.

**mostnīća* 'Bruckbach' (Pirch. Nr. 229), Döbling in Wien, 1131 *Totpilicha*¹⁾ < aslov. **topilića* 'Warmbach'²⁾, Möring, d. i. der alte Ottakringer Bach, 1314 *ouf der Moerich* < aslov. **mórića* 'kl. Abzugsgraben'³⁾; ebenso Gösing b. Kirchberg a. Wag., um 1150 *Goxniche*⁴⁾ < aslov. **kozniće* 'am Geisberg'. Diese Namen sind wegen ihres *o* frühestens nach 860 übernommen (vgl. S. 240), die Entlehnung mancher, in denen wie in *Mostnikch*, *Goxniche* das asl. *v* vor dem *n* bereits geschwunden ist und die den Deutschen auch aus siedlungsgeschichtlichen Ursachen erst später bekannt geworden sein können, dürfte noch später fallen. Es muß also auch nach 860, vielleicht sogar bis ins 10. Jahrh. ein Flußnamensuffix mit noch nicht zu *c* gewandeltem, palatalisiertem *k* (also *c*) gegeben haben. Diesen scheinbaren Widerspruch erkläre ich mir auf folgende Weise: Das Ural. kannte zweierlei Suffixe, *-ikū*, *-ikā* und *-ikü*, *-ikā*⁵⁾. Von den männlichen Formen ist *-ikū* etwa zwischen 600 und 800 über *-icū* > *-icī* palatalisiert worden, hierauf noch in der ersten Hälfte des 9. Jahrh.s zu *-icī* vorgerückt und erscheint im Asl. als *-vcb*, später als *-ec*, *-əc*, *-ac*. Hingegen hat *-ikū* sein *k* bewahrt, vgl. asl. *-ikz*, später *-ik*. Es ist logisch, daraus zu schließen, daß von den weiblichen Suffixformen zunächst nur *-ikā* über *-icā* zu *-icā* wurde und diese Stufe in der 1. Hälfte des 9. Jahrh.s erreichte, vgl. asl. *-vca*, später *-ca*. Hingegen wird *-ikā* ebenso wie

1) Max Fischer, Merkwürdige Schicksale d. Stiftes u. der Stadt Klosterneuburg [1815] II (Auszüge aus dem Salbuch), S. 15, Nr. 14.

2) Von **topilo* s. »warme Stelle«. Zum Suffix vgl. W. Vondrak, Vergl. Gramm. I², S. 569, § 534, zur Bedeutung R. Much, Die Namen im Weichbilde Wiens S. 255/6.

3) Eine Verkl. zu einem vorauszusetzenden asl. **mors* 'Graben', das dem afries. masc. *mar* 'Graben' entspräche. Eine *unića*-Ableitung davon ist uns in einer Wienerneustädter Urk. aus d. J. 1241 überliefert, in der es heißt: *von der Chervachprukken iinz an die mörnik* (Hs. C: *morinchk*), *die umb die strazz rint*, d. i. von der Kehrbachbrücke bis zur Möring, die über die Straße rinnt (Niederösterr. Weist. I [1886], S. 95). Nun gibt es aber ein bair. Mundartwort *di mərriż* 'der Abzugsgraben' (vgl. J. A. Schmeller, Bayer. Wb. I, 1641), das sich nicht aus dem Deutschen, hingegen ohne Schwierigkeit aus asl. **morsnīća* deuten läßt. Ich glaube daher, daß es sich sowohl bei der Wienerneustädter als auch bei der Wiener Möring ursprünglich gar nicht um einen slav. Flußnamen im eigentlichen Sinn, sondern um ein slav. Appellativum mit der Bedeutung »Abzugsgraben« handelt.

4) Cod. Trad. Gotwie. (F. R. A. III), Trad. 270. Loc. von **kozničk*.

5) W. Vondrak a. a. O. § 592—596 u. 603/04.

-īkū bis ins 9. Jahrh. unpalatalisiert geblieben sein und erst später eine nachträgliche Palatalisierung erfahren haben, als es an die Stelle von -vca trat und diese Suffixform verdrängte. Der Wandel dieses ursprünglich langvokalischen -īka über -īca > -ica muß aber im allgemeinen auch schon während des 10. Jahrh.s vor sich gegangen sein, weil die aus dem 10./11. Jahrh. stammenden asl. Denkmäler das Suffix bereits in der Form -ica kennen. *Curciza* ist also noch aus der asl. Form **Kurčvca* entlehnt worden, die dann später durch Suffixverdrängung zu **Kurčica* wurde (heute slov. *Krčica*)¹⁾.

Daraus ergibt sich, daß man die in ursprünglich slavischen Flüßnamen auftretende Endung -ing <-icha nicht als Beweismittel für die frühe Eindeutschung einer bestimmten Gegend heranziehen darf, es sei denn, daß die frühe urk. Neunung eines Namens (z. B. 777 *Sirnicha*) oder lautliche Merkmale (z. B. das *p* von *Sapinihca* 'Sarming' < **žabnica* 'Froschbach')²⁾ dafür sprechen. In einem solchen Fall kommt dann als Grundlage der deutschen Endungsform nur das kurzvokalige slav. -vca in Betracht.

Auch M. Vasmer hat an der Annahme, daß ursl. -ika auf dem Wege der ahd. Lautverschiebung zu -icha geworden sei, Anstoß genommen und zwar, wie gezeigt wurde, mit Recht. Da er jedoch entsprechend seiner sonstigen Überzeugung von dem hohen Alter des historisch überlieferten asl. Lautstandes die Entstehung des *c* auch beim Suffix -ica (nicht nur bei -vca) in die ursl. Zeit verlegt, schlägt er zur Erklärung der Suffixform offensichtlich später entlehnter Flüßnamen auf -ing vor, von männlichen Backnamen auf asl. -īkū auszugehen, indem er auf polnische Parallelen wie *Rybnik*, *Rudnik*, *Žabnik*, *Lesnik* als Flüßnamen neben *Rybnička* usw. verweist³⁾. Das Geschlecht spielt bei der Übernahme ins Deutsche keine Rolle; da die deutschen Flüßnamen weiblich seien, wären auch slav. Masculina wie *Rybnik* bei der Eindeutschung zu Femininen geworden. Das *ch* der Endung -icha würde sich dann daraus erklären, daß *k* ursprünglich im Auslaut gestanden und daher im Abair. zu -ch geworden sei. Pirchegger schließt sich nun Vasmers Meinung vollinhaltlich an, ja

1) Zur Verdrängung von -vca durch -ica auch als Deminutivsuffix wie im vorliegenden Fall (*Krčica* = kleine *Krka*) vgl. W. Vondrák a. a. O. § 604, S. 622.

2) Vgl. E. Schwarz, Die germ. Reibelaute S. 51.

3) Zs. f. vgl. Sprachf. (KZ) LI, 45.

er geht in einem Punkt noch über Vasmer hinaus, indem er bei Flußnamen, von denen Formen auf *-ich* (*-ing*) und *-itz* nebeneinander belegt sind (Nr. 172), annimmt, das *-ich* stamme aus der Nominativendung *-ikv*, das *-itz* aber aus dem loc. auf *-icē*. Wenn man nur diese Lautformen in Betracht zieht, ließe sich *-ich* allerdings auf *-ik(z)* zurückführen. Wie sollen sich dann aber die Namen auf *-icha*, *-iche* erklären? Und Vasmers Vorschlag ist ja vor allem deshalb nicht verwendbar, weil eben gerade das Deutsche am ursprünglichen Geschlecht der eingedeutschten Ortsnamen festhält, außer wenn ein Mißverständnis oder eine Umdeutung vorliegt wie z. B. bei **Dōnauū* (*-aujō*) < urkelt. **Dānoujōs*¹⁾. Mir ist kein fremder männlicher Flußname bekannt, der im Deutschen weibliches Geschlecht angenommen hätte, vgl. Rhein, Neckar, Main, Lech, Inn, Kamp, Eisack, Po. Gerade darin prägt sich ein wichtiger Zug deutschen Wesens aus: Die Achtung vor der fremden Art, die objektive Einstellung zur Welt, die manchen andern Völkern nicht oder wenigstens nicht in dem Maße eigen ist. So ist der illyr. **Savas*, **Mōras* und der venet. *(I)sontios* in slavischem Munde zur weiblichen *Sáva*, *Múra* und *Sóča* geworden.

Was Pirchegger vor allem veranlaßt hat, Lessiaks Verschiebungstheorie zu verwerfen und sich Vasmers Meinung anzuschließen, war die Erwägung, daß nach der bisherigen Annahme »der Hauptfluß des Mürzgebietes, asl. **Mōrica* (860 *Morizam*), den Deutschen später bekannt geworden wäre als die zahlreichen primären und sekundären Seitenbäche auf *-ing* mit weiblichem Geschlecht, z. B. 1023 *Lomnicha* (Nr. 206)«²⁾. Und in der Tat ist es ganz ausgeschlossen, daß die Deutschen die Täler der Feistring, Laming, Lesing, Masing, Möstling, Stübing und Schwöbing früher besiedelt haben sollten als das Haupttal, dessen Name außerdem als erster überliefert ist. Gerade dieser Umstand spricht auch gegen die Annahme, daß der Name »Mürz« eine jüngere Übernahmsform darstellt, durch die eine ältere auf *-icha* verdrängt worden ist, weil etwa das Haupttal zum Unterschied von den Nebentälern eine sehr zahlreiche slav. Bevölkerung besessen und daher sein slav. Gepräge sehr lange bewahrt hätte, ein Gedanke, den ich anfangs selbst erwogen, nach genauerem Einblick in die Verteilung der deutschen und slavischen ON im Mürzgebiet aber voll-

1) Vgl. R. Much a. a. O. S. 251. Das *uv* der latinisierten Form *Danuvius* beruht wohl auf einem lat. bzw. späteren kelt. Wandel von *ou* < *u*.

2) So Pirch. S. 236.

ständig aufgegeben habe. Die natürlichste Lösung bietet sich durch die oben begründete Annahme eines zeitlichen Unterschiedes in der Palatalisierung von ursl. *-ikā* und *-ikā*: Der in der 1. Hälfte des 9. Jahrh.s entlehnte Name der Mürz hatte noch das kurzvokalische *-ica*, dessen *c* damals schon als *ts* gesprochen wurde (s. o.); bei den erst später, etwa im 10./11. Jahrh. eingedeutschten Namensformen der Nebenbäche war aber *-ica* bereits durch die langvokalische Endungsform, deren *k* sich noch im Zustande der Palatalisierung befand (*č*) verdrängt worden (s. o.), weshalb sie auf *-ing* ausgehen, obwohl sie sicher später übernommen sind.

Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß es auch im Slovenischen männliche Bachnamen gegeben haben kann, da ja das Wort *pótok* 'Bach' selbst masc. ist. Damit mag es zusammenhängen, wenn hin und wieder im Deutschen männliche Formen neben weiblichen erscheinen, vgl. um 1400 *die Swebnic*, aber 1351 *aux dem Swebnich* (Nr. 287). Es macht mir den Eindruck, als ob sich die männlichen Belege in erster Linie auf den Graben bezögen und nicht so sehr auf das Gewässer. Keinesfalls geht es aber an, den vielen weiblichen Flußnamen auf *-ing* slavische Bachnamen auf *-ik* zugrunde zu legen, weil das den deutschen Entlehnungsgesetzen widerspräche.

Die Vertretung der asl. Laute (VII).

Besonders verhängnisvoll macht sich die einseitige schallanalytische Betrachtungsweise in Pircheggers Ausführungen über die deutsch-slavischen Lautersatzverhältnisse geltend. Der Verfasser untersucht »Das Verhältnis zwischen der modernen Intonation der eingedeutschten ON und der vorauszusetzenden altslavischen« (S. 189), begeht aber dabei den Fehler, daß er nicht die wirklich gesprochenen, also die windischen Formen zugrundelegt, sondern die schriftslovenischen, obwohl doch Lessiak an mehreren Stellen seiner »Mda. v. Pernegg« und seiner »Kärntn. Stationsnamen« aufmerksam gemacht hatte, daß man die Lautungen der slov. Volkssprache berücksichtigen müsse. Ja, Lessiak gibt sogar am Ende seiner grammatischen Darstellung eine Übersicht über die Lautverhältnisse des windischen Nachbardialektes (S. 223/4) und es wäre daher von einem Slavisten wie P. zu erwarten gewesen, daß er hier angesetzt und die durch Lessiak gewonnenen Erkenntnisse ergänzt und erweitert hätte. In Ermangelung eigener Kenntnisse der slov. Mdaa. hätte er sich aus den Arbeiten

von U. Jarnik¹⁾, Joh. Scheinigg²⁾ und J. Baudouin de Courtenay³⁾ Rats erholen können. Und auch die bekannte Gottscheer Grammatik von H. Tschinkel bietet, besonders was die Diphthongierung der *e*- und *o*-Laute betrifft (§ 109 u. 114), sehr aufschlußreiche Winke für den, der sie zu werten versteht. P. weicht auch in diesem Punkte von dem Lessiakschen Verfahren ab und kommt in Verfolgung seiner schallanalytischen Methode auf den abwegigen Gedanken, lautliche Erscheinungen, die sich unter Berücksichtigung der wind. Aussprache einwandfrei aus der slav. Grundlage erklären lassen, auf deutsche Lautwandlungen zurückzuführen, die es nie gegeben hat. Die zum Beweis herangezogenen ON-Beispiele sind oft schon deshalb nicht stichhaltig, weil sich die vorgetragene Etymologie oder die vorausgesetzte Betonung bei genauerer Überprüfung nicht verteidigen läßt. Und aus solchen falschen Ableitungen, bzw. aus der unrichtigen Verwertung der Beispiele erwachsen dann nicht selten ganz sonderbare Unstimmigkeiten und Widersprüche.

§ 86 scheidet richtig zwischen umgelautetem und nicht umgelautetem asl. *a*. Dieses erscheint bei Übernahme vor dem 13. Jahrh. urk. als *a*, das als mhd. *ā* aufzufassen ist, mdal. als *ā* (mürzt. *ð*), jenes urk. als *ā*, *ae*, *e* (= mhd. *æ*), mdal. als *ā*, vgl. einerseits die Zlacken (Nr. 309), mdal. *tslokkn̄*, und urk. um 1600 *von der Zlaggen* (Nr. 310) < slov. *sládka* 'die Süße' als Wiesename, nicht < **s(v)lák* m. 'Schleife' mit Geschlechtsänderung im Deutschen, anderseits Jassnitz (Nr. 172), mdal. *jasnits*, 1224 *Jaexniz* < slov. **jásnica* 'Lichten-, Lauterbach', nicht < asl. **jasen(vn)icē* als loc. zu **jasen(vn)ikr* 'Eschenbal, -tal, -dorf'. Für Entlehnung eines asl. *a* nach dem 13. Jahrh. fehlt ein Beispiel. Denn die von P. herangezogene Lachalpe (Nr. 184) nw. Neuberg, 1332 *Laechalben*, hat doch wohl ebensowenig wie das Lachtal b. Ratsch etwas mit slov. *Lah* 'Italiener' als PN zu tun, sondern ist ein deutscher Name und ähnlich zu beurteilen wie mhd. *lächboum*, *-stein* 'Grenzbaum, -stein'; bei unserm Namen handelt es sich um eine

1) Obraz slovenskoga narečja u Koroškoj (Kolo, članci za literaturu, uměnost i narodni život, Agram 1842, S. 41—57).

2) Die Assimilation im Rosentaler Dialekt, Klagenfurt 1882.

3) Der Dialekt v. Cirkno (Kirchheim) im Arch. VII [1883/4], S. 386—404 und 575—590; Sprachproben des Dialekts v. Cirkno im Arch. VIII [1884/5], S. 102—119, 274—290 u. 432—462; Opyt fonetiki rezijanskich govorov, Varšava-Peterburg 1875.

Zusammensetzung mit dem mhd. Zw. *lāchen*, *-enen* (lies *-ə-*) 'mit einem Grenzzeichen versehen' (< germ. **lēkian*, **lēknian*)¹⁾.

Da asl. *a* als *ā* übernommen worden ist, kann es natürlich nicht zu *ē* umlauten, wie der Verfasser in § 86, b annimmt. Übrigens ist mir bis jetzt auch kein Name untergekommen, in dem ursl. *ā* (= asl. *o*) zu *ē* umgelautet worden wäre, abermals ein Zeichen für den verhältnismäßig späten Beginn der Eindeutschung slavischer ON. Deshalb kann auch das *e* der 2. Silbe von Aflenz (Nr. 1) nicht aus dem zweiten *a* von asl. *ablan* 'Apfelbaum' umgelautet sein. Die heutige Namensform beruht vielmehr auf älterem wind. **abl(ə)nca* < **ablinca* wie Stanz (Nr. 276), um 1150 *Stawenz*, auf **ščāv(ə)nca* < **ščavincā* 'Spüllichtbach' oder wie Polsenz b. St. Marienkirchen (G. B. Waizenkirchen) in Oberösterr. am gleichnamigen Bache, Ende des 10. Jahrh.s *Palasenxa*, auf **polčž(ə)nca* < **polčžinbca* 'sanft abfallender Bach' (zu slov. *polčžen* 'sanft abfallend')²⁾. Als Grundlage für die urk. Form *Auelnix* aus d. J. 1025 ist hingegen älterwind. **ablnica* (jünger **jábolnica*)³⁾ < **ablnica* anzusetzen, für *Āuolonixa* aus den Jahren 1060—76 **abolonica* < ursl. **abālničā* 'Apfalterbach' oder 'Apfergarten' als Talname (vgl. č. *jablonice*)⁴⁾. Ich lege besonderen Wert auf die Feststellung, daß für die verschiedenen deutschen Formen des gleichen Namens auch verschiedene slav. Grundlagen vorauszusetzen sind. Das ist durchaus nicht auffallend; wechselt doch auch die Bildungsweise deutscher Namen, vgl. Fugging b. Herzogenburg in

1) Vgl. J. A. Schneller, Bayer. Wb. I, 1418 u. 1432; Weigand, Deutsches Wb.⁵ II, 3; Rem. Vollmann, Flurnamensammlung⁶, S. 48/9. Da sie auch den Namen »Blaßstein« führt, könnte *Lach-* hier Synonym von »Blässe« (= kahle Stelle) sein; eine *lāche* ist ja eine mit der Hacke erzeugte Kerbe in einem Baum.

2) Also nicht von ursl. **palzū* 'Kriechtier', vgl. E. Schwarz, Prager deutsche Studien, 42. H., S. 121. Über urk. *a* für slov. *ə* vgl. S. 236. Das heutige *ol* des Namens beruht auf deutschmdal. Wandel von *al* > *ol*, vgl. H. Weigl, Teuthonista I, 155.

3) Vgl. slov. *jábotko* 'Apfel' < asl. *abləko*.

4) *Āuolonixa* scheint während des Eintritts der Liquidametathese eingedeutscht worden zu sein, wie der doppelte Vokal zeigt. Diese ist offenbar in nebentoniger Silbe später zum Abschluß gekommen als in haupttoniger, so daß nicht nur im Russ. und Poln., sondern auch im Tschech. und Nordslav. die Verdümpfung des ursl. *ā* schon eingetreten war, bevor der Vokal vor dem *l* schwand; daher auch č. *jablōh*, ač. *jablan* -on. Und sollte nicht auch die Nebentonigkeit an dem Schwund des ersten *o* im Russ. schuld sein, wo das Wort *jáblon* statt **jábolon* lautet?

Niederösterr., 1248 *Fuching*, aber in der 1. Hälfte des 12. Jahrh. *Vuchilinis-, Vochlinisdorf* (PN *Focco*, *Fuchhili*¹⁾). Ebensowenig zeigt mdal. *grössinj* »junges Nadelholzbäumchen« Primärumlaut aus sl. *a*. Denn es ist weder eine unmittelbare Ableitung von mhd. *graz* 'Nadelholzzweige', noch geht es mit diesem auf asl. *chvrastu* 'Eiche, Gebüsch, Reisig' zurück (so P. unter Nr. 58 u. § 115, c, d, f), sondern beruht auf mhd. *grözzinc*, einer Weiterbildung von mdal. *grössn* m. 'Nadelbaumwipfel' < ahd. **grozzo*, das mit *graz* im Ablaut steht. Und die drei als Zeugen für Primärumlaut angeführten Gänstübel (Nr. 131—133), mdal. *koinspixl*, sind keineswegs »Steinhügel« (asl. **kamenicu*), sondern »Wimmer-, Jammerberge«, beruhen also auf asl. **jeⁿčicu* (von asl. **jeⁿčati* < **eⁿčati*, slov. *jéčati* 'wimmern, ächzen')²⁾. Denn wir haben es bei dem einen von ihnen mit dem südl. Abhang eines als »Maleficz-Richtstatt« dienenden Mahlberges³⁾ zu tun, der noch heute Schirmitzbübel (asl. **čurmnicu*) d. i. »Scharlach-, Henkersberg« genannt wird und außerdem auf seinem Rücken das »Galgenkreuz« trägt und die künstliche Aufschüttung des Galgenhügels erkennen läßt⁴⁾.

Daß asl. *ě* ein offener Laut war (§ 87), ist trotz Sievers' Angaben über seine Beobachtungen an den Freisinger Denkmälern unhaltbar. Denn die Beispiele zeigen ja gerade, daß es — von ganz jungen Eindeutschungen abgesehen — ursprünglich nicht mit ahd. *ě*, sondern mit Umlaut *-é* zusammengefallen ist. Das Entscheidende ist seine geschlossene Aussprache vor *l* zum Unterschied von mdal. *öl* (mürzt. mittleres *öl*) < ahd. *ěl*, ein Umstand, den P. wohl bemerkt, aber nicht beachtet hat. So erscheint geschlossenes *ěl* (geschrieben *öł*) nicht nur in den mürzt. Hofn. Jöller und Jöllinger (von asl. *jela* 'Tanne', vgl. Nr. 147, 176/7 u. 182), sondern auch in Wölz, 1007 *Uueliza* (von asl. *velij* 'groß'), Sölk, um 1080 *Selicha* (< asl. *želica* 'Freudental' zu slov. *želēti* 'wünschen', *željēn* 'erwünscht, holdselig, herrlich')⁵⁾, Wölbling b. St. Pölten, 1090—1101 *Welmanicha* (von

1) Vgl. H. Weigl, Jahrb. f. Landesk. v. Niederösterr. 1928, S. 187.

2) Aus **jeⁿčicu* konnte im Deutschen zunächst mhd. **genz(x)* werden (vgl. 1366 *Genczpuchel*) und dann mdal. mit Umdeutung auf 'Gänse-' *gēns-* (mürzt. *kēins-*).

3) In der Katastralmappe angeblich »Mehlberg«.

4) Der Name wird daher kaum etwas mit roten Schildläusen (!) zu tun haben (Nr. 262).

5) Nach J. Schnetz, Arch. XXXIX, 167 zu slov. *zľ* 'Kraut'.

asl. *velbmi* Adv. 'stark, sehr')¹⁾. Ein vergleichbarer, altübernommener Name mit asl. *er* ist mir nicht bekannt. Denn in Perschling, mdal. *běvšliŋ*, < ursl. **berxinrča* 'Birkenbach', stand *er* vor Kons., also in einer Stellung, in der es etwas nach 800 über *ere* zu *rę* wurde. Zu den Namen Pötschen, -e- (Nr. 8, 9) < slov. *pečína* 'Fels', Mödersdorf (Nr. 219) vom PN *Médvěd*, Sölsnitz (Nr. 291) < slov. **želēznica* 'Eisenwerk'²⁾, Semmering (Nr. 292, vgl. S. 209), Schwöbing (Nr. 295) von asl. *svepiti se* 'sich bewegen', urk. *Rebernyk* (Nr. 250) von asl. *rebro* 'Rippe, Bergabhang' und Zöscher, urk. *Zōsmanslehen* (Nr. 308 und 314) vom PN *Česmīn*, *Česmīn* (eigentlich 'Sauerdorn'), möchte ich wegen seines ö auch den Schöckel (Nr. 261) < slov. **čekālј* m. 3) 'Wartberg' stellen, falls sich die Kürze des e von *čekati* halten läßt⁴⁾).

Wenn P. behauptet, daß asl. ē ein geschlossener Laut gewesen sei (§ 88), und sich dabei auf Sievers beruft, ist demgegenüber zu bemerken, daß dieser in seiner Untersuchung der asl. Verstexte von Kiew und Freising (§ 18) ausdrücklich sagt: »ē ist im Zogr. und ähnlichen Texten deutlich Zeichen für einen ə-Laut, in den Kiewer Blättern aber drückt es ebenso sicher in der Hauptsache einen langen geschlossenen ē-Laut aus . . . Durch tiefen Fallton wird es dagegen auch in den K. Bl. zu einem offenen, mehr oder weniger ə-ähnlichen Laut herabgedrückt«. Mag man über die Brauchbarkeit der Schallanalyse zur Bestimmung von Vokalqualitäten denken wie immer, so kann man in diesen Worten doch keine Bestätigung dafür sehen, daß asl. ē ursprünglich und auf dem ganzen Gebiet ein geschlossener Laut war. Und in Sievers' »Asl. ē und ja« (§ 1) wird nur behauptet, daß *iē* < vorsslav. *jā* geschlossen war. Daß asl. ē später an verschiedenen Stellen des slav. Gebietes geschlossene Aussprache angenommen hat, wird niemand leugnen. Für das asloven. ē läßt sich aber der sichere Beweis der Offenheit erbringen. Denn hätte es sich bei diesem um

1) Kaum zu č. *relebný* 'herrlich' (J. Schnetz, ebda S. 177).

2) Eisenbearbeitung ist auch ohne Eisenvorkommen möglich; ein Eisenhammer liegt bei Aumühl sw. Kindberg. Ein Ansatz **želēznica* 'Besitztum, Ort des Želēzn-' läßt sich kaum durch andere Beispiele stützen.

3) Nicht < **čekālo*, weil dieser und die andern Schöckelberge im Deutschen stets männliches Geschlecht zeigen.

4) Vgl. dazu Berneker, Etym. Wb. I, 134.

5) Eine Diphthongierung des asl. ē > iə, wie sie sich in den wind. Mdaa. zwischen Ossiacher- und Wörthersee findet (vgl. Mda. v. Pernegg S. 223), ist im Mürztal nicht nachzuweisen.

einen geschlossenen Laut gehandelt, dann müßte es wenigstens bis zu seiner Diphthongierung von den Baiern ebenso durch *i* ersetzt worden sein wie das rom. geschlossene *ē*, weil das Bair. seit der Landnahme kein geschlossenes *ē* besessen hat; nicht nur das abair. *ē* < germ. *ai* ist und war stets ein offener Laut, sondern auch das germ. *ē*² etwa vom 5./6. Jahrh. bis zu seiner Diphthongierung¹). Und eben diese beiden offenen bair. *ē*-Laute sind es, die bei Entlehnungen für asl. *ē* eintreten. Zwei sichere Beispiele für den Ersatz von asl. *ē* durch germ. *ē*² sind die Flußnamen *Pielach*, 812 *Bielaha* < asl. *Bēla* + *aha*, und *Liesing* in Steierm., 860 *Liestinicha* < asl. **Lēšćvnbća* 'Haselbach'²), von denen *Pielach* wegen seines bair. *p* für asl. *b* sicher, *Liesing* aus siedlungsgeschichtlichen Gründen³) wahrscheinlich vor 800 eingedeutscht worden ist. Wollte aber jemand einwenden, asl. *ē* sei eben damals schon zu *ie* diphthongiert gewesen und daher durch das eben schon vorhandene abair. *ie* < *ē*² ersetzt worden, so ist darauf zu erwideren, daß davon gar keine Rede sein kann, weil das gleiche asl. *Bēla* später (nach 800), als für asl. *b* nicht mehr abair. *p*, sondern *v* (stimmhaftes *f*) eintrat, als **Vēla* übernommen worden ist und, durch Hinzufügung von ahd. *aha* 'Ache' erweitert, in der 2. Hälfte des 10. Jahrh.s als *Velah* erscheint, heute Oberzellach b. Mallnitz, mdal. *af dər fəaln* mit *ea* < *ē*⁴). Da asl. *ē* also mindestens bis ins 9./10. Jahrh. als *ē* gesprochen wurde, ist es anderseits begreiflich, daß ein fremdes geschlossenes *ē* nicht durch asl. *ē*, sondern durch *i* ersetzt werden mußte. So erklärt sich das *i* von asl., č., poln., russ. *mīsa* 'Schlüssel' < vlglat. *mēsa* mit noch stimmlosem *s* und von slov. *mīza* 'Tisch' < alpenroman. **mēxa*, nicht aus abair. *mīas*⁵). Und diese eigentlich selbstverständliche Annahme beseitigt auch das Hindernis, das einer Anknüpfung der bei Paulus Diaconus überlieferten Formen *Gellia* (*Ca-gellia*, *A-gella*) und *Zellia*

1) Vgl. dazu meine ausführlichen Erörterungen »Zur Diphthongierung von germ. *ē*² und *ō*« im Teuthonista VI, 2. Heft.

2) J. Schnetzl, Arch. XXXIX, 165.

3) Durchs obere Enns-, Palten- und Liesingtal führte der alte Weg von Salzburg zu den Besitzungen des Erzstiftes in Kärnten, vgl. den Flußnamen *Palten* (< ursl. **balta* 'Sumpf') mit *p* für ursl. *b* und mangelnder Liquidametathese.

4) Vgl. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 76.

5) Vgl. meine Begründung in der Festschr. f. M. H. Jellinek [Wien, Bundesverl. 1928], S. 162.

an den Namen der Gail bisher im Wege stand¹⁾. Denn slov. *Zila* (< asl. **Zilja*) läßt sich m. E. ohne Schwierigkeit auf rom. **Gēlia*, **Gēla* (später friaul. **Zela*, **Zeia*) < spätillyr. **Gēlia* < altillyr. **Gailiā* 'Wutach, Wildbach' zurückführen, vgl. lit. *gailūs* 'jähzornig, wütend', asl. *zēlo* 'heftig', ahd. *geil* 'übermütig'²⁾.

Demnach kann das betonte geschlossene schriftslovenische *ē* das auf der unterkrainischen Aussprache des Lautes beruht, nicht in die asl. Zeit zurückreichen. Ob es sich unmittelbar durch Verengung aus *ē* entwickelt hat oder auf dem Wege über *ie* > *ie* > *ē* oder aber vielleicht aus *eo*, *ēo*, einer der Zwischenstufen zwischen *ē* und *ie*, wäre erst noch zu untersuchen. Von den wind. Diphthongen wird man jedesfalls nur die mit *i* endigenden, also *ei*, *ai*, nicht aber die mit *o*, d. i. *eo*, *io*, die gerade für das Nordslovenische bezeichnend sind, auf das sekundäre *ē* zurückführen dürfen³⁾. Denn erstens ist es sehr wahrscheinlich, daß sich die fallenden Zwielauten *io*, *uo* immer und überall nur aus offenem *ē*, *ō* entwickelt haben, und zwar auf dem Wege über *ea*, *oa* > *eo*, *io*⁴⁾ und zweitens können wir die Zwischenstufe *ea*, *oa* im Wind. tatsächlich belegen. So bezeugt H. Tschinkel⁵⁾ für die südl. der Gottschee gesprochene slov. Mda. die Lautung *streaxa* 'Dach' (= *streha*) und auch das wegen seines anlautenden *tš* nicht vor dem 13. Jahrh. übernommene gottscheisch-kärntnische Lehnwort *tšreapa* 'Scherbe'⁶⁾ weist auf slov.-mdal. **čreapa* (= *črépa*, nicht *črep*), weil die südbair. Diphthongierung von ahd. *ē*, *ō* > *ea*, *oa* im 13. Jahrh. bereits vollzogen war⁷⁾ und ein slov. *ē* im Deutschen nicht mehr zu *ea* werden konnte. Da aber für das asl. *ē* dieser beiden Wörter inaudern wind. Mda. *io* erscheint, muß sich in dem *ea* eine ältere Lautung erhalten haben.

1) Vgl. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 77, besonders Anm. 1.

2) Auch Herr Univ. Prof. Dr. Norbert Jokl hat, wie er mir gütigst mitteilt, diese Ableitung erwogen. Eingehender behandle ich diesen Namen im Teuthonista VI, 2. Heft.

3) Vgl. W. Vondrak, Vergl. Gramm. I², § 55.

4) Ich spreche darüber ausführlich im Teuthonista a. a. O. Das Aufkommen eines *o*-Diphthongs setzt nämlich ein Nachlassen der Spannung in der Mundmuskulatur voraus.

5) Gramm. d. Gottscheer Mda. § 109.

6) H. Tschinkel a. a. O. § 84 u. Lessiak, Mda. v. Pernegg S. 134, sowie E. Schwarz, D. germ. Reibelaute S. 25.

7) Vgl. die Schreibung *Oberpoazen* aus d. J. 1237 bei J. Schatz (Die tirol. Mda. S. 35), aus der man schließen darf, daß ahd. *ē*, *ō* schon etwa 50–100 Jahre diphthongiert waren.

Dieselbe Erkenntnis gewinnen wir auch aus den ON. So findet sich für asl. *rēka* 'Fluß' bald Rieggen, mdal. *rīkñ*¹, oder Rieg, mdal. *riekə*²), bald Reggen, mdal. *rēkñ*, wozu angemerkt sei, daß letzteres kaum im Deutschen aus *rēka* diphthongiert sein dürfte, sondern bereits wind. *rēaka* voraussetzt, weil bei älterer Übernahme slov. *k* zu *g* geworden wäre. Ob freilich Fressen, mdal. *freasn*, auf älterem **brēxa* oder jüngerem **brēxaxa* 'Birke' beruht, läßt sich aus der Lautform allein nicht feststellen. Das etymologisch gleichwertige Wriesen setzt bereits wind. **briēxa* voraus, ebenso wie Wiel, ein Gegendname b. Schwanberg in Südsteierm., auf wind. **biēla* weist. Aber wind. *is* war auch schon vor dem 13. Jahrh., d. h. vor dem Beginn der Vertretungsmöglichkeit von anlautendem slav. *b* durch bair. *w* vorhanden, wie die Form Friesnitz mit *f* neben später entlehntem Wriesnitz < wind. **briēznica* 'Birkenbach' lehrt. Denn nicht nur steigtonigem slovenischen *é* entspricht im Wind. *is*, sondern auch dem falltonigen *ē*, vgl. noch kärntn. *kriēs-hatsn* 'Sonnenwendfeuer anzünden (heizen)'³), gottsch. *kriēsn* dass.⁴) < wind. *kriēs* (slov. *krēs*) 'Sonnenwendfeuer', Gschriet b. Mooswald in Kärnten < wind. *ēriēt* (slov. *ērēt*) 'Sumpfwald'⁵) usw.

Von den Mürztaler Namen gehören hierher: a) Mit wind. *is* (slov. *é*): Friesinger Għfie. (Nr. 112), 1454—64 *am Friesen*, sowie urk. 1424 *Friesenpuchel* (Nr. 113) und 1498 *Friesenpüechl* (Nr. 114) < wind. *brīzzen (vrh)*⁶ 'Birkenkogel'; urk. 1366 *Riekenegh* (Nr. 257), d. i. 'Eck an der Rieken' < wind. *rīka*; Striel(er)graben (Nr. 285), 1454—64 *im Strielach* mit falsch hergestelltem *-ach* aus *-v*, < wind. *strielou rou* 'Pfeil-, Schuß-' oder 'Hexen-, Teufelsgraben'⁷); *Strießnitzäcker* (Nr. 351), um 1600 *in der Strießnitz*, < wind. **striə(dš)ēnica* < asl. **srēdiščēnica* 'Feldflur v. **Srēdišče*', vgl. slov. *središčnica* 'Mittellinie', aber mit zurückgezogenem Akzent *srēdščina* 'Mittelding'⁸),

1) Lessiak, Car. I v. 1922, S. 47. 2) H. Tschinkel a. a. O. § 109.

3) Vgl. Mda. v. Pernegg § 117, 2. 4) Vgl. H. Tschinkel a. a. O. S. 130.

5) Vgl. Car. I v. 1922, S. 13.

6) Zur unbestimmten Form des Adj. vgl. südsteier. Namen wie Dražen vrh 'Trassenberg' b. Mureck oder Meten vrh 'Mettenberg' b. Liechtenwald u. a.

7) Vgl. Miklosich, Et. Wb. S. 325: bulg. *strēlā* 'Hexe', russ. *strēlə* 'Teufel'.

8) Man wird daher, glaub' ich, besser davon absehen, den Namen mit *Stosnigk* (Nr. 282) zu verknüpfen. Die Form *Strießnitz* setzt, wenn die Ableitung richtig ist, fürs Nordslov. die Lautung **striəda* 'Mitte' mit anlautendem

wozu noch zu bemerken ist, daß es sich um den Namen der Äcker an der Straße bei Mitterdorf handelt, das **Sredísče* 'Mittelpunkt' geheißen haben kann¹⁾.

b) Mit wind. *ia* (slov. *ē*): Pliescher Ghft. (Nr. 15), d. i. der Bauer am **Pliesch* < wind. *pliəš* m. (slov. *plēš*) 'kahle Stelle', nicht < *pliəša* (slov. *plēša*), da dies **Plieschner* ergeben hätte; Friesling Berg (Nr. 115) < wind. *briəxnik* 'Birkkogel'; Schrittwieser Ghft. (Nr. 269), mdal. *šr̄iətwīsv*, und urk. *Schrietwisen* < wind. *čriət* (s. o.), kaum < *čriəta* (slov. *čréta*) dass.; Wiederer (Nr. 301), urk. *an dem* und *an der Wyeter*, < wind. *na vīstru* 'auf der Windseite'²⁾; urk. 1494 im *Prieg* (Nr. 44) entweder < wind. *prīk* (= slov. *prēk*) 'der Schroffe, Wilde' oder 'der querüber Stehende' oder bei Entlehnung nach 1200 < wind. *brīg* (= slov. *brēg*) 'Abhang, Hügel'.

Da also jedes betonte asl. *ē*, gleichgültig ob es steig- oder falltonig gesprochen worden ist, als *ia* erscheint, was sich ja übrigens bei einem Langvokal wie *ē* von selbst versteht, geht es nicht an, das Auftreten von *ea* für betontes *ē* auf Intonationserscheinungen zurückzuführen, wie dies P. vorschlägt. Vielmehr haben wir nach den obigen Ausführungen anzunehmen, daß die folgenden *ea*-Formen etwas ältere Entlehnungen darstellen als die eben besprochenen *ia*-Formen. Da aber die sonstige Lautform der in Betracht kommenden Namen keinen Schluß auf eine bestimmte, engumgrenzte Entlehnungszeit gestattet, kann das heutige mdal. *ea* entweder unmittelbar aus wind. *ea* als Vorstufe des späteren *ia* stammen oder über mhd. *ē* auf älterwind. *ē* zurückgehen (s. o.). Hierbei handelt es sich um steigtoniges *ē* beim Teletschgraben (Nr. 63), mdal. *tealš-*, < wind. **dēalček* < **dēlček* (slov. *délček*) 'Waldanteil' als Name des Waldes, aus dem der Bach kommt, hingegen um falltoniges *ē* beim Retschgraben (Nr. 252), mdal. *rēatš-*, < wind. **rēčka* < **rēčka* 'Flüßchen', beim Zwertlergraben (Nr. 318), mdal. *tswēatlo-*, 1372 im *Zwettel* < wind. **suēatlo* < **suētlo* (slov. *svētlo*) 'das Helle, heller Fleck'³⁾, beim Zwerglitzst voraus, ein neuer Beweis für dessen vermittelnde Stellung zwischen Südslovenisch und Tschechisch, vgl. ö. *střida* gegenüber schriftslov. *srēda* (Lessiak, Car. I v. 1922, S. 43 u.). Allerdings muß man auch die Möglichkeit der Ableitung von slov. *strešnica* 'Dachbalken' als Flurname erwägen.

1) Zur Akzentzurückziehung vgl. Hubersting S. 240.

2) Als Grundlage der weiblichen Namensform ist wohl eine Ableitung, etwa **vīstrna* (*hīša*) 'Windkeusche', anzusetzen.

3) Vgl. M. Pleteršnik, Slov.-nemški slovar II, 973.

graben (Nr. 319), mdal. *tswēaglits-* statt **tswēadllits-*, 1494 *Zwetlpach*, < wind. **suēatlēc* < **suētlēc* 'lichter Graben, Bach' und beim Bergnamen Schrelz (Nr. 270), der mdal. vermutlich **šrēalts* lauten würde, 1482 *am Schrelcz* < wind. *žrēalēc* < **žrēlēc* 'Berg am Abgrund (slov. *žrélo*)'. Für diesen Namen ist auch eine scheinbar ältere, in Wirklichkeit aber jüngere Form aus den Jahren 1280—95 überliefert: *am Schrieltz* < jünger-wind. **žriēlēc*¹⁾.

P. gruppierter diese Namen ganz anders, da er eben die Intonation für die verschiedenen deutschen Entsprechungen des asl. ē verantwortlich macht. Er hat zwar richtig erkannt, daß unbetontes ē, das »durch deutsche Akzentzurückziehung den Wortton bekam« (§ 88, c), z. T. undiphthongiert geblieben ist, vermag aber als Grund für die zwiefache Vertretung des unbetonten ē nichts anderes anzugeben als: Es »erscheint urkundlich wie ē, modern falltonig als ea, steigtonig als e mit geradem Ton«. Man fragt sich, auf welche Sprache sich die Ausdrücke »falltonig« und »steigtonig« hier eigentlich beziehen, da es sich ja um unbetontes asl. ē handelt. Die Antwort erhält man aus § 90 und verschiedenen im Buche verstreuten Bemerkungen, aus denen hervorgeht, daß der Verf. meint, neben der slav. Intonation spiele der sog. Steig- und Fallton im Deutschen eine wichtige Rolle bei der Entwicklung der übernommenen slav. Laute. Nach meinen früheren Ausführungen erübrigts es sich, hier weiter darauf einzugehen. Man braucht nur zu sehen, wie sich P. mit jenen Formen abquält, die sich seinen Intonationsregeln nicht fügen wollen (§ 99 u. 100), um zu erkennen, daß hier der rechte Weg verfehlt ist. Beachtet man hingegen die verschiedene Übernahmszeit, dann lösen sich die Schwierigkeiten und man gewinnt obendrein Ergebnisse, die für Sprach- und Siedlungsgeschichte von Wichtigkeit sind.

So ist eben auch bei unbetontem asl. ē zu beachten, ob es vor oder nach der mhd. Dehnung des ahd. ē in offener Silbe und vor oder nach der Kürzung des asl. ē im Vorton²⁾ übernommen worden ist. Solange dies nicht der Fall war, konnte es eben nur durch ahd. ē ersetzt werden; nach der Dehnung des ē stand dieses dem unbetonten slov. ě im Mürztal näher als das bereits zu ea diphthongierte ahd. ē. Um die Wende des 8./9. Jahrh.s aber und vorher, als es noch kein

1) Bekanntlich stellen die ältesten Belege nicht immer die ältesten Übernahmsformen dar.

2) Vgl. W. Vondrák, Vergl. Gramm. I², § 196.

bair. *ē* < *ai* gab, war germ. *ē*² genau so der Ersatzlaut für unbetontes wie für betontes asl. *ē*, weil damals die alten Quantitäten im Slav. auch in unbetonter Silbe noch bewahrt waren.

In dieser Frühzeit wurden Namen übernommen wie Friesach in Kärnten, 860 *Friesah*, < asl. **brēžáčh* ‘bei den Leuten am Birkengehölz’ oder ‘bei den Uferbewohnern’¹⁾; dessen Entlehnung um die Wende des 8./9. Jahrh.s fällt, als asl. *ē* noch dem *ē*² gleichgesetzt, aber asl. *b* schon durch abair. *v* wiedergegeben werden konnte. Den späteren Ersatz von asl. *ē* durch ahd. *ē* zeigt von den Namen des Mürztales nur Prebacher Ghft. (Nr. 33), mdal. *préapoxn*, 1350 *der Prepach*, womit P. sicher richtig Prebach b. Gleisdorf vergleicht, das 1265—67 usw. *Prepuech*, 1367 *-berg* und 1555 *-pach* geschrieben wird. Zugrunde liegt slov. *prepüh* ‘Luftzug’²⁾, dessen zweite Silbe im Deutschen infolge der Akzentzurückziehung abgeschwächt und dann in *-puech*, *-pach* und *-perg* umgedeutet wurde. Alle andern Namen mit unbetontem asl. *ē* haben für dieses nicht mehr mhd. *ē*, sondern *ē* eintreten lassen, vgl. Lenes als Besitzer- und Hausname (Nr. 195), mdal. *leinn̄s* (nicht **lēanws!*), < wind. **lēnūša* ‘Faupelz’ (vgl. slov. *lēnūška* dass.), nicht < slov. **lēnež*, Zettelbauer Ghft. (Nr. 54), mdal. *tsēžlpā*, 1280—95 in *Cedel*, < wind. *sēdilo* ‘Sitz’, das Ewein (Nr. 230), mdal. *ēwai*ⁿ, 1396 *Negwein* < wind. **Negouinje*, d. i. ‘Hof des Neg’ (Miklosich PN Nr. 256), nicht < **Negouina* (Geschlecht!), urk. 1446 *an der Fresabicz* (Nr. 109) und urk. 1396 *an der Freswitz* (Nr. 110) < wind. **brēzouica* ‘Birkenwiese’ (gegenüber slov. *brēzovica* ‘Birkensaft’³⁾) und Fresnitz (Nr. 111), mdal. *frēsnitz*, 1232 *Freznitz*, aber 1139 *Frezen*, < wind. **breznica* ‘Birkenbach’ (gegenüber slov. *brēznica* ‘Birnen-, Apfelart’³⁾), bzw. < **brexina* dass. oder ‘Birkenwald’, Grebischgraben (Nr. 154), mdal. *krēwišš-*, < wind. **krepisče* (zu slov. *krēp* *krépa* ‘Fels’), nicht < *trebišče* ‘Gereut’.

Infolge der wechselnden Betonung des Slovenischen innerhalb der Deklination kann es vorkommen, daß ein Name *e* und *ie* nebeneinander

1) Vgl. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 84.

2) Als Ableitung von diesem Wort deutet P. wohl mit Recht den Eisenzerer Prebüchel und drei andere verwandte Namen.

3) Wie P. in § 99 in sehr förderlicher Weise auseinandergesetzt hat, kann man beobachten, daß die ON häufig auf einer andern Silbe betont sind als die gleichlautenden Appellativa. In unsren beiden Namen erklärt sich die Suffixbetonung wohl daraus, daß die ableitende Funktion der Endung beim ON noch gefühlt wird, beim Appellativum aber nicht.

zeigt, vgl. das Pretal (Nr. 35, 36), mdal. *prétal*, *-däl*, 1345 auf den *Predel* < wind. *prédél*, *-délá* 'Wasserscheide', aber 1348 *Priedel*, jetzt ebenfalls *Prethal* (Nr. 43), < der wind. Nbf. *príedel*, oder Presler Ghft. (Nr. 45), mdal. *préslv*, d. i. 'Besitzer des Hofes Presl' < wind. **prèsedlo* 'Bergsattel' (vgl. slov. *preséd*), aber urk. um 1600 vom obern *Priesl*, und *Prieselbauer* Ghft. (Nr. 46), mdal. *príeslpā*, um 1600 am *Priesl* < wind. **príesedlo*, nicht vom PN **Préslavv*.

Nun erscheint unbetontes asl. ē aber auch einmal als geschlossenes ē (geschr. ö) und zwar in Zöbriach (Nr. 303), aber mdal. *tséwrrv(wiøt)*, 1382 *Zebriach* < wind. **séquerjáč* 'bei den Leuten im Norden', nämlich von Törl (vgl. slov. *séver*), Fölz b. Aflenz u. Eisenerz (Nr. 364), mdal. *ſé"lts*, 1335 die *Velcz* < wind. **belíca* 'Weißenbach' (nicht < mhd. **vélxe w.* 'Rinne'), Pleschkowitz (Nr. 11), mdal. *plíšknjts* < wind. **pléškounica* (vgl. č. *pleška* 'kl. kahler Fleck'), aber urk. 1396 die *Pleschnicz* (vgl. auch Nr. 12 u. 13 *Plesnix* und *-itxer*) < wind. **pléšnica*¹), ebenso Plechitzer Ghft. (Nr. 14), mdal. *plixitsn*, d. i. »Besitzer von Plechitz« < wind. **pléhávsc* (von slov. *pléháva* 'Waldblöße')² und schließlich die Namen des Typus Rötschitz, Rötsch und Rötz (Retz), die als verschiedene Übernahmsformen v. wind. **réčica* aufzufassen sind. Ich erkläre mir die geschlossene Aussprache daraus, daß das unbetonte wind. ē (< asl. ē) nach seiner Übernahme in manchen Fällen noch an dem Wandel des ahd. ē zu *ē*, der ja nicht regelmäßig eingetreten ist (vgl. S. 210/11), teilgenommen hat³).

Hingegen beruht der endbetonte und daher jung entlehnte Name Rothsützen, mdal. *rotšitsn*, der in Südsteiermark achtmal vorkommt, auf einer südsteir. wind. Lautung *rošica* mit o < ē (§ 99).

1) Daneben urk. *im, am Pleschnitz* < wind. **pléšnac*.

2) Daneben 1754 *Plichitz(kogel)* wohl mit i für ē, *ie* < wind. **pléshavsc* (vgl. slov. *pléhav* 'kahl') und 1424 *an der Pleswicz* < wind. **pléšvica* (von slov. *pléšv* 'kahl'). Der Wechsel von š und ch in demselben Namen erklärt sich natürlich nicht durch »Zischlautverhauchung« (so § 118), sondern aus dem Nebeneinander der beiden Stammformen **pléch-* und **pléš-*. Ebenso ist zu beurteilen Zehendorf, urk. *Zesmostorf* < **Česmínsdorf* mit der Nbf. **Čehmins-*, weil *česmín* 'Sauerdorn' nach Berneker (Etym. Wb. I, 152) zu *čésati, čehati* 'kratzen' gehört, dann der Almname Schneehitz < wind. **snehovica* 'Schneebalm' gegenüber urk. *Snēsničpach* < wind. **sněžnica* 'Schneebach' und der Zuchner- oder Zusnerkogel (Nr. 316), für den *súhi* neben *súšni* 'trocken' in Betracht kommt.

3) Mit Rücksicht auf die angeführten Beispiele wird man nicht an einen š-Umlaut(!) denken, wie P. will.

Auf ein ebensolches *o* scheint mir die *Lopein* nö. Aflenz, mdal. *lopäen*, mit dem südl. anschließenden Lappenwald und Lappental (Nr. 183) zu deuten, deren Namen ich auf wind. *lapina* (slov. **lepína*) 'Mistelwald, -berg' zurückführen möchte, wobei 'Lappen-' als die ältere Übernahmestufe zu betrachten wäre, und nicht mit P. auf slov. **lapin-* < vorslav. **alpin-*, vgl. den *Lopein* b. Pürgg, 1453 *auf den Lepin*, und die urk. bezeugte *Lapienwisen* b. Aussee²).

Im Nordslov. scheint aber asl. ē in der Umgebung von *r* und *l* unter bestimmten Bedingungen, die erst noch zu untersuchen wären, auch zu ī geworden zu sein, das dann als *œ* ins Deutsche entlehnt werden konnte (§ 108, b, 5). Dafür sprechen die urk. Formen *Dältsch* < **dāłčšk* (Nr. 63, s. o.), *Gräbisch* < **krāpīšče* (Nr. 154, s. o.), *Ratschs* (neben häufigem *Retsch*) < **rāčča* (Nr. 252). Aber während bei diesen das ī durch das normale ē wieder verdrängt worden ist, hat es sich in den drei folgenden Namen gehalten: *Pretal*, mdal. *prēdāl*, 16. Jahrh. *Predäl* (Nr. 35/36, s. o.), *Schladming*, um 1180 *Slaeu nich*, *Slaebnich* < wind. **z̄lābnik* 'Berg an der Schlucht' (von slov. *z̄lēb*) und *Raxalpe* (Nr. 373) < wind. **rōř ďčina* 'schütter bewachsene Stelle' (vgl. S. 253)¹. Im Čech.-Slovak. b. ~~l~~ *lach* dieses ī bis zu *a* geöffnet (vgl. W. Vondrak, Vergl. Gramm. I², § 99: ē, *z̄lab* neben *z̄leb* 'Rinne', slovak. *l'avy* gegenüber asl. *lēvz* 'link') und auch das ī der Mützaler Namen ließe sich mit Ausnahme des ī von ~~l~~ *dil*, dem kein *i* oder *j* folgt, unter Annahme deutschen Umlauts aus wind. *a* erklären.

Beim asl. *o* liegen die Verhältnisse noch verwickelter, weil wir es hier mit einem ursprünglich kurzen, erst später unter dem Ton gedehnten und dann z. T. diphthongierten Laut zu tun haben, und zwar spielt hier außer der Übernahmestzeit auch die Intonation eine wichtige Rolle. Andeutungen davon, daß die verschiedene Qualität des akutierten, zirkumflektierten, kurzen und unbetonten slov. *o* in den deutschen Ersatzlauten zum Ausdruck kommt, finden sich allerdings schon bei Lessiak, Car. I v. 1922, S. 48/49. Aber in den Untersuchungen von P. Kretschmer³) und E. Schwarz⁴) wird diese Frage nicht berührt, da sich beide nur mit den ältesten slav.-deutschen Entlehnungen be-

1) Es scheint sich in der Stellung nach *l* und *r* um unbetontes, beim Stamm *dēl-* hingegen um betontes ē zu handeln.

2) Aus slov. **lapina* < rom. **alpina* hätte kaum die unumgelautete Form *Lappen-* hervorgehen können.

3) Arch. XXVII, 228ff. 4) Arch. XXXXI, 124ff.

beschäftigen. Es ist dem Verf. daher unstreitig als Verdienst zu buchen, daß er die slov. Intonation nicht unbeachtet gelassen und auf Grund seiner Beobachtungen festgestellt hat, daß im Mürztal stoßtoniges asl. *o* als *aa* und *o*, schleiftoniges als *uɔ* und unbetontes als geschlossenes *o* (*ou*, vor *l* als *u*) erscheint. Freilich gruppiert er die Namen nicht immer richtig, kommt dadurch zu Widersprüchen und sucht den Ausweg schließlich wieder in der Annahme angeblicher deutscher Intonationsunterschiede. Da er außerdem die Übernahmszeit der Namen in seinen Erwägungen unberücksichtigt läßt und keinen Versuch macht, die Verbindungsbrücke zwischen der asl. und der neuslov. Zeit zu schlagen, möchte ich dies im folgenden nachholen, soweit es mir das zur Verfügung stehende Material erlaubt. Hierbei ist natürlich auch zu beachten, daß im Slov. Akzentverschiebungen stattgefunden haben, daß also z. B. die Feminina auf *-a* in älterer Zeit endbetont waren wie im Čak. und Russ¹⁾.

Die Tatsache, daß die ursl. Vorstufe des asl. *o* ein nicht verdumpfter *a*-Laut gewesen ist und kein *å* oder *ø*, steht trotz Vasmers Widerspruch in der Zs. f. vgl. Sprachf. (KZ) XXXXI, 157 ff. fest. Denn erstens war nicht nur das lat. *ö*, sondern auch das neugriech. *o* (*o*, *ω*), wie mir Herr Hofrat P. Kretschmer neuerdings versichert, ein offener Laut, der als Ersatz eines etwaigen ursl. *ø* sehr gut geeignet gewesen wäre, und zweitens bin ich durch eine dankenswerte Bemerkung Herrn D. E. Klebels auf zwei PN aufmerksam geworden, aus denen sich feststellen läßt, daß die Verdumpfung des ursl. *a* > *ø* (nicht zu *ö*!) unzweifelhaft erst zu Anfang des 9. Jahrh.s eingetreten ist. Während nämlich Schreibungen im Salzburger Verbrüderungsbuch wie *Dabramuzli* (= asl. *Dobromyslъ*) von etwa 784 gegenüber späterem *Dobresit* (= asl. *Dobrežitъ*)²⁾ immerhin noch dahin ausgelegt werden können, daß abair. *a* im 8. Jahrh. in Ermanglung eines offenen *o*-Lautes für das von Vämer u. a. vorausgesetzte ursl. *ø* eingetreten sei und dem *o* als Ersatzlaut erst dann Platz gemacht habe, als ursl. *ø* zu geschlossener Aussprache vorgerückt sei, bleibt kein Zweifel über die Qualität des hier behandelten Lautes, wenn wir sehen, daß die Namen zweier Slaven i. J. 791 als *Taliub* und *Sparuna*³⁾ (= asl. **Doljubъ*

1) Vgl. W. Vondrak, Vergl. Gramm. I², § 212 ff., besonders 214.

2) Vgl. E. Schwarz, Arch. a. a. O. S. 133.

3) In einer Schenkungsbestätigung Karls d. Gr. an das Stift Kremsmünster (Mon. Germ. hist., D. Urk. d. Karolinger I [1906], Nr. 169, S. 227).

‘Liebling’ und **Sporina* < *-vna*¹⁾ ‘Der Streitsüchtige’ erscheinen, während der Herzog von Dalmatien i. J. 820²⁾ *Borna* genannt wird (zu asl. *bora* ‘Kampf’³⁾). Da das *o* im Abair. vor *r*, wie oben gezeigt worden ist, sowohl offen als geschlossen ausgesprochen werden konnte, besaß das Deutsche für fremdes *o* vor *r* bereits damals einen geeigneten Ersatzlaut, den es gewiß auch schon im J. 791 verwendet hätte, wenn sich der oben angeführte Slave **Spörünā* und nicht *Spärünā* genannt hätte. Die Verdümpfung des ursl. *ä* ist also erst nach 791 so weit vorgeschritten, daß man es nun vorzog, den ursl. Laut vor *r* nicht mehr wie bisher durch abair. *ä*, sondern durch *ö* zu ersetzen. Da aber der Name *Borna* wegen seines *b* für ursl. *b* den Deutschen eher vor als nach 810 bekannt geworden sein wird, darf man annehmen, daß sich der Wandel von ursl. *ä* > *ö* um die Wende des 8./9. Jahrh.s vollzogen hat, also eben in jener Zeit, in der es durch das siegreiche Vordringen Karls d. Gr. auch zu großen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen in der Slavenwelt kam. Es ist gewiß nicht zu kühn, einen Zusammenhang zwischen den äußeren Veränderungen und denen der Sprache anzunehmen. Denn neben dem Wandel von ursl. *ä* > *ö* steht der von ursl. *ū* > *y*⁴⁾ und von *-iči* > *-ici* (vgl. S. 217/8). Aber auch ursl. *s* und *z* (< idg. *h₂* und *g*) haben gerade um die Wende des 8./9. Jahrh.s ihren aus der idg. Urzeit ererbten palatalen Klang aufgegeben und kamen daher von nun an als Ersatzlaute für Deutsches *s* nicht mehr in Betracht⁵⁾. Nicht viel später hat sich die Liquidametathese vollzogen und allmählich

1) Zu *z* < *z* vor nichtpalatalem Vokal vgl. W. Vondrák, Vergl. Gramm. I², § 112.

2) Vgl. Aug. v. Jaksch, D. Kärntner Gesch. Quellen III [1904], Nr. 7, S. 5.

3) Ob mit Miklosichs PN § 16 und T. Maretic, Rad jugoslav. akad. 82, S. 150, Nr. 202, < ursl. **Björnā* ‘der Kampfslustige, Streitbare’ (vgl. nslov. *bóřen*, *-rna*), muß dahingestellt bleiben, weil der Halbvokal *i* damals im allgemeinen noch nicht geschwunden war.

4) Der Name des Hausens, č. *vyž*, slov. *víža*, der nicht vor der 2. Hälfte des 8. Jahrh.s ins Slav. gewandert sein kann, hat an dem Wandel von *u* > *y* noch teilgenommen, vgl. dazu Festschr. f. M. H. Jellinek [1928], S. 161/2.

5) Dies ist die einzige mögliche Ursache für die seit 800 sich bemerkbar machende Änderung im Ersatzverhältnis der slav. und deutschen *s*-Laute. Denn die *s*-artige Aussprache des ahd. *s* (*š*) ist nicht erst um 800 aufgekommen, wie E. Schwarz (D. germ. Reibelaute *s*, *f*, *ch* S. 9 u. 39) annimmt, sondern reicht in die urgerm. Zeit zurück.

trat auch eine Verengung des ursl. *ꝑ* (== asl. *u*) ein, so daß dieser Laut nun nicht mehr dem germ. *ꝑ* entsprach, sondern dem ahd. *ü* (vgl. S. 247).

Weil aber nun abair. *o* nur vor *r* (und vermutlich auch vor *h*) als *ꝑ* gesprochen werden konnte, hingegen sonst ein geschlossener Laut war, kam es nach der Verdümpfung des ursl. *ü* > *ꝑ* als Ersatzlaut für diesen Vokal eben nur vor *r*, nicht aber in anderer Stellung in Betracht. Daher blieb abair. *ä* noch weiterhin Vertreter des ursl. *ꝑ*, soweit dieses keine stärkere Verengung erfuhr. Beweis dafür ist der Beleg *Astaruwiza* für Hoch-Osterwitz in Kärnten aus dem Jahre 860, der vermutlich im Ausstellungsjahr der Urkunde selbst nach dem Gehör aufgezeichnet worden ist. Jedenfalls kann die Eindeutschung des Namens nicht viel früher stattgefunden haben, da sich die Endungsform *-ixa* (gegenüber älterem *-icha*) erst von 831 an nachweisen läßt, vgl. *Curcixa* S. 217.

Das stoß- und schleiftonige asl. *ö* hat im Nordslov. überhaupt niemals geschlossene Aussprache angenommen. Das stoßtonige ist ja auch in der slov. schriftsprachlichen Schreibung *ø* erhalten geblieben. Aber natürlich war dieses *ø* ursprünglich ein kurzer Vokal und hat seine Quantität sicher bis ins 9. und 10. Jahrh. bewahrt. Es ist notwendig, das zu betonen, weil P.'s Ausführungen über den Namen der Mürz erkennen lassen, daß er bereits im 9. Jahrh. mit langem *ø* rechnet. Wäre diese Annahme richtig, dann müßte bereits im 9. und 10. Jahrh. für asl. *ø* das qualitativ und quantitativ genau entsprechende abair. *ô* (< germ. *au*) eingetreten sein. Das ist aber nicht der Fall. Vielmehr zeigt der Beleg *Palasenxa* 'Polsenz' < asl. **Polqz(?)nca* aus dem Ende des 10. Jahrh.s noch *a* für asl. *ø*. Die Form kann nicht viel früher übernommen sein, weil sie den Schwund der Halbvokale voraussetzt, der sich in den aksl. Denkmälern eben erst bemerkbar zu machen beginnt. Eine ältere slav. Grundlage **Polqz̄nica* hätte im Deutschen zunächst **Pal(a)s(i)nitza* ergeben. Im Mürztal findet sich kein Beispiel für Übernahme vor der Dehnung des asl. *ø*; das Gebiet ist ja spät eingedeutscht worden.

Nach der Dehnung war abair. *ô* der entsprechende Ersatzlaut. In dieser Zeit kam das Lehnwort **ælechse* 'Traubekirche', gewöhnlich 'Elexen' geschrieben, zu den Baiern. Es stammt aus asl. **øl̄s̄a*, bzw. **øl̄'s̄a*, dem Vorläufer der jetzigen entpalatalisierten slov. Form *øls̄a*, und wird als *øleksn* gesprochen, dessen offenes *ø* sich nur als Umlaut

von abair. δ verstehen läßt¹⁾. Daneben findet sich die Lautung *gôlëksn* < slov. *jôlësa*²⁾. Von den Mürztaler Namen führt P. den Gegendnamen *Pardach* (Nr. 19)³⁾, mdal. *pâadv*, 1446 *im Pattach*, auf slov. *pótok* 'Bach' zurück. Da aber in den Jahren 1280—95 die Form *Potuch* (d. i. **Pótuch*) erscheint, die als eigentliche Vorstufe der heutigen Lautung zu betrachten ist, und weil eine Waldparzelle dieses Grabens »der *šimpl-pâadv*« heißt nach ihrem Besitzer, dessen Name ganz gut auf einer Hofbenennung »im Schimpel« beruhen könnte, möchte man lieber von einer Grundlage **pótuch* 'Modergraben, -wald' (von slov. *túch* 'Moderduft', *túhniti* 'dumpf riechen') ausgehen, falls sich die Anfangsbetonung der slov. Grundlage als mdal. Aussprachform verteidigen ließe⁴⁾. Auffallenderweise finden wir auch nördl. von Deuchendorf ein Ghft. Schimpl an eben der Stelle, an der wir den *Tauchenhof* von 1445 vorauszusetzen haben d. h. einen Namen, der auf slov. *Túhôl dvôr* zurückgehen könnte. Ein zweites mdal. *aa* < mhd. δ < wind. \bar{q} enthält m. E. der Name *Kambsger* (Nr. 55), mdal. *kxâampskw*, der wohl zum Bergnamen *khams* (so um 1600) zu stellen ist (s. Nr. 51) und nicht zu *Copantz* (Nr. 55). Zugrunde liegt vermutlich slov. **kómæc* = skr. *kòmac* 'steiles Gelände, Abhang' (Berneker, Etym. Wb. 557), bzw. die Ableitung **kóm(æ)ski* als Besitzername. Die urk. Formen, in denen *a* erscheint, sagen uns, daß die beiden Namen in slav. Mundus weitergelebt haben und nochmals entlehnt worden sind, nachdem mhd. *ä* zu \bar{q} geworden war. Dieses neue \bar{q} stand ja nun dem slov. \bar{q} näher als das im Mürztal bereits diphthongierte mhd. δ . Die doppelte Vertretung durch δ und *a* findet sich noch in dem nur urk. 1429 belegten Waldnamen *am Plischof* und *-af*⁵⁾ < loc. **plëšôbë* (von **plešôba* 'kahle Stelle'), der wegen der Gleichheit der männlichen und weiblichen Lokativendung irrtümlich auf ein masc. **plešôb* bezogen wurde, und im Talnamen die *Strositz* (Nr. 281), mdal. *štrôsits* und 1360 *im Stasitz* mit \bar{q} (geschr. *a*) für wind. \bar{q} , hingegen 1290 *Stositz*, 1350 *Stôsitz*,

1) Vgl. dazu *Elexnitz* b. *Schweinitz* (Bez. Budweis) < č. *Olešnice*, 11. Jahrh. *Ölehsnitz* (E. Schwarz, Prager deutsche Stud. XXX, 62 u. »D. germ. Reibelaute« S. 67 u. Ant Mayer, Zs. d. deutschen Ver. f. Gesch. Mährens u. Schlesiens XXX, 3 [1928], SA, S. 22]).

2) Vgl. dazu meine Ausführungen im Teuthonista IV, 305, Anm. 8.

3) Mit falschem *ar* für mdal. *aa* < mhd. δ < wind. \bar{q} .

4) Vgl. später Putrat.

5) Das vortonige *i* ist wohl erst im Deutschen entstanden wie das *i* der Vorsilben *bi-*, *gi-* < *be-*, *ge-*, vgl. § 39, a, 3 u. b.

1375 *Stozxitz*, 1404 *Stösnitz* usw. mit *qa* < mhd. *ð* < wind. *þ* als ältere Entlehnung. Auszugehen ist wegen der wechselnden Schreibung mit *s*, *ss*, *xx*, *z*, *xs* von slov. **støč(n)ec*, *-(n)ica*, einer Ableitung von *stök* 'Zusammenfluß' und nicht von *støzec* 'Schoberplatz'; denn die Strositz bildet wirklich den Zusammenfluß des Oisching- und Lohnschitzgrabens. Hierher sind ferner zu stellen urk. 1255 *Lomen* (Nr. 205) < wind. *lømən* 'steinig', Klaboker (Nr. 140), mdal. *klawókkv* (mit mittlerem *o!*), um 1600 *ob der Glawoggen* < wind. *globøka* 'die tiefe' und Narrbauer (Nr. 231), dazu urk. um 1400 *Norcspach*, 1422 *im Narczpach* von slov. *nôræc* 'Narr', in Kärnten Watschig b. Hermagor, mdal. *watši*, < wind. (*u)øčøče* (slov. *øčiče*) 'die Leute des *Očic*'¹).

Da in zwei Namen für slov. *þ* deutsch-mdal. *ða* erscheint, könnte man die Frage aufwerfen, ob denn die Diphthongierung des *þ* nicht vielleicht schon im Wind. eingetreten war. Denn in krainischen Mdaa. findet sich tatsächlich *oa* für *þ*. So belegt z. B. H. Tschinkel²) für die Mda. a. d. Kulpa die Formen *noaga* 'Fuß' (= slov. *nøga*), *loanac* 'Topf' (= slov. *lønac*) und *koæxl* 'Ziegenbock, Getreideharfe' (= slov. *køxæł*). Allein, in der Mda. des Mürztales ist es gewiß zu keiner solchen Diphthongierung gekommen; der wind. Laut wurde ja in jüngster Zeit nicht als *ða*, sondern als *ð* übernommen. Hingegen hat die schriftslovenische Aussprache des geschriebenen *þ*, die Vondrák³) als *u**o* angibt, eben ein solches *oa* < *ð* zur Voraussetzung.

Wie nun hier das Südslov. samt der Schriftsprache vom Nordslov. abweicht, so auch beim schleiftonigen *ð*; denn dem südslov. *ð*, das sich nach Vondrák dem *û* nähert, entspricht ein nordslov. *ûø*, von dem wir aus ON beweisen können, daß es sich über *ða* < *ð* < *þ* < *ä* entwickelt hat. Die erste Entwicklungsstufe liegt vor in dem PN *Dapirix*, *-arix* aus d. J. 845⁴) < ursl. **Døbricv*⁵) (vgl. slov. *døbræc* 'guter Apfelbaum'). — Das, wie wir aus dem Namen *Borna* wissen, bereits verdumpfte, aber noch kurze *ä* wurde also um 845 noch durch *abair. ä* wiedergegeben. Die zweite Stufe ist uns in den zahlreichen Namen des Typus Döllach, Dellach erhalten, die im Südbair. als

1) Vgl. Lessiak, Car. I v. 1922, Nr. 138.

2) Gottschner, Gramm. § 114, S. 192.

3) Vergl. Gramm. I², § 214, S. 296.

4) Th. Bitterauf, D. Trad. d. Hochstiftes Freising 548, vgl. E. Schwarz, Arch. XXXXI, 133.

5) Vgl. E. Schwarz, D. germ. Reibelaute S. 51.

dēlax ausgesprochen werden und urk. als *Dolach*, *Doealach* erscheinen. Zugrunde liegt der loc. **dōljach* 'bei den Talbewohnern' mit bereits gelängtem *ō*, für das abair. *ō* eintrat¹⁾, doch läßt sich bei späterer Übernahme nicht entscheiden, ob die slov. Grundform nicht schon selbst diphthongisches *qa* aufgewiesen hat. Die letzte Stufe zeigen Namen wie *Duel*, *Thul*, mdal. *dusl* < wind. **dūsle* (= slov. **dōlje* für **dōljane*) 'die Talbewohner', neben umgelauteten Lokativen wie *Dielach*, *Dillach*, mdal. **diəlax* < älterem **diuelax* < wind. **dūsəljach* (= slov. **dōljach*). Der gleiche Fall liegt vor bei *Mellach* im Gailtal mdal. *mealax*, urk. *Möłach* < wind. **mōljach* 'bei den Leuten an der Schütt' (zu slov. *mōł* 'Flußsand, -schotter²⁾), aber slov. *Môle*, wind. *Mûle* < nom. *mūlje²⁾*. Daß das *u* im Kärntner Wind. um die Mitte des 13. Jahrh.s bereits vorhanden war, ergibt sich aus dem Beleg *Schueflich* für *Schiefling* b. *Velden*, wind. *Škūəfže* (= slov. *Škōfže*) 'die Leute des Bischofs'³⁾.

Im Mürztal hat sich die zweite Stufe vielleicht in den urk. Formen *Dolex* und *Toltxer* (Nr. 78) erhalten. Doch lauten die Namen heute *Tulz* und *Tulzer* < wind. *dūsələ* 'kl. Tal', sind also später nochmals entlehnt worden. Zum gleichen Grundwort gehören *Thul* (Nr. 91), *Tuller* (Nr. 88), *Pretul* (Nr. 37) und *Presentul* (Nr. 40), die P. richtig erklärt; sie sind alle stammbetont und haben daher *-ul* < *-uel*, was auch einige urk. Formen durch ihr *uo*, *ü* deutlich erkennen lassen. Aber auch der urk. 1454—64 überlieferte Hofname *Wagcheduel* (Nr. 375), den P. aus mhd. *wāc* 'wogendes Wasser' + *tūele* 'Vertiefung' deuten möchte, gehört in diese Gruppe, da er auf wind. **uogliedūel* (= slov. **ogliedōl*) 'Kohlental' beruht; ist doch westl. von diesem Graben in der Karte eine »Kohlenleiten« eingezzeichnet! Außerdem sind zu nennen: *Tutschgraben* (Nr. 5), mdal. *tuəs-*, 1356 *am Patuesch* < wind. **potuəsč(ə)c* 'Bächlein', *Gurgitzer* (Nr. 168), 1387 *die Gūgicx* < wind. **k(ū)ūskica* 'Henneberg' (zu slov. *kvōka*, *-ēka* 'Gluckhenne'), die *Stadurz* (Nr. 272), 1436 *in den Staduz* < wind. *stōdūr(i)ca*, *-ūr(ə)c* 'Felsberg', *Hubersting* (Nr. 48), mdal. *hūsəvstīn*, 1494 *im Bubo-sting* < wind. *būbōv(i)ščina* (slov. **bōbōvščina*) 'Bohnenfeld'⁴⁾, *Putrat*

1) P. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 48, 51 u. 113.

2) Vgl. Lessiak a. a. O. S. 48 u. 117/18. Hier ist Stammbetonung anzunehmen, da nur betontes *o* diphthongiert wird.

3) Vgl. Lessiak a. a. O. S. 49.

4) **būbōv-* wurde im Abair. bei später Übernahme zunächst zu **wūsəv-*,

(Nr. 49), 1454—64 *im Pudert*, 17. Jahrh. *Puederetsgraben* < wind. *pūədr̩t* (= slov. *podr̩t*) ‘zerrissen’¹⁾, *Furitzgraben* (Nr. 334) < wind. *būərica* oder *-oc* ‘Föhrengraben’, mit Umlaut *Pogier* (Nr. 18), 1210 *Podigor*, < wind. *podgūrje* ‘Fuß des Berges’.

Beim unbetonten asl. *o*, das erst durch deutsche Akzenturückziehung den Ton bekam, scheint zwischen 860 und 927 eine weitere Verdumpfung eingetreten zu sein. Denn während uns im J. 860 noch die Schreibungen *Astaruuiza* (< ursl. **ostrōuica* ‘Scharfenberg’) und **Laminicha* (< ursl. **lomnīča*, s. S. 208/9) begegnen, heißt Hoch-Osterwitz 927 bereits *Ostaruitza* und ein Ort an der Mündung der steir. *Lobming* *Lominichakimundi*²⁾. Und auch späterhin wird so lange *o* geschrieben, bis das abair. *ă* ebenfalls zu *o* geworden war und nun als Ersatz dienen konnte. Obwohl das vortonige slov. kurze *o* ein geschlossener Laut ist, muß es damals noch nicht bis zu *ö* verengt gewesen sein. Es genügt ja, wenn es sich von *o* ein klein wenig gegen *o* hin bewegte. Dann war die Grenze überschritten, bis zu der es ein Baier als *ă* hören konnte, und da abair. *ō* als langer Laut für die Wiedergabe nicht in Betracht kam, ergab sich von selbst der Ersatz durch abair. *ō*. So sind zu beurteilen *Döbling* < slov. **topiliča*, *Gösing* < slov. **koxničé* (s. S. 218), die zahlreichen Pöllan, -au und -ing < slov. *poljána* ‘kl. oder größere ebene Stelle’, *Ossiach*, mdal. *ōsəx*, 1028 *Oscewach*, später *Ox(z)iac* < slov. **osojáč* ‘bei denen auf der Schattenseite’³⁾ usw. Von den Mürztaler Namen gehören hierher: die Proles (Nr. 47), mdal. *prūl̩s* (mit *u* < *ö* vor *l*), 1331 *Prolaz*, entweder < loc. *prolázé* ‘am engen Durchlaß’ (zu skr. *prōlaz* m.) mit Geschlechtswechsel infolge der Gleichheit der männl. und weibl. Lokativendung (s. S. 237 *Plischof*) oder < **prolázija góra* ‘Berg am engen Durchlaß’, *Dullwitz* (Nr. 89) < slov. **dolovica* ‘kl. Tal’, urk. 1498 *in der Dultzn* (Nr. 90) < slov. *dolčina* ‘kl. Tal’, nicht < asl. **dolbəv*, *Hobisch* (Nr. 170/1), mdal. *hšuviš*, < slov. *bobíšče*

hierauf mit Schwund des *w* vor *u* zu **ušw-* und schließlich mit *h-* Vorschlag zu *hšuviš-*. P.’s Deutung aus **popovščina* ‘den Priestern gehöriges Besitztum’ ist lautgeschichtlich unmöglich. Zur wind. Akzenturückziehung vgl. oben *Strießnitz* S. 238/9.

1) Zur Akzenturückziehung vgl. oben *Pardach*.

2) Beide Namen je in der gleichen Urk., vgl. A. v. Jaksch, D. Kärnt. Gesch. Quellen III, 12, Nr. 27 und 35, Nr. 90.

3) Vgl. P. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 79.

‘Bohnenfeld’¹), *Stojen* (Nr. 280), mdal. *štúin*, < slov. *stojān* ‘Pfahl’ oder *stojānge* ‘Ständer’ als Flurbezeichnung, kaum vom PN *Stojan*, Pogrammühle (Nr. 20) < slov. *pod krájem* ‘unterm Rande’ des Schirmitzbühels, vgl. S. 224), urk. um 1280 *Posar* (Nr. 30) < slov. *požár* ‘Brand’, ferner eine Reihe von umgelauteten Formen wie Penker und Pönegg (Nr. 26/7) < slov. *poníkva* ‘Erdloch, Kesseltal’, Döllach und Töllermayer (Nr. 75/6), mdal. *točivo*, < slov. **doljáč* mit Suffixbetonung (vgl. oben *Doelach* und *Dielach*), der Gölkberg (Nr. 146) wegen seiner dichten Bewaldung kaum < **golík* ‘kahler Berg’, sondern < **kolík* ‘Pflock’ als Bergname (von slov. *kol* m.), der Gr. Göller (Nr. 148), 1348 *Gölh*, < PN **Golíč* ‘Kahlkopf’ als Bergname, Möstlinggraben (s. S. 217/8) u. a.

Während steigtoniges umgelautetes *ó* vor *r* in der Mda. als *ea* erscheint, wie das Lehnwort *meariŋ* < slov. **móriča* zeigt (s. S. 218), behält unbetontes *o* auch vor *r* seine geschlossene Aussprache bei und wird daher durch Umlaut in der Mda. zu *é* oder *i*, vgl. Pötschach, mdal. *pirtsax*, < slov. **poręčáč* ‘bei denen am Bach’²), Sörg, mdal. *sirg*, < slov. *Zoriče* ‘die Leute des Zora’²), Görz, mdal. *girts* < slov. *gorica* ‘kl. Berg’²), Görtschach, mdal. *girtsax*, < slov. **goričáč* ‘bei denen am Berge’, im Mürztal Pietscher (Nr. 10, s. S. 212) < slov. **poręčáč*, Göriach (Nr. 151), mdal. *kiogn*, < slov. **gorjáč* ‘bei denen am Berg’, Göritz (Nr. 152), mdal. *kíerits*, < *gorica*. Ist das *r* vor der Diphthongierung ausgefallen (vgl. S. 212 *Fuetpach* usw.), dann erscheint das *ö* natürlich als *ei*, vgl. Pötschach (Nr. 28), mdal. *pēitšv*, 1301 *Portsachach* < **poręčáč*, und urk. 1408 *Gotschach*, heute vielleicht Götschl Ghft. (Nr. 144), < slov. **goričáč*. Mit Steig- und Fallton hat das nichts zu tun.

Nun ist es allerdings auffallend, daß das unbetonte asl. *o* einiger PN bereits zu einer Zeit als *o* geschrieben wird, in der wir noch *a* erwarten würden, vgl. 827 *Zebon* < **Sébóni*, einer Nbf. zu dem belegten *Soboň* (vom Reflexivstamm *seb-*, *sob-*), 864 *Domemus* < **Domēmýš* (Kurzf. zu *-mýslv*), *Godemus* < **Godēmýš* und *Wolato* < **Voldto*³). Aber ich glaube nicht, daß man diese PN, die ja nicht

1) Aus *bobiske* wurde im Deutschen zunächst **wōwisch*, dann, indem man das *w* irrtümlich als slav. praep. *u* ‘in’ abtrennte, *owisch* und schließlich wie bei Hubersting (s. o.) **hōwisch*, mürzt. *hēuuīš*.

2) Vgl. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 41, 48 u. 60, D. Mda. v. Pernegg § 63, A. 2.

3) Vgl. E. Schwarz, Arch. XXXXI, 133.

dauernd in deutschem Munde geblieben, sondern nur nach der Aussprache der slav. Zeugen von einem lateinkundigen Schreiber aufgezeichnet worden sind, mit den eingedeutschten ON auf eine Stufe stellen darf. Hier kann ganz gut das um 827 bereits verdumpfte *ä* durch das lat. offene *ø* wiedergegeben worden sein. Immerhin ist *Zebon* außer *Borna* ein Zeuge für das Vorhandensein des *ø*-Lautes in der ersten Hälfte des 9. Jahrh.s.

Nachdem *abair. ä* > *ø* geworden war, konnte es, wie erwähnt, wieder für unbetontes slov. *ø* eintreten, nur wurde um diese Zeit der Akzent nicht mehr zurückgezogen, daher *Gassárest* b. Straßburg im Gurktal, mdal. *gósárest*, im 12./13. Jahrh. *Coherist* (lies: *Cosárist*) < slov. **kozárišče* 'Ort mit Ziegenställen, -hürden'¹⁾, im Mürztal 1494 die *Talín* < *dolina*, jetzt *Thulin* (Nr. 64), mdal. *tulín*, worin sich die ältere Stufe erhalten hat.

Da die weiblichen *ā*-Stämme mit Stoßton auf der vorletzten Silbe ursprünglich endbetont waren (vgl. slov. *séstra*, *sténa* gegenüber russ. *sestrá*, *sténá*)²⁾, so kann es auch vorkommen, daß ein im Neuslov. betontes *o* in einer deutschen Übernahmsform geschlossen ausgesprochen wird, vgl. Glaboggenbach (Nr. 142), mdal. *klávžukn*, und Glau**bo**gger (Nr. 136), mdal. *klaqvžukn*, < älterslov. **glqboká* (heute *glqbóka*) gegenüber jünger entlehntem *Klaboker*, mdal. *klávókko* (vgl. S. 238)³⁾ und *Tobra* b. Perg in Oberösterr., 1296 *Dobra*, mdal. *dōvrrv*, < älter-slov. **dobrá* (heute *dóbra*, erg. *vóda*) 'Gutwasser'. Die Entlehnung dieser Form fällt wegen ihres *b* für slov. *b* frühestens ins 12. Jahrh.⁴⁾. Darf man daraus schließen, daß die Endbetonung der slov. Feminina bis zum 12. Jahrh. erhalten war? Für die Belege *Tabra*, *Dabra*, *Tabaraha* von 1142, 1320 und 1370 nimmt E. Schwarz wegen ihres *t* < *d* eine sehr früh, also wohl vor 750 eingedeutschte Grundlage an. Doch wäre auch Entlehnung im 12. Jahrh. möglich, wenn man voraussetzt, daß *abair. ä* nicht erst im 13., sondern schon im 12. Jahrh. verdumpft war, wogegen sich nichts einwenden läßt, vgl. auch die später angeführten Formen *Ragaza* von 1104 und

1) Vgl. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 3.

2) Vgl. W. Vondrák, Vergl. Gramm. I², S. 224.

3) P.'s Annahme, daß *ou* hier moderner, aus der Verkehrssprache stammender Ersatz für älteres *aa* < *ø* sei, ist, da es sich um einen fremden ON handelt, nicht glaubhaft.

4) Vgl. E. Schwarz, Prager deutsche Studien S. 52.

Ragatz von 1192 < slav. *Rogáč*. Die Schreibung mit *t* neben *d* kann sich aus dem mittelbair. Zusammenfall von ahd. *d* und *t* erklären; *T-* haben auch die spät eingedeutschten ON *Doberhagen* b. Freistadt, urk. *ze dem Tobraken* (PN *Dobrák*) und *Dobretshofen* im Mühlviertel, 1190 *Tobrizze* < **Dobriče*, č. -ice (< -itie) 'die Leute des *Dobrō* (vgl. E. Schwarz, Prager deutsche Stud. 42, 57 u. Bayer. Hefte f. Volksk. IX [1922], S. 69).

Wie unbetontes *ö* erscheint aber auch kurzes betontes *ö* im Mürztal als *uo*. Das schließe ich aus den Namen *Palott* (Nr. 24), mdal. *im pälzutt*, 1298 *Boloters*, und urk. 1363 *am Malotters* (Nr. 217), die ich auf slov. **palót* m. 'Gesenge, Asang' (von *páli* 'singen') und **melót* m. 'Gerutsche, brüchiges Gelände' (von *meliti* 'abrutschen')¹⁾ zurückführen möchte und nicht wie P. auf **volodér* m. 'Ochsenschinder' als ursprünglichen Wegnamen. Die Formen auf -ers erklären sich ungezwungen als genetivische Haus- (ehemals Besitzer-) namen, die uns in den steir. Taidingen so häufig begegnen²⁾.

Zu den Namen mit asl. *o* rechnet P. auch den der Mürz (Nr. 227, Anm. 15 und § 91, b), 860 *ad Morizam*, 890 *Muorixa*, den er auf asl. **Mōrica* mit schleiftonigem *ö* zurückführt, weil der Name später *uo* zeigt. Der Verf. nimmt, wie aus seinen knappen Worten in § 91, b deutlich hervorgeht, tatsächlich an, asl. *ö* sei um 860 schon lang gewesen und habe von den Baiern noch durch germ. *ō*, das ja im Bair. länger undiphthongiert erhalten geblieben ist, ersetzt und zu *uo* gewandelt werden können. Ja, er scheint überhaupt vorauszusetzen, daß sich sämtliche *uo* < asl. *ö* in den oben besprochenen Namen auf diese Weise erklären; sonst könnte er nicht im Anschluß an ihre Behandlung in § 90, b anmerkungsweise sagen: »Zu dieser Vertretung stimmt die Substitution von asl. *ö* für wgerm. *ō* > ahd., mhd. *uo*, vgl. Grafenauer, Razprave I 365«. Nun wissen wir aber aus der Namensform *Dapariz*, daß das spätere slav. *ö* i. J. 845 noch durch *abair. ū* wiedergegeben wurde, also kurz war (s. o.), und ich kann nicht glauben, daß sich dieses Verhältnis bis 860 geändert haben sollte, wenn es mir auch vorläufig zufällig nicht möglich ist, einen späteren Beleg mit *ā* für *ö* zu erbringen weil mir dz. überhaupt kein eingedeutschter

1) Zum Suffix vgl. W. Vondrák, Vergl. Gramm. § 553.

2) P. widmet ihnen selbst einen kleinen Abschnitt und nennt daselbst auch *Boloters* und *Malotters*, jedoch ohne das -er als Endung zu erkennen (§ 124, c).

Name mit \bar{o} aus der 2. Hälfte des 9. Jahrh.s oder aus dem 10. bekannt ist. Aus dem Umstand, daß stoßtoniges \bar{o} am Ende des 10. Jahrh.s noch als $\bar{\alpha}$ und nicht als \bar{o} entlehnt worden ist (s. S. 236 Palaszena), wird man allerdings auf die Quantität des ursl. $\bar{\alpha}$ (\bar{o}) keinen Schluß ziehen dürfen, weil ja schleiftoniges \bar{o} früher gedehnt worden sein kann. Aber zwei andere Erwägungen führen uns zur Erkenntnis, daß P.'s Annahme unhaltbar ist. P. nennt den Akzent in **Mōrica* selbst »hypothetisch«, weil sich sein Ansatz eben nicht begründen läßt. Denn unser Flußname muß doch ebenso akzentuiert gewesen sein wie slov. *óvca* 'Schaf' < asl. *ovca*, also **Mōraca*¹⁾. Daß wir aber gar nicht mit asl. \bar{o} zu rechnen haben, ergibt sich aus dem Namen der *Mur*, zu dem ja *Muoriza* die Verkleinerung darstellt wie *Ybbsitz* zu *Ybbs*, *Görtschitz* zu *Gurk* usw.²⁾ Denn wenn P. (S. 195, Anm.) behauptet, »die heutige Namensform nsl. und skr. *Mára*, magy. *Mura*, ist spät unter deutschem Einfluß entstanden«, so wüßte ich nicht, was für diese Annahme spräche. Es spricht vielmehr alles dagegen. Denn die Slaven haben den Namen doch früher gekannt als die Deutschen und hatten keinen Grund, die bodenständige Form aufzugeben, da sie ja bis heute am Unterlauf des Flusses sitzen geblieben sind. Wir haben daher unbedingt von asl. *Mura* auszugehen. Dadurch verbietet es sich aber dann natürlich, mit P. an eine antike (illyr.) Vorstufe **Mär-* zu denken. Der Name ist vielmehr von der serb. *Morava* und der March³⁾ etymologisch vollständig zu trennen und auf spät-illyr. **Mōras* »der große (Fluß)« zurückzuführen, ein Ansatz, der sich aus idg. **māros* 'groß' verstehen läßt⁴⁾. Denn idg. $\bar{\alpha}$ erscheint im Alb. als \bar{o} (mdal. auch als $\bar{\bar{o}}$), während idg. \bar{o} über \bar{o} zu \bar{e} geworden ist⁵⁾.

1) Zur Form des Suffixes s. o.

2) Vgl. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 16.

3) Die Mur ist auch kein Sumpffluß wie die March, sondern noch bei Graz sehr reißend.

4) Ich trenne **māros* 'groß' in ir. *már*, *mór*, cymr. *corn*. *maur* von **mōros*, **mēr(i)os* 'berühmt' in griech. *ἐγχεσίμωρος*, gall. *Viridomāros*, asl. *Vladimēr*, germ. **merjax*.

5) Die Offenheit des spätillyr. \bar{o} < idg. $\bar{\alpha}$ ergibt sich aus folgenden Erwägungen: Die aus dem Griech. entlehnten Wörter des Alb. zeigen *o* für griech. $\bar{\alpha}$ (vgl. alb.-geg. *mokēn(ē)* 'Mühlstein' < gr.-dor. *μύχανό*), während auch die ältesten lat. Lehnwörter an diesem Lautwandel nicht mehr teilgenommen haben. Die griech.-alb. Berührungen haben aber bereits zu Beginn unserer Zeitrechnung eingesetzt, während die ältesten lat. Lehnwörter nicht vor dem 3. Jahrh. aufgenommen worden sind. Demnach muß sich die Verdampfung

Daß aber die den Slaven wahrscheinlich durch roman. Vermittlung zugekommene Lautung **M̄ras* zu *Mura*¹⁾ werden konnte, ergibt sich aus folgenden Beobachtungen: Im Stiftungsbrief von Kremsmünster aus d. J. 777 erscheint als Vorstufe des heutigen ON Dietach in Oberösterr. die Form *Todicha*, unzweifelhaft ein slav. Flußname, dem J. Schnetz²⁾ m. E. richtig denselben idg. Stamm **teud-*, **toud-* zugrundelegt, auf dem auch anord. *pióta* 'rauschen, tosen' und mhd. *diezen* beruhen. Die mdal. Aussprachform *dīdv* aber sagt uns, daß das *o* von *Todicha* dem germ. *ō* gleichwertig war, das ja dann zu *uo*, durch Umlaut zu *üe* und durch Entrundung zu *io* werden mußte. Da nun das germ. *ō* bis zu seiner Diphthongierung offen war³⁾), muß auch der dem *o* von *Todicha* zugrunde liegende Laut ein *ō* gewesen sein. Wir haben also als ursl. Grundform von 777 **Tōdīcā* 'Rauschenbach' anzusetzen, was ins Ursl. weiterentwickelt **Tudīca*, ins Urbalto-slav. zurückkonstruiert **Taudīkā* ergäbe. In der gleichen Urk. erscheint aber auch das asl. Wort *županъ* in der Form *iopan*, also ebenfalls mit *o*, d. i. *ō*⁴⁾. Hierzu kommt ferner der Name des im 7. Jahrh. bezeugten Herzogs *Boruch* (-*th*) von Kärnten⁵⁾. Er hat mit

des altillyr. *ā* in den ersten zwei Jahrhunderten vollzogen haben. Sie kann jedoch fürs erste nicht bis zu geschlossenem *ō* sondern nur bis zu *ō* geführt haben, weil das geschlossene lat. *ō* der ältesten Entlehnungen nicht mit diesem *o*-Laut < idg. *ā*, sondern mit illyr. *ō* < idg. *ō* zusammengefallen und mit ihm zu *ē* geworden ist. Wir haben daher im 3. Jahrh. mit spätillyr. *ō* < idg. *ā* zu rechnen und dürfen, glaub' ich, unbedenklich annehmen, daß sich die Offenheit des Lautes bis ins 6./7. Jahrh. erhalten hat, da ein Teil der alb. Mdaa. noch heute *ō* spricht. Das geschlossene *ō* der andern Mda. und der nordwestgegischen Schriftsprache von Skutari ist daher als jüngere Neuerung zu betrachten. Ich verdanke die Kenntnis dieser lautgeschichtlichen Beobachtungen einer liebenswürdigen Beratung durch Herrn Prof. Norb. Jokl und möchte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne ihm für die stets in der entgegenkommendsten Weise gewährte Unterstützung in wissenschaftlichen und bibliothekarischen Angelegenheiten aufs herzlichste zu danken.

1) Über den Geschlechtswechsel s. S. 220 *Sáva, Sóča*.

2) Archiv XXXIX, 171.

3) Vgl. Theuthonista VI, Heft 2.

4) Auch Schnetz vermutet, daß hier eine Vorstufe des asl. *u* vorliegt, setzt diese aber als *ōu* an, weil er das germ. *ō* für einen geschlossenen Laut hält. Das anlautende *i* wird nach roman. Schreibgebrauch für *dz* (< *ḡz*) stehen, wenn es sich nicht graphisch erklärt.

5) Mon. Germ. hist. (Pertz), SS XI, S. 7 u. 15.

dem bekannten slav. PN *Borut* nichts zu tun, sondern kann schon wegen des auslautenden *-ch*, *-th* (= ē, vgl. S. 217) nur als **Börūč* zu lesen sein, was einem späteren asl. **Buryč* entspricht, vgl. zum Stamm und zur Wortbildung ē. *burič* 'der Aufrührer' und zum Suffix etwa ksl. *tekyča* 'viator'¹⁾. Aber auch eine Entlehnung ins Slavische bestätigt uns die Erhaltung der Lautung ē bis in die 2. Hälfte des 8. Jahrh.s. Es ist der Name der Burg Raabs a. d. Thaya, 1112 *Ratgoz*, 1179 *Ratkoz*, 1144 *Rakez* usw.²⁾; denn auf ihm beruht bekanntlich der tschech. Landesname *Rakousy* 'Österreich'. Wie die Ableitung *Rakušan* 'Österreicher' zeigt, haben wir von einem ač. nom. **Rakusi* mit asl. *u* auszugehen. Als tschechischer Name der Burg wird **Rakusi* ursprünglich den Sinn 'die Ratgoße, die Leute des Ratgoß' gehabt haben und erst allmählich zur Bezeichnung der Bewohner des nördl. Waldviertels und schließlich der Österreicher überhaupt verallgemeinert worden sein. Mit dem Wandel dieses Bewohnernamens zum Landesnamen hängt dann der Ersatz der Nominativendung der belebten Maskulina (-i) durch die der unbelebten (-y)³⁾ und die Bildung eines neuen Bewohnernamens *Rakušan* < **Rakus-jan(in)* zusammen. Nach Ausweis der ältesten urk. Belege (*Ratgoz*, -*koz*) scheint Raabs aber auch eine deutsche Namensform gehabt zu haben, als deren Grundlage wir den eliptischen Genetiv **Rātgōzes* voraussetzen dürfen, da *z* + *s* nach Eintritt der Synkope zu *z* verschmelzen könnten⁴⁾. Die Gründungsgeschichte des Ortes, bzw. der Burg ist zwar noch nicht ganz geklärt; doch wird es kaum nötig sein, ihre Entstehung über das 9. Jahrh. zurückzudatieren und etwa an eine quadische Siedlung zu denken. Wahrscheinlich handelt es sich bei Raabs ebenso wie in andern Fällen um die frühzeitige Gründung eines vereinzelten deutschen

1) Vgl. W. Vondrák, Vergl. Gramm. § 601, S. 617.

2) Die früher hierher gezogene Form *Rōgacs* von 1074/76 bezieht sich nach einer dankenswerten Mitteilung von Herrn Dr. Heinr. Weigl, der ein niederösterr. ON-Buch vorbereitet, nicht auf Raabs. Aber auch die Belege *de Ragaza* von 1104 und *Ragatz* von 1192 wird man besser fern halten. Sie beruhen wohl alle auf einer slav. Örtlichkeitsbezeichnung *Rogáč* (von asl. *rog* 'Horn'). Belege u. Lit. R. Müller, Bl. f. Landesk. v. NÖ. 1891, S. 321 ff.

3) Vgl. den ON Václavy in Böhmen und die Landesnamen Čechy und Prusy bei Miklos., D. Bildung d. ON aus PN A, V.

4) Über die genetivischen ON des Waldviertels vgl. E. Schwarz, Prager deutsche Studien 30, S. 77ff. Aus einer tschech. Ableitung **Rātlōz + j* wäre **Rakus* entstanden, vgl. E. Schwarz a. a. O. S. 102.

Unternehmers mitten in dem damals noch slavischen Gebiet¹⁾. Da nun das aus *au* monophthongierte *abair*. *ō* ein offener Laut war, muß auch die Vorstufe des *č. ou* (asl. *u!*) von *Rakousy* im 9. Jahrh. noch als offenes *ō* gesprochen worden sein. Daß diese Lautung aber nicht bloß im West- und Südslavischen gegolten hat, erhellt aus der Form, in der der Russenname im 9. Jahrh. im Griechischen erscheint. Denn die um 839 das erstmal auftretende Schreibung *'Pōs*, deren *ω* offenen Lautwert besaß, sagt uns unzweifelhaft, daß damals noch **Rōsi* gesprochen worden ist. Wenn dann seit der Mitte des 10. Jahrh.s die Schreibung *'Poύσιοι* üblich wird, ist das ein Zeichen, daß sich der Lautwandel von *ō > ȏ > ȫ* bereits vollzogen hatte²⁾.

Daß aber das asl. *u* zur Zeit der Landnahme noch nicht als *u*, ja nicht einmal als geschlossenes *ȏ*, sondern eben als *ō* gesprochen worden ist, geht ja auch noch daraus hervor, daß es damals zur Wiedergabe des geschlossenen illyr. und rom. *ȏ* so ungeeignet war, daß die Slaven zum *y*, bzw. zu dessen ursl. Vorstufe *ȫ* greifen mußten, vgl. skr. *Lābīn* < *Albōna*, *Jākīn* < *Ancona*, *Stūpīn* < *Stelpōna*, *Sōlin* < *Salōna*, *Skrādīn* < *Scardōna*, *Nōrīn* < *Narōna*³⁾, asl. *Rīmī* < *Rōma*, *pastyrī* < balkanroman. *pastōre(m)*, *križī*, *kryžī* 'Kreuz' < altfriaul. **erōže* (< lat. *crūcem*). Das letzte Wort zeigt uns, daß sich diese Art des Lautersatzes mindestens bis zur Christianisierung, d. i. bis ins 8. Jahrh., gehalten hat. Wenn neben dem asl. adj. *rimskī* 'römisch' die Form *rumiskī* und neben *pastyrb* auch *pasturī* vorkommt, handelt es sich dabei natürlich um neuerliche Entlehnungen, die jünger sind als die mit *y* und nicht umgekehrt⁴⁾.

Ich habe mich über die Entwicklung und Entlehnung der Vokale *ā*, *ě*, *ē*, *ȏ*, *ȫ* und *ȫ* etwas ausführlicher verbreitet, um zu zeigen, was zu tun gewesen wäre, um das Ortsnamenmaterial des Mürztals frucht-

1) Für eine ähnliche Gründung halte ich Olmütz, č. *Olomouc*, 1148 *Ol-muncensis episcopus*, < asl. **Olomo"čī* < **Alamunt-ji* = ahd. **Alamuntes*. Ein Quade braucht dieser Alamunt ebenfalls nicht gewesen zu sein.

2) Es ist deshalb ganz unnötig, zur Erklärung des griech. *ω* chasarische Vermittlung anzunehmen, wie es W. Thomsen in seinen drei im übrigen sehr gediegenen Vorlesungen über den »Ursprung des russ. Staates« tut.

3) Vgl. P. Skok, Zs. f. ON-Forsch. IV, 220, 227, 239.

4) Aus diesen Feststellungen ergeben sich weitere sehr wichtige Folgerungen für die Übernahmzeit der deutschen Lehnwörter des Slavischen, die ich jedoch einer besondern Veröffentlichung über die deutsch-slavischen Sprach- und Kulturbeziehungen vorbehalten muß.

bringend zu verwerten. Es hat sich dabei um einige Feststellungen gehandelt, die für Sprach- und Siedlungsgeschichte von gleicher Wichtigkeit sind. Auch zu den folgenden §§ ließe sich eine ganze Reihe von ausführlichen Berichtigungen und Ergänzungen beibringen; nur ergäbe dies dann ein Buch von ungefähr dem doppelten Umfang wie das besprochene. Angenehmerweise kann ich jedoch für das Folgende auf einige Arbeiten verweisen, in denen die Lautgeschichte nicht außer Acht gelassen ist.

So gleich für die asl. Nasalvokale auf Rud. Kolarič's Abh. »Nasalvokale im Altslovenischen«, Čas. za slov. jez. VI [1924], S. 27, E. Schwarz, Teuthonista II, 265ff. und Zs. f. sl. Phil. V, 133, Pr. Lessiak, D. Mda. v. Pernegg und Prager deutsche Stud. VIII [1908], 1, S. 251. Die Entwicklung des asl. *eⁿ* spiegelt sich in folgenden Entlehnungen: Gänsbühel (vgl. S. 224) mit *en* < *eⁿ*, Zwanzenhof (Nr. 317) mit mhd. *än* < *ān* (PN *Sveⁿticeb*), Zwattendorf b. Feldkirchen in Kärnten mit mhd. *æ* < slav. *ă* (PN *Sveⁿtă*), Zwettendorf s.ö. Marburg, urk. *Zwerkendorf* mit *er* für *ea* < *ē* < slov. *ă*, was auf Entlehnung nach dem Wandel von mhd. *ă* > *a* weist. Für asl. *oⁿ* erscheint im Mürztal in älterer Zeit teils *an*, teils *un*, und zwar dürfte *an* dem betonten, *un* dem unbetonten Nasalvokal entsprechen, vgl. 1) urk. *Gand*, *Chant* (Nr. 52), heute *Göndbauer* mit *on* für mdal. *qn* < mhd. *an*, < **kōⁿt* (1416 im *Winkchl!*), auf der Lang (Nr. 189) < **lōⁿka* 'Sumpfwiese', urk. *im Wandol* (Nr. 297), heute *Wohntal*, < **(y)ōⁿdol* 'Tal', urk. *im Lankch* (Nr. 188), heute *Lang*, < **lōⁿg* 'Hain', urk. *Pangancz* (Nr. 6) < **na pōⁿkanci* mit zurückgezogenem Akzent (von **pōⁿkanc* 'Berg mit Rissen')¹⁾, 2) urk. *die Luntzen* (Nr. 214) < **loⁿčina* 'Sumpf- oder Binsenflur', heute *Lanzen* < **lōⁿčna planina* 'sumpfige Hochebene', mit deutscher Diphthongierung von *un* > *uon*²⁾ urk. *Güntzing* (Nr. 169) < **koⁿtčina* 'Eckberg' von asl. *koⁿtcev* 'Eck'³⁾), heute *Gonzen* < *kōⁿtčen* (*vrh*), urk. *die Kruempen* (Nr. 61) < **kroⁿpina* 'Krummtal' als Bezeichnung des Mürzbogens (von asl. *kroⁿpō* 'klein', ursprünglich 'gekrümmt'), heute *Krampen* mit verkehrssprachlichem hellen *aⁿ* für *bäur*. *åaⁿ* < *ueⁿ*, vgl. im 16. Jahrh. *krainpn*, urk. *die albm Truentin* (Nr. 363),

1) Von slov. *pókati* 'Risse bekommen'; der Berg heißt im 17. Jahrh. 'Reißriegel'!

2) Vgl. E. Schwarz, Teuthonista II, 266.

3) Name des Bergabhangs oberhalb des Hofes »Jörg am Eck«!

heute Trenchtling, mdal. *trēaⁿxtliŋ* mit übermundartlichem *xt*, < **Troⁿtin* 'Berg des *Troⁿt*' (von *troⁿt* 'Brutbiene, Hornisse'). Nach Verlust der Näselung wurde betontes *oⁿ* über *ā* > *ea* > *uə*, und zwar sowohl das schleif- als das stoßtonige, vgl. der Pogusch (Nr. 17), mdal. *pokūəsš* < wind. **u* *pogūəšči* von **pogūəšč* m. 'Dickicht' (vgl. slov. *góšča*), Parschlug (Nr. 29), mdal. **poššlūəg*, 1270 *Porssenloge*, < wind. **poriəčən lūəg* (slov. *poréčni lôg*) 'Uferwald', urk. *in der Puetschen* (Nr. 50) < wind. *pūəč* w. 'Felsenspalte', urk. *Purganx* (Anm. 2, d, S. 115) mit *ur* für *uə* (zu *Pangancz*), < **na púəkanci*, Kriglach (Nr. 359), 1353 *Chruegelach* < wind. **krúəgljach* 'bei den Leuten im Runddorf'. Diese fünf Fälle mit *uə* < *oⁿ* hat P. überhaupt nicht erkannt. Das unbetonte *o* < *oⁿ* erscheint teils als *u* wie in Lutscháun (Nr. 213) < wind. **locayna* 'Sumpf-, Binsenflur', teils als *ä*, *å* wie in Kläbóker usw. (s. S. 238), *Waghedüel* (s. S. 239), Gawinner (Nr. 119), urk. *in der Gabin* < **gobina* 'Schwammwiese'.

Ob asl. *i*, *u*, *y* im Deutschen zu *ae*, *ao*, *ae* diphthongiert worden sind oder nicht (§ 89, 92, 93), erklärt sich nicht aus der Intonation, sondern aus der Übernahmszeit, daher Taurisgraben (Nr. 67) < wind. **turišče* 'Stelle, wo Auerochsen vorkommen'¹⁾, aber Suppenberg (Nr. 294) < wind. **žúpan* *yrh* 'Pfarrberg'²⁾. Die Veitsch (Nr. 118) und das Ghft. Veitscher (Nr. 298) nicht < **Bičja* (*vás*) '(Dorf des) Bik', sondern < **bíčja* (*dolina*) und (*planina*) 'Stiertal, -alm', weil der 'Tauris'-graben ein Seitental des Kleinveitschertales ist. Den Beleg *Fuhte* von 1114 möchte ich doch als **Futhe* (d. i. **Vútše*, vgl. S. 217) lesen und als ältere Entlehnung auffassen. Das Wúisseck (Nr. 299) wird man nicht der Sieversschen Analyse des asl. *y* als *u̥*³⁾ zuliebe aus asl. *vysokv* deuten, obwohl es um 1600 angeblich *Weißegkh* geschrieben wird. Denn hier kann *ei* für *oi* verschrieben oder verlesen sein. Und das benachbarte 'Fuchsegg' sowie die Spezialkartenform 'Wollsegg' sprechen für die Deutung als 'Wolfsegg'⁴⁾.

Zu dem Abschnitt über die Reduktionsvokale (§ 96) möchte ich bemerken, daß es nicht angeht, schon für die alte Zeit nur einen

1) Wind. **turež* hätte **Tauers* ergeben.

2) Wegen der späten Übernahme ist nicht an *župán* 'Dorfshulze' zu denken.

3) Die asl. Verstexte von Kiew und Freising § 19.

4) Zum Ausfall des *f* vgl. J. Zahn, ON-Buch d. Steierm. 508 und 517: *Wolsperech*, -*pach*, -*graben*.

solchen (z) anzunehmen, wenn sie auch später im Südslav. zusammengefallen sind. Im Rad (Nr. 288) beruht übrigens auf slov. *vrát* 'Hals' und nicht auf asl. *rāt* 'Bergspitze'. Daß sich Admont, 1005 *Adamunta*, wegen seines *d* nicht auf asl. **otimo*ⁿ*ta* 'Wasserwirbel', sondern nur auf *(*u*)*ādāmo*ⁿ*ta* 'wassertrübende Ache' zurückführen läßt, hat schon E. Schwarz, Arch. XXXXI, 132 betont. Woher P. die angeblich altväterische Aussprache *ōrmont* hat, bleibt uns vorenthalten; denkbar wäre **ō*³*mvd* und bei nochmaliger Entlehnung **qa*³*mvd*. Turnau (Nr. 93) nicht < asl. **tvrnova* mit »falltonigem *r*« (§ 97), sondern < slov. **turnov(a)*, d. i. 'Siedlung am Auersberg (heute Turnerberg!)'. Nauninger (Nr. 260), 1390 *am Sarnauvnichk* < wind. **zar-nóvnik*¹⁾ (slov. **žrnóvnik*, č. *žernovník*) 'Mühlsteinhauer'; in der Nähe liegt das Ghft. Lammer (Nr. 185), d. i. 'Bauer um Steinbruch'! Stübler (Nr. 289) von wind. **stúba* = slov. *stólba* 'Stufe, Stiegel' (vgl. čak. *stúba* 'Leiter') wegen des Beleges *in der Stulben* aus dem J. 1471. Kulm (Nr. 57) ist deutsch ('beim Kolben'), vgl. um 1600 *Mert Kholb*.

In § 100 ist eine ganze Reihe von Beispielen zusammengetragen, in denen der sogenannte »hohe Steigton« im Deutschen Vokalerhöhung bewirkt haben soll. Von ihnen sind Semmering, Semriach, Himmermoser, Plichitzkogl, Admont, Astaruuiza, Luminicha, Chumilah, Diemlach und Krampen bereits besprochen. Windischgarsten, 1082 *Garstina*, ist alte Entlehnung aus ursl. **gārišćina* 'Bergland', Hodgegger Umdeutung aus *Hāch-* (urk. *Hāch-*) < **Hauchegger*, d. i. 'Habichtegger'²⁾. Das *u* für *ō* in Muggenau, 1136 *Mukirnowe*, 1145—47 *Mocrinowe*, < slov. **mokrinōva* 'Siedlung am Naßfeld' (nicht aus slov. *mokrina* + mhd. *ouwe!*) erklärt sich am einfachsten durch volksetymologische Anlehnung an mdal. 'mucken, Mucker' neben 'mocken'. Bei Tragōß (Nr. 82) möchte ich doch lieber von dem belegten PN *Dragōst* ausgehen als von **Dragogōst*. Vielleicht ist dieser ON ein Beleg dafür, daß schleiftoniges *o* vor seiner Längung außer als *ā* auch noch als ahd. *ō* übernommen werden konnte (vgl. S. 238/9). Dann dürfte *Tragosse* von 1148 auf noch ungelängtem **Dragōšća* (*dolina*), *Tragusse* von 1023 aber auf bereits diphthongiertem **Dragōšća* beruhen. P.s Ableitung vom loc. **Dragogostī* ist wegen der heutigen Betonung auf jeden Fall unhaltbar. Mixnitz und Möschnitz, beide urk. *Mu(c)hs-*

1) Vgl. W. Vondrák, Vergl. Gramm. I², § 127, S. 182.

2) Vgl. H. Tschinkel, Gramm. d. Gotsch. Mda. § 91, 1, β, S. 148: *hāox*, *hāx* 'Habicht'.

nitz, nicht < slov. **močnica* 'Sumpfbach', sondern < **mošnica* 'Moosbach'. Die ö-Form ist, wie schon das *sch* zeigt, neuerliche Entlehnung aus jüngerem **mošnica* < **mošnica*¹⁾.

In den Paragraphen, die dem Konsonantismus gewidmet sind, wiederholt sich ständig die irrite Verwendung der Ausdrücke »Steig-« und »Fallton« für »Stellung vor und nach dem Atemdruck«. Im übrigen sind die Entgleisungen geringer als beim Vokalismus. Davon kann allerdings keine Rede sein, daß sich das asl. *k* durch ein »merkliches Reibegeräusch« vom abair. *g* unterschieden habe, so daß man die Nötigung fühlte, es durch *kh*, *kch* wiederzugeben (§ 102, b). Der Grund für den jüngeren Ersatz des slov. *k* durch *bair. kh* ist vielmehr in einer Eigenheit zu suchen, die sich in Gegenden zeigt, in denen lange Gemischtsprachigkeit geherrscht hat. In solchen sprechen die Slovenen, wenn sie deutsch reden, wie mir Herr Dr. Eberhard Kranzmayer mitteilt, das *k* eingestreuter slovenischer Wörter und ON als *kh*; sie haben diesen Laut also zum Unterschied von den Tschechen bilden gelernt. Und da ist es dann ganz verständlich, wenn es im Bair. jüngere Entlehnungen aus dem Slov. mit anlautendem *kh* für slov. *k*- gibt wie *khōse*, *khoise* 'Getreideharfe' < wind. *kóixa* (slov. *kóxa*), *khōge* 'Erdbeerkörbchen' < wind. **kórja* 'Rindenkörbchen' (zu slov. *kóra*, *skórja* 'Rinde'²⁾) oder wie Kambser (Nr. 51, s. o. S. 237) < **kóm(əc)ski* oder urk. *Chant* (Nr. 52, s. o. S. 248) < **kónt*. Über die Fälle mit anlautendem *kr*-, zu denen auch Krieglach (Nr. 359, s. o. S. 249), schon 1148 *Chrugelahe*, gehört, vgl. Lessiak, Car. I v. 1922, S. 45.

Zu § 104, e ist zu bemerken, daß nicht jedes *-ing* slavischer Herkunft auf einem loc. auf *-iné* beruhen muß. Auch die Endungen *-inj*, *-inja*, *-inje* oder *-in*, *-ina*, *-ino* können zugrundeliegen, vgl. Mißling bei Wind. Graz, slov. *Mislinja*, oder Zlatting bei Trebesing in Kärnten < slov. *slátina* 'Sauerbrunn'. Ein slav. *-ing*-Name ist auch der der Ingering bei Knittelfeld, 860 *Undrima* usw., 1130 *Undringen* usw. Die Endung des alten Belegs sowie das ständige *d* verbieten die von P. vorgeschlagene Ableitung aus **oṇtrinya dolina* 'inneres

1) Vgl. W. Vondrák, Vergl. Gramm. I², § 115.

2) Vgl. Lessiak, Anz. f. deutsch. Altert. XXXII, 129 und Germ. Rom. Monatsschr. II, 283. Die Annahme, daß es sich hier um zwei alte lautverschobene Lehnwörter handelt, scheint mir nicht gut haltbar, da dann zumindest Sekundärumlaut zu erwarten wäre.

Tal'. Der Name erklärt sich sehr einfach als slav. Entsprechung zur deutschen Ortsbezeichnung 'Knüttelfeld', d. i. 'das Gefilde am Knüttel- oder Knüppelholz, am Gestrüpp'. Denn asl. **oⁿdr̥mjá (poljána)* kann aus **oⁿdr̥mjá* umgelautet sein¹⁾, das sich als Ableitung von asl. **dr̥mъ* in russ.-dial. *dromъ* 'Dickicht, Urwald, dürres Holz' und slov. *drmášča* 'dichtes Gestrüpp'²⁾ verstehen läßt³⁾. Das Grundwort **dr̥mъ* erscheint als Name einer der Hauptrieden des Ortes, die meist *Dornech*, d. i. 'Dornengestrüpp', genannt wird, urkundlich in den Jahren 1363 und um 1480 in der Form *das Drum*⁴⁾, *im Drum*⁵⁾.

§ 105 läßt vollständig unberücksichtigt, was Pr. Lessiak und E. Schwarz bezüglich der Übernahme des asl. *b* festgestellt haben. Da aber nun einmal an der Tatsache, daß die verschiedene Entlehnung des *b* ins Deutsche als *b*, *v(f)* und *w* (geschrieben *b* und *w*) in der verschiedenen Übernahmszeit begründet liegt, nicht mehr zu rütteln ist, genügt es, auf Lessiak, Die Mda. von Pernegg § 100—102 und Car. I von 1922, S. 39ff., sowie auf Schwarz, Die germ. Reibelaute, besonders Kap. 24—27 und 31, zu verweisen.

Zu den Ausführungen über die *s*- und *š*-Laute ist vor allem zu bemerken, daß ein grundsätzlicher Unterschied in der Wiedergabe des slav. und rom. *s* nicht besteht. Wo dieses »rein« (wie das heutige slav. *s*) ausgesprochen wurde, erscheint es im Deutschen ebenfalls als *z* (= *ts*), vgl. E. Gamillscheg, Zur Lautsubstitution (27. Beiheft z. Zs. f. rom. Phil. S. 166 ff.): *tsikkl* 'Ziehbrunnen' < rom. **sicla* < lat. *situla* 'Wassereimer', *Zass*, Hofn. < rom. *sass* < lat. *saxum* 'Stein'. Der Unterschied in der Vertretung des slav. *š* durch *s(s)* und *sch* erklärt sich wieder aus der verschiedenen Übernahmszeit, vgl. E. Schwarz, Die germ. Reibelaute S. 15/16. So steht dem älteren Missikogel (Nr. 224/5) < slov. *mīšji hrib* 'Mäusekogel' der jüngere Mischenriegel (Nr. 225, 1) < *Misching-Riegel < slov. **māšnik* 'Mäuseriegel' gegenüber. Zum Ersatz von slav. *š* durch *abair. hs* vgl. Mix-

1) Vgl. W. Vondrák, Vergl. Gramm. I², S. 172, § 112 u. S. 205/6, § 142.

2) Berneker, Slav. etym. Wb. I, 231.

3) Das sogenannte *l* epentheticum muß in dieser ursl. Grundform noch nicht entwickelt gewesen sein, vgl. W. Vondrák, Vergl. Gramm. I², § 303 und J. Gebauer, Hist. mluvn. jaz. česk. I, S. 311.

4) Das sächl. Geschl. statt des männl. erklärt sich entweder durch Umdeutung auf das deutsche Wort *Drum* 'großes Stück' (mit *d* < germ. *þ!*) oder durch Beeinflussung von seiten der deutschen Entsprechung 'dornach'.

5) Vgl. J. v. Zahn, ON-Buch der Steierm. S. 102.

nitz (s. S. 250/51)¹⁾. Zu § 113 wären die Übernahmsformen des asl. ē bei E. Schwarz a. a. O. S. 25 zu vergleichen: *z*, *c*, *cz*, *s*, *ss*, *cs*, *ts*, *ch (th)*, *hs*, *sc*, *sch*, *tsch*. Als Beispiel für *ē* > *hs* ist aber nicht Mixnitz zu buchen, sondern die Raxalpe (Nr. 373), mdal. *rāksōōlm*, 1327 und 1345 *Rechsen*. Denn man wird den ON, den P. sicher richtig mit dem im Mürztal üblichen Appellativum *raksn* w. 'steiniger Hang, karger Boden' zusammenbringt, nicht mit dem Verf. auf ein konstruiertes ahd. **rahussa* 'die starre, rauhe (Alpe)' zurückzuführen, sondern auf ein wind. fem. **rā(d)čina* (slov. *rēdčina*) 'schüttet bewachsene Stelle' (von slov. *rēdči* 'schüttet'), dessen ā (oder a?) < asl. ē sich ebenso erklären kann wie das von Schladming (vgl. S. 233). Für diese Deutung spricht noch ganz besonders die von P. angezweifelte Form *Redisen* der Originalurkunde (Anm. 17, S. 123), der wohl noch asl. **rēdbčina* zugrunde gelegen ist. Gut ist die Bemerkung über die verschiedene Behandlung des asl. ē, je nachdem ob der vorhergehende Vokal betont war oder nicht (§ 113, e und 119, e), vgl. Masing (Nr. 218) < wind. **mōčniča* 'Nassental' (von slov. *mōča* 'Nässe'), aber Fröschnitz (Nr. 116) < **Vrōssnitze* < wind. **bročnica* 'Rotenbach' (von slov. *bróčiti* 'rot färben'). Die Schreibung *Sibidat* von 1152 für Cividale in Venetien kann man nicht als Beispiel für den Ersatz eines ital. ē durch deutsches *s* anführen, weil schon die zugrundeliegende altfriaul. Lautform mit *š*- gesprochen worden ist.

Was in den §§ 115—118 über »kombinatorischen Lautwandel« vorgetragen wird, ist zur Gänze unhaltbar, hingegen scheinen mir die in § 119 vereinigten Bemerkungen über die »Reflexe der asl. Intonation im Konsonantismus« recht förderlich, soweit die Etymologien stimmen; vgl. zur Erweichung des inlautenden slav. *t* und *p* nach schleiftonigem Vokal Fladenbach (Nr. 105) < wind. **blātən pōtok* 'Sumpfbach' und Leibnitz < wind. **lipnica* 'Lindenbach'. Den Unterschied in der Behandlung des nasalen Elements der alten Nasalvokale beleuchten die Namen Gondbauer, mdal. *kaqmppā*, < **kónt* (vgl. S. 248), aber Pikanzer (Nr. 4), mdal. *pikáqntsv*, < **pokōntsc* 'Winkelbauer' (nicht < **pogānsc*). Ebenso verhält es sich bei nachvokaligem *n* (*m*), vgl. Gams (Nr. 130), mdal. *kāms*, < **kámenica* 'Steinbach' gegenüber Ganz (Nr. 122), mdal. *kānts*, < **jāmnica* 'Grubenbach'.

1) Ausführlich handelt darüber E. Schwarz, D. germ. Reibelaute S. 66 ff. Allerdings vertritt er auch die Ableitung von Mixnitz < **močniča*.

Im VIII. Teil, »Allgemeines zu den ON«, behandelt der Verfasser in dankenswerter Weise mehrere Gruppen von Erscheinungen, die sich in der Bildungsweise der ON bemerkbar machen, so die Verwendung von Stammkompositis, die wechselnde Stammbildung zeigen, und junge Stammbildungen. Unter den letzten hebt P. besonders die slov. Hof- und Familiennamen auf *-nik* heraus und vergleicht sie mit den deutschen auf *-er*, vgl. *Javor-nik* 'Ahorn-er'. Eine sonderbare Mischbildung ist *Jagernik* bei Eibiswald.

Von den in § 123 genannten Ableitungen von Speise- und Ternamen ist manches zu streichen. Die größten Bedenken habe ich gegen die Annahme, daß slav. PN »kurzerhand ohne irgendwelche äußere Veränderung« zu ON geworden sein sollen (§ 124). Besonders bei Fluß- und Talnamen scheint mir dies ganz ausgeschlossen, weshalb ich *Ettmissel* (Nr. 305) aus dieser Gruppe streichen möchte. Aber auch *Malleisten* (Nr. 220), urk. *Meleist*, wird eher auf eine Bildung **melišće*, **meliščin*, *-ina* in der Bedeutung 'Sandiese, -bank' zurückgehen als auf die Fügung **ame Lîst* 'beim *Lîst*'. Zu den in § 125 besprochenen steirischen Wiesen- und Almnamen, die von Appellativen oder PN mittels der Endung *-in* weitergebildet sind wie z. B. urk. *die Preduelerin*, jetzt *Pretíalpe* (Nr. 37) < wind. **pre-dúelye* 'Wasserscheide', wären slav. Ableitungen zu vergleichen wie *Mitschawitzen* (Nr. 222) < slov. **Mičevica* 'Wiese des *Miča*, die Mitscherin'.

§ 126 bringt Beispiele für Namen, die vermutlich aus der einen in die andere Sprache übersetzt sind, ohne daß man im einzelnen Falle stets angeben könnte, wer die Bezeichnung geprägt hat; vgl. meine Bemerkungen zu den Namen *Undrima* und *Strießnitz* (S. 251/2 und 228/9), die P. anders deutet. Es folgen »Teilübersetzungen« aus dem Slov. wie urk. *Lobniskegkch* (Nr. 198) < **lomnīč(s)ki vrh*, heute *Lamineck*, und sogen. »Mischkomposita«, von denen aber höchstens Diessberger (Nr. 70) den Schluß erlaubt, daß es ein örtlich beschränktes Lehnwort **tiss* 'Eibe' gegeben habe. Hingegen ist urk. *Tyswydel* (Nr. 72) nicht in asl. *tisv* + ahd. *witu* 'Holz, Wald' mit deutscher Verkl.-Silbe aufzulösen, sondern in slov. **tisovi dĕl* 'Eibenwaldteil'. § 127 behandelt die Erweiterung oder Verschiebung des ursprünglichen Geltungsbereiches eines ON, wozu ich auf die Ingering verweisen möchte, § 128 das unechte *-ach* (< slav. *-ova* und mhd. *-in*) und *-itz* (aus dem abgeschwächten Endteil zweiter Kompositionsglieder,

aus nichtslavischen Suffixen auf *-z* und aus deutschen Genetiven auf mdal. *-vts*, *-vs*.

Am wenigsten ist dem Verf. begreiflicherweise die Deutung und sprachgeschichtliche Wertung der antiken ON gelungen. Daß diese im IV. Teil besprochenen 59 Namen »nach den Bedürfnissen der Grammatik und der Kritik« ausgewählt sind, kann man wirklich nicht behaupten. Da sie mit der übrigen Arbeit bloß in sehr losem Zusammenhang stehen, will ich nur Weniges herausheben.

Von den aufgezählten Namen sind Palt (Nr. 391), Palten (Nr. 392/3), Pielach (Nr. 395), Perschling (Nr. 417), Melk (Nr. 412) und Mödling (Nr. 413) als sicher slavisch auszuscheiden. *Blato* < ursl. **balta* ist ja gemeinslavisch. P. nimmt vermutlich nur deshalb unmittelbare Entlehnung aus einer gleichlautenden illyr. Form ins Deutsche an, weil er nicht gerne zugeben möchte, daß die slavische Liquidametathese erst um 800 stattgefunden hat. Durch »grundsätzliche Bedenken« wird der Verf. veranlaßt, der natürlichen und durch Belege gestützten Auffassung der weiteren vier Namen als ursprünglicher Flußnamen¹⁾ aus dem Wege zu gehen und in ihnen kelt. Formen auf *-ākon* zu sehen. Das weibliche Geschlecht der Namen ist für ihn hier ebenso belanglos wie das der Flußnamen auf *-icha*. Die richtige Ableitung von Pielach und Perschling ist so bekannt, daß ich sie hier wohl nicht zu wiederholen brauche. Als Hauptstütze für die Deutung aus dem Kelt. (von den PN *Bēl* und *Persīnus*) dienen P. die urk. Formen *Pelagum* und *Persiniacham*. Doch steht die erste von ihnen in einer Urkunde, die auch andere willkürliche Latinisierungen enthält wie *artagrum* für *Artachrum* '(bei den) Ackerfeldern', heute Ardagger bei Amstetten, und die zweite ist, wie O. Kaemmel und neuerdings E. Schwarz²⁾ sicher mit Recht vermutet, verlesen oder verschrieben für **Persiniccham*. Persenbeug (Nr. 418) ist davon zu trennen, aber doch nicht romanisch. Wie die urk. Formen *Persin* für Perschen bei Nabburg und *Bersiningun* für das Berslinger-Tal bei Schaffhausen lehren, hat es einen ahd. PN *Pērso* gegeben, der sich als ablaute Form zu germ. **barsa-* 'spitz, rauh' stellt. Die mdal. Aussprache lautet *bēsmbae* mit *r*-Ausfall wie in *fēsn* 'Ferse'. Wegen des Beleges *Persinbiugun* von 1045 kommt natürlich die alte volksetymologische Deutung aus 'Bösenbeug' nicht mehr in Frage.

1) Vgl. R. Much, Die Namen im Weichbilde Wiens S. 249.

2) Zs. f. ON-Forsch. IV, 299.

Melk und Mödling haben freilich bis jetzt noch keine befriedigende Deutung erfahren; denn auch die von J. Schnetz im Arch. XXXIX, 174/5 vorgetragene Ableitung von einem asl. adj. **mädelz*, das entweder 'langsam' oder 'bläulich' oder 'naß' bedeutet haben soll, läßt die urk. *g*-Formen für Melk (860 *Magalicham* usw.) unerklärt. Diese Schwierigkeit wird aber beseitigt, wenn man von einer Grundform **medjilbca* mit der Nbf. **medjálbca* ausgeht, vgl. slov. *mejilen* 'begrenzend', *mejílnica* 'Grenzlinie' usw. Das urk. *g* wäre dann Ersatzlaut für asl. *d' (< dj)* oder überhaupt nur graphischer Ausdruck für das fremde *d'* entsprechend der Wiedergabe des palatalisierten *č* und *t'* durch *k* und *c* (vgl. oben S. 214, A. 5). Die überlieferten *d*-Formen stellen aber sicher die ältere Stufe der Entlehnung dar; der älteste Beleg *Medelicha* aus dem J. 831, der sich in einer Bestätigungsurkunde Ludwig des Frommen findet¹⁾, ist P. entgangen. Dieser Ansatz mit seinem asl. *ɛ* stimmt auch zu der heutigen Aussprache des Namens mit geschlossenem *ö* (*mög*). Das alte *a* (d. i. ursl. *ä*) statt *ɛ* könnte sich vielleicht durch eine Art Assimilation des vortonigen *e* an das betonte *ä* der allerdings nur hypothetischen Nbf. auf *-áhca* erklären. Meine Deutung erhält vielleicht noch eine Stütze an dem im Chron. des Thiedmar von Merseburg aufscheinenden Beleg *Mexilecun*, der auf eine lautgesetzlich ins Nordwestslavische umgesetzte Aussprachform mit čech. *z* zurückgehen könnte (vgl. č. *meze* 'Grenze')²⁾. Da der Name der nicht weit westlich der Melk fließenden Erlaff die Spuren der hd. Lautverschiebung zeigt, wäre es nicht ausgeschlossen, daß die Baiern im 6.—7. Jahrh. bis zur Melk vorgedrungen sind und diese dann in der ersten Zeit die Grenzscheide zwischen dem bair. und slav.-avar. Gebiet gebildet hat. Doch muß man auch berücksichtigen, daß slov. *méja* auf dem Wege über die Bedeutung von 'ungepflegter Grenzwald' die von 'Gehölz, Dickicht' angenommen hat, so daß möglicherweise in unserem Namen auch bloß der Sinn von 'Waldache' liegen könnte. Die Melk fließt eine lange Strecke an dem sich gegen Westen scharf abhebenden, bewaldeten Hiesberg entlang, an dessen Südfuß St. Leonhard am Forst liegt. Und auch die aus

1) Veröffentlicht in den Münchener Sitz.-Ber. 1892, S. 121, vgl. Bl. des Vereins f. Landesk. v. Niederösterr. 1900, S. 525. Für den Hinweis habe ich Herrn Dr. H. Weigl zu danken.

2) Das Mndd. verwendet zum Unterschied vom Hd. den Buchstaben *z* als Zeichen für den stimmhaften Reibelaut.

dem Wiener-Wald kommende Mödling kann ebenso wie die benachbarte Liesing und wie die Wien, nur mit anderen sprachlichen Mitteln, 'Waldache' genannt worden sein¹⁾.

Wer einmal die Schwefelwasserstoffdüfte von Baden bei Wien eingesogen hat, wird nicht daran zweifeln, daß die Schwechat (Nr. 433) von unseren Vorfahren *Svēhhanta* 'die Stinkende' genannt worden ist; nimmt sie doch den Abfluß der Badener Quellen in sich auf¹⁾). Für den 'süßen' *Sveconius* ist an ihr kein Platz. — Der Beleg *ad campos Albōni* von 777 (Nr. 384) ist Latinisierung der Form *Alpunesfeld* von 790 und bezieht sich auf Ansfelden in Oberösterreich²⁾). — Die Enns (Nr. 386), 811 *Enisa* < **Anisa*, ist nach den ausgedehnten Torfmooren in ihrem Oberlauf benannt, vgl. gall. *anam* 'Sumpf', ir. *an* 'Wasser'³⁾). — *Arelape*, heute Erlaff (Nr. 387), ist ebenso ursprünglicher Flußname wie der verschollene Name *Tergolape* in Oberösterreich und wie der bei H. Krahe a. a. O. S. 91 u. 111 genannte *Kolaptis*, die Kulpa. Ich füge noch den bei Strabo als Nebenfluß der Save erwähnten *Ogdolapis* hinzu. Wie schon R. Müller und H. Krahe angenommen haben, ist hier wohl *-lapis* als Grundwort vorauszusetzen, das zu ai. *lipati* 'er schwatzt, flüstert' gehören und 'rauschender Fluß' bedeuten dürfte⁴⁾). — Die Scharnitz nördl. Innsbruck (Nr. 427), 763 *Scartia(e)*, halte ich für ein part. praes. von kelt. **skarāmi* (air. *scaraim*) 'ich trenne' in der Bedeutung 'Grenze, Wasserscheide, Paßhöhe', was zur Lage stimmt. Hingegen wird die Schanitz (Nr. 428), ein Seitengraben in Pusterwald (Steiermark), urk. *in der Schernitz, in dem Scherncx* (d. i. -är-), auf slov. **šarnica, -nec* 'Graben mit Riedgras (sär)' beruhen und die Skarnitzalpe in den Gailtaler Alpen (Nr. 429) auf slov. *škárnica* 'Dachbalken' als Bergname.

Es war mein aufrichtiges Bestreben, Pircheggers problemreicher Arbeit gerecht zu werden, und ich hoffe, seine Leser vor kritiklosem Ausschreiben und Zitieren genügend gewarnt zu haben. Dann wird das Buch anregen und nützen.

1) Vgl. R. Much a. a. O. S. 253/4.

2) Vgl. E. Schwarz, Prager deutsche Stud. XXXXII, 1.

3) Vgl. Al. Walde, Lat. etym. Wb. unter 'palūs'.

4) Norb. Jokl, Reallex. d. Vorgesch. VI, 36 und Zs. f. ON-Forsch. II, 36 trennt *-apis* als Grundwort in der Bedeutung 'Wasser' ab.

Zum Schluß möchte ich noch ausdrücklich bemerken, daß ich kein Gegner der schallanalytischen Forschungsmethode bin, vielmehr die Überzeugung habe, daß Sievers und seine Schüler wohl das Richtige fühlen, bei der Analyse ihrer Empfindungen aber insofern irren, als sie Spannung = Tonerhöhung setzen und noch viel zu schablonenhafte Regeln aufstellen, die den konstruktiven Ursprung nicht verleugnen können. Hier gibt es noch viel zu tun, um allen Feinheiten im Verhältnis von Spannung zu dynamischem und melodischem Akzent auf die Spur zu kommen. Es muß aber gelingen, wenn schallanalytische und lautgeschichtliche Forschung, einander fördernd und berichtigend, zusammenarbeiten. Das große Verdienst, mit feinfühligen Sinnen bisher nicht beachtete Zusammenhänge zwischen menschlichem Ausdruckswillen und Sprache aufgedeckt und zur Erörterung des ganzen Fragenkreises angeregt zu haben, wird Ed. Sievers stets unbenommen bleiben.

Wien.

W. Steinhauser.

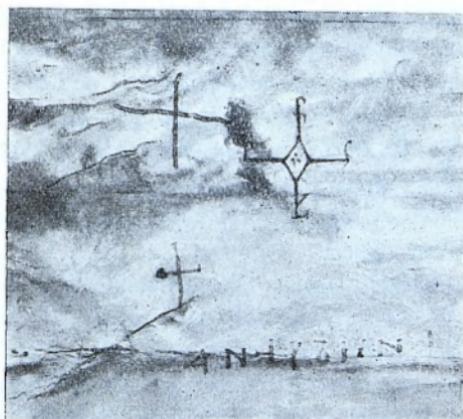
Zur Unterschrift der Königinmutter Anna.

E. Gamillscheg und M. Vasmer gebührt Dank, daß sie (Zs. f. slav. Phil. 4, 141f.) die Frage der Bedeutung der Unterschrift **Ана рънина**, von der ich hier ein Abbild nach einer Photographie vom Originaldiplom der Nationalbibliothek in Paris gebe¹⁾, für die Lautgeschichte des Altfranzösischen und Altrussischen von neuem gestellt und geprüft haben. Freilich kann ich ihrer Meinung, daß man daraus einen Schluß auf den Lautwert des altrussischen 'k' ziehen könne, nicht beipflichten. Karl Vossler, den ich um ein Urteil bat, hatte die große Güte, sich in einem Brief (Januar 1928) zu äußern und seinen Abdruck zu gestatten:

„Der Versuch, aus der einmaligen Unterschrift der Königin-Witwe Anna den Lautwert des kyrillischen Schriftzeichens 'k' zu erschließen, erscheint mir gewagt. Vielleicht sind Deine slavistischen Kollegen Manns genug, die Verantwortung dafür zu übernehmen. Jedenfalls kann ich als Romanist auch nicht den kleinsten Teil davon helfen.

1) Collection de Picardie, vol. 294, n. 38; vgl. M. Prou, Recueil des actes de Philippe Ier, Paris 1908, S. 47 n. 16 (1063).

Denn, als im Jahre 1063 die Königin-Mutter, eine geborene Russin, in kyrillischen Buchstaben ihren Namen und Titel auf eine Urkunde unter den Namen des regierenden Königs Philipp des I. von Frankreich setzte, wer weiß mit Sicherheit, in welcher Sprache sie da eigentlich schrieb, bzw. zu schreiben beabsichtigte? Ihrer Absicht nach sollte es wahrscheinlich Latein sein: nachdem die ganze vorgelegte Urkunde lateinisch abgefaßt und eine andere Sprache als Latein in solchen Schriftstücken weder üblich noch statthaft war. Vor dem Regierungsantritt Ludwigs des Heiligen, also vor 1226, schreibt die Kanzlei der französischen Könige erwiesener Maßen ausschließlich



Latein (vgl. A. Giry, *Manuel de diplomatique*, Paris 1894). — Etwas anderes freilich ist — besonders wenn man eine Sprache und deren Schrift und Rechtschreibung nur mangelhaft beherrscht — das was man tatsächlich schreibt, und etwas anderes das was man zu schreiben vorhat. So könnte denn, trotz des besten Willens, ein »Anna Regina« auf das Pergament zu bringen, sehr wohl im Schatten einer unzulänglichen Kenntnis des Schriftlateins ein Gebilde aus der kyrillischen Feder der hohen Frau geflossen sein, das der altfranzösischen Lautung *Ane reine* merkwürdig nahe kam.

Aber, selbst wenn wir mit Antoine Thomas annehmen, daß die Königin nicht etwa nur aus Unerfahrenheit aus dem Latein in das Französische ihrer Umgebung abgeglitten sei, sondern daß sie bewußt und tatsächlich französisch geschrieben habe (A. Thomas, *Essais de*

philologie française, Paris 1898, S. 161), so dürfen wir keinesfalls die Höflichkeit so weit treiben, daß wir ihrer Unterschrift den Wert einer phonetischen Transkription beimesse[n] und auf Grund ihrer unbeholfenen Zeichen die Aussprache des altfranzösischen Wortes für *regina* zu bestimmen versuchen. Vielmehr muß man sich fragen — und dies ist ja Deine eigentliche Frage an mich — in welchen Lautgestalten etwa das französische *reine* um 1063 an das königliche Ohr der Russin herantreten konnte. Ich befrage die wenigen erhaltenen französischen Texte des elften Jahrhunderts, ich prüfe das Überlieferte mit Hilfe unserer besten historischen Grammatiken, Wörterbücher und Glossare, ich stelle auch in Rechnung, daß am nordfranzösischen Königshofe vermutlich Vertreter einer westlichen sowohl wie östlichen und südlichen Aussprache sich zusammenfanden, ich enthalte mich im übrigen jeder phonetischen Spekulation und komme so zu dem ungefähren Ergebnis, daß die Königin im Laufe ihres mehrjährigen französischen Aufenthaltes etwa die folgenden Lautungen gehört haben kann:

1. *reiine*, *reîne*, *reîne*,
2. *raiâne*, *raiâne*, *râine*,
3. *roiine*, *roiâne*, *rôine*.

Die erste Reihe war im Westen, die dritte im Osten des nordfranzösischen Sprachgebietes zu Hause, die mittlere enthält vermittelnde und vorwiegend südostfranzösische Formen. In allen drei Reihen stellen immer die zwei ersten, dreisilbigen Formen den lautgeschichtlich normaleren Zustand dar, die dritten den durch das Maskulinum *reis*, *rois* beeinflußteren. Möglich auch, daß diese dritten Formen im Vorton des Satzes unmittelbar vor dem Namen entstanden und gebraucht wurden. Über die genaueren Qualitäten des jeweils ersten Vokales unseres Wortes, den die Königin mit jenem fraglichen Schriftzeichen wiedergibt, haben wir keine Gewißheit und wage ich keine Vermutung. Das Eine nur glaube ich im Einverständnis mit E. Gamillscheg (Zeitschr. f. slav. Phil. IV, 1927, S. 142) bestätigen zu können: ein *u*-Laut liegt außerhalb des Bereiches der Möglichkeiten, d. h. wohlgemerkt: der Möglichkeiten altfranzösischer Aussprache.

Was aber die Königin Anna mit ihrem russisch erzogenen Ohr aus den neun typischen Lautungen, die an ihrem französischen Hofe durcheinanderklingen mochten, herausgehört und was sie in sie hineinge deutet hat, wird nie ein Mensch erfahren. Nicht einmal darüber, ob sie von jenen französischen Lautgestalten die westliche, östliche

oder südlichere, die drei- oder zweisilbige, oder gar keine wiedergeben wollte, sondern vielmehr dem lateinischen Wortbild nachstrebte, nicht einmal darüber komme ich ins reine. Verzeih diese Zweifelsucht, verehrter und lieber Freund; aber ich weiß mir kaum ein aussichtsloseres Unternehmen als aus dem einmaligen und schwerfälligen Schriftversuch, den eine nicht eben philologische Dame mit einem ungeeigneten Alphabet und mit unerzogener, wahrscheinlich improvisierter Rechtschreibung an einer ihr mindestens halbfremden Sprache vor nunmehr 865 Jahren gemacht hat, auf Grund eines einzigen Wortes sprachgeschichtliche Lautwerte ermitteln zu wollen.“

Ich sehe nicht, wie man Vosslers Zweifeln begegnen könnte. Sie treffen in jedem Falle zu, ob man nun die Unterschrift der Fürstin für lateinisch oder für altfranzösisch hält. Mein Kollege Rudolf v. Heckel teilt mir nach eingehender Prüfung des Problems, für die ich ihm auch hier meinen aufrichtigen Dank ausspreche, mit, daß er die Sprache der Unterschrift für lateinisch halte (wie auch R. Ekblom in seiner inhaltreichen Abhandlung, *Språkvet. Sällsk. Förhandl.*, Uppsala 1928, S. 14); dafür dürften auch die Unterzeichnungen *Anna regina* (M. Prou a. a. O., Nr. 18 [1065] und Nr. 32 [1067]) sprechen. Eine Form *reina* für *regina* könne seines Erachtens sehr wohl lateinisch sein und der Aussprache der Zeit entsprechen. Ein positiver Grund für die Eigenhändigkeit der Unterschrift sei nicht gegeben; sie könne ebensogut wie von der Königin von einem slavischen Geistlichen ihrer Umgebung geschrieben sein; dies dürfte das Wahrscheinlichste sein. Trifft diese Ansicht v. Heckels zu, dann fragt sich, welcher Nation dieser slavische Geistliche angehörte. Er konnte ein Bulgare sein, der sich bei der Niederschrift von der Aussprache seines Kirchenslavisch leiten ließ; aber selbst wenn ein russischer Geistlicher die Fürstentochter in das fremde Land begleitet hatte, so schrieb er eher nach gelehrter russisch-kirchenslavischer Weise als nach den Lauten der altrussischen Volkssprache.

Und bei beiden Möglichkeiten bleiben noch Thomsons scharfsinnige Darlegungen (Zs. f. slav. Phil. 5, 392f.) zu beachten: daß nämlich die Aussprache eines *u* in der Stellung vor *u* eine besondere war, die sich mit der allgemeinen schwerlich deckte.

Eine russ. Handschrift der Historia de Preliis. (Rezension J³.)

Wie es jetzt fast als Gemeinplatz anerkannt ist, wurde die *Natiuitas et Victoriae Alexandri Magni*¹⁾, die aus einer verloren gegangenen Redaktion (* δ) des griechischen Romans *Bιος Αλεξάνδρου τοῦ Μακεδόνος*²⁾ des sogenannten Pseudo-Callisthenes von dem neapolitanischen Archipresbyter Leo um die Mitte des X. Jahrhunderts übersetzt wurde, erst später dreimal ausgeschmückt und in verschiedener Weise umgearbeitet. Diese erweiterten Rezensionen der Übersetzung Leos, worauf man den ungenauen aber bequemen Gattungstitel *Historia de Preliis* anzuwenden pflegt, zerfallen — wie oben zu verstehen gegeben — in drei Hauptformen: J¹, die älteste Umarbeitung, hat ihrerseits zwei voneinander völlig unabhängige Rezensionen J² bzw. J³ (vor 1150) durchgemacht. J^{3a} (um 1150) heißt eine neuentdeckte Ableitung von J³, die anscheinend nirgends außer Großbritannien bekannt war³⁾.

Rezension J³, die in russischem Gewande hier zu berücksichtigen ist, hat für Bibliophilen immer ein starkes Interesse gehabt, denn gerade sie — zwar in etwas abgekürzter Form — diente am Ende des XV. Jahrhunderts als Quelle für die meisten der berühmten Wiegens-

1) Hgg. Fr. Pfister, *Der Alexanderroman des Archipresbyters Leo* (Sammlung Mittellatein. Texte, Nr. 6, Heidelberg: Winter, 1913); in der Einleitung, auch 1912 als Habilitationsschrift separat veröffentlicht, findet sich eine knappe aber vortreffliche Orientierung über die wichtigsten abendländischen Versionen des Alexanderromans. Für Angabe der neueren Literatur siehe F. P. Magoun jr., *The Gests of King Alexander of Macedon* (Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press, 1929), S. 22 ff. Das 1. und 3. Buch Leos ist erst neulich von Fr. M. Schlaue ins Englische übertragen, *Medieval Narrative: a Book of Translations* (New York, Prentice-Hall, 1928), S. 285 ff.

2) Älteste (a) Version von W. Kroll hgg., *Historia Alexandri Magni (Pseudo-Callisthenes)*; Vol. I, *Recensio Vetusta* (Berlin: Weidmann, 1926); für Textkritisches siehe Krolls »Praefatio«, auch denselben in Pauly-Wissowa XX (1919), 1707—1723.

3) Nach G. L. Hamilton, »A New Redaction (J^{3a}) of the *Historia de Preliis* and the Date of Redaction J³«, *Speculum* II (1927), 113—146; für das Datum »1250« auf S. 146, art. cit., lies »1150«.

drucke, insbesondere diejenigen, welche in Straßburg 1486—1494 gedruckt wurden¹⁾. Hier kommt eigentlich zum ersten Male der Titel Historia de Preliis zum Vorschein. Während der lateinische Text der Rezensionen J¹ und J² schon kritisch herausgegeben worden ist²⁾, steht bis jetzt kein J³-Text, außer den Straßburger Drucken³⁾, der Forschung zu Gebote. Was die Rezension J³ anbetrifft, so ist bereits eine große Anzahl der dieser Redaktion angehörigen Hss. identifiziert; auch die kennzeichnenden Merkmale sind genau bestimmt worden⁴⁾. Unter diesen bestehen die auffallendsten aus acht Einschüben und einer veränderlichen Anzahl moralisierender Schlußsätze. Die Popularität dieser Rezension, besonders im späten Mittelalter, läßt sich aus ihren mannigfaltigen Übertragungen in die verschiedensten Landessprachen (nämlich Dänisch, Deutsch, Englisch (J^{3a}), Italienisch, Polnisch, Tschechisch, Ungarisch und am spätesten Russisch) sehr leicht ersehen⁵⁾.

Folgender kurzer Aufsatz verfolgt nun den Zweck, einen Überblick über die Hauptcharakteristika der oben flüchtig erwähnten russischen Version in aller Kürze zu geben. Schon 1893 hat der russische Akademiker V. M. Istrin in seiner bahnbrechenden Studie »Александрия русских Хронографов« darauf aufmerksam gemacht (S. 313—315), daß Hs. 2405 des Rumiantsew-Museums (jetzt Lenin-Bibliothek) in Moskau eine Version der Historia de Preliis enthält, die in eine Poluustaw-Handschrift des südrussischen Chronographen eingeschoben

1) Für ein Verzeichnis der Inkunabeln, zusammen mit einer Probeliste der Bibliotheken, wo Kopieen befindlich sind, siehe den neuen Gesamtkatalog der Wiegendrucke, Bd. I (Leipzig: Hiersemann, 1925), spl. 440ff. *passim*.

2) J¹ von O. Zingerle als Anhang zum 4. Bande der Germanist. Abhandlungen (Breslau, 1885); J² von A. Hilka als Festgabe zu Carl Appel unter dem Titel Der altfranzösische Prosa-Alexanderroman (Halle: Niemeyer, 1920).

3) Die bei weitem zugänglichste Wiedergabe dieser Texte ist die, welche von M. Z. P. Kryński in den Warschauer Prace Filologiczne Bd. IX (1920) herausgegeben wurde. Hier wird der lateinische Text nach Straßburg 1494 unter einem polnischen (aus dem Jahre 1510 und von unserem russischen unabhängig) parallel gedruckt; bemerke die »Sprostowania«, op. cit. S. IV (am Ende). Im Münchener Museum (a. a. O.) hat Fr. Pfister den Text der J³-Einschübe mit reichlichem textkritischem Apparat herausgegeben, aber nur nach den Hss., nicht nach den alten Drucken.

4) Von Fr. Pfister, Münchener Museum I (1912), 249—301.

5) Für die nachschlägige Literatur s. Magoun a. a. O. S. 51—56.

ist (Bl. 395r—468v); diese von A. N. Popow¹⁾ schon beschriebene Hs. gehört ins Ende des XVII. Jahrh. Die Übersetzung der Historia de Prelis ist aber nicht direkt vom Latein, sondern über eine polnische Mittelstufe herzuleiten.

Die unmittelbare polnische Quelle dürfen wir einstweilen unberücksichtigt lassen, da ihr Vergleich mit Hs. 2405 nur für die Sprachgeschichte wertvoll ist²⁾. Wir befassen uns nur mit den stofflichen Zügen der Erzählung, um ein richtiges Urteil über ihre Stellung im Stammbaum der Historia de Prelis zu fällen. Die Urquelle — von zwei kurzen Einschüben abgesehen — ist, wie wir sehen werden, eins der obenerwähnten Straßburger Inkunabeln, dessen Text dem russischen parallel gedruckt werden wird³⁾. Die Historia de Prelis kommt im Chronograph ohne irgendeine Überschrift vor; ihr Eingang lautet:

Sapientissimi Egiptii scientes
mensuram terre undasque maris,
et celestium ordinem cognoscentes,
id est stellarum cursum, motum
etiam firmamenti tradiderunt etiam

Египтane мудрый разумъючи
мѣръ земли розиость водъ мор-
скихъ и ради небесный энаочи,
то есть бѣгъ звѣздный и тежь
рушанье шкругу небеснаго, ко-

1) Обзор Хронографов (Москва, 1868—71), II, 276—287.

2) Von der Beleuchtung der sprachlichen Form muß zunächst abgesehen werden, bis wir das polnische Original vor Augen bekommen (s. S. 12, 13 unten). Istrins Meinung (a. a. O. S. 313): Александрія, помѣщеннай въ упомянутомъ хронографѣ, есть буквальное воспроизведеніе russкими буквами польскаго изданія ...) trifft im allgemeinen zu, muß aber eine nicht un wesentliche Berichtigung erfahren. Die Transliteration ist keineswegs »buchstäblich«. Wir sehen hier nicht nur Anpassung an die russische Phonetik (nasalierte durch entsprechende unnasalierte ersetzt: ce, кругъ für *se*, *krag* u. dgl.), sondern auch lauthistorisch richtige Behandlung: so steht für *miat* мѣтъ, nicht мѧтъ, für *rzeka* рѣка, nicht жека; vollvokalische Formen sind konsequent durchgeführt: голова, берегъ für *gtowa*, *brzeg*.

Wichtiger ist das regelmäßige Verdr  gen polnischer Morpheme durch russische: Adj. gen. *-ego* geht in *-aro*, *-oro*  ber: римскаго, того. In der 3. Pers. wird stets *-tъ* hinzugefügt (чечтъ, берутъ usw.).

Auch sonst werden polnische Wortformen durch ähnliche russische ersetzt: который, великий für *ktory*, *wielki*.

 ber das Lexikalische können wir nur angesichts des Originals urteilen. Jedenfalls war die Anpassung auf einen südrussischen Leser berechnet, dem die meisten poln. Wörter verständlich oder gar geläufig waren. B. Jarcho.

3) Nach Kry skis Ausgabe (s. o.) und durch Pr. Fil. bezeichnet.

uniuerso orbi per altitudinem et
per noticiam artium magicarum.

(Pr. Fil. 23.)

торый тежъ на весь свѣтъ вы-
дали вельми широко узанье
наукъ чернокнижныхъ.

(Hs. 2405, Bl. 395r.)¹⁾

Jetzt geben wir, der Reihe nach, den Eingang sowohl wie den Ausgang der acht Einschübe, deren Anwesenheit in einem Texte der Historia de Prelis dessen Zugehörigkeit zur Rezension J³ beweist. Den lateinischen Text derselben Einschübe nach der handschriftlichen Überlieferung hat Fr. Pfister (a. a. O.) schon veröffentlicht; hier kommt aber nicht diese Tradition in Betracht, sondern, wie aus der geradezu wörtlichen Anlehnung erhellst, der Text des Straßburger Druckes, den wir somit wiedergeben²⁾.

1.

ubi Alexander cum exercitu com-
morans multa incomoda per-
pessus fuit . . . Cepit itaque ex-
ercitus indigere.

(Pr. Fil. 82—83; vgl.
MM. 255—256.)

там Алѣxандеръ звойскомъ сво-
имъ лежачи много небезпечно-
сти ужилъ . . . але ижъ потребо-
валъ большей люду (заразъ листъ
послалъ до архіерея жидовскаго).

(Hs. 2405, Bl. 403v.)³⁾

2.

Elegit autem Maleagrum deditque
sibi milites quingentos precipiens
illis ut uallem peterent Iosaphat
. . . et Alexander cum eis quasi
de captione Tyri omnipharie diffi-
debant. (Pr. Fil. 85—87; vgl.
MM. 256—257.)

Выбралъ теды рицера своею
Малегра, а далъ ему ѣ рицеровъ,
приказуючи имъ абы ѣхали до
настбища Іосафатъ . . . Алѣ-
андеръ же сними вонtpечи в
добытю мѣста Типу.

(Hs. 2405, Bl. 404r—404v.)

1) Da es hier auf paliographische Studien nicht ankommt, so öffnen wir alle Abbreviaturen (»titla«) und rücken die interlinearen Zeichen in die Zeilen hinab. Wo übergeschriebener Endkonsonant ohne »titlo« vorkommt, schreiben wir das Wort ohne »ъ«, das auch sonst zuweilen fehlt.

2) Nach dem Verweis auf Pr. Fil. verweisen wir auch auf die entsprechende Stelle der handschriftlichen Überlieferung; MM. = Münchener Museum, loc. cit.

3) Fast diesen ganzen Abschnitt hat Istrin, Александрия русских хронографов S. 169, 170 (Fußnote) schon abgedruckt.

3.

Alexander autem cogitauit quibus modis posset ciuitatem expugnare . . . In tantum enim erat Tyrii Balaam ducis eorum extinctione timore perterriti quod nullatenus Grecorum impetui resistebant.

(Pr. Fil. 88—90; vgl.
MM. 257—258.)

Алeандръ теды мыслилъ, ко- торымъ бы обычаемъ могъ мѣсто збурит . . . Такъ вельми се были тирови прелекли з забитья ихъ кнажати Валаама, ижъ се жаднымъ обычаемъ навалности грековъне спротивлали.

(Hs. 2405, Bl. 404v—405r.)

4.

Et congregans Macedonibus atque Persis imposuit sibi coronam Darii . . . Super hunc siquidem thronum Alexander regali dyadematē coronatus, amictus imperialibus uestimentis.

(Pr. Fil. 246—252; vgl.
MM. 259—261.)

А згромадивши македоны и персы взложилъ на голову свою корону Дарievу . . . На томъ теды маестатъ Алeандръ ко-ронованый, и прибранный в шаты цесарскии сѣдѣлъ.

(Hs. 2405, Bl. 248r folg.)

4 a.

Zwischen den regelrechten J³-Interpolationen Nr. 4 und Nr. 5 kommt noch eine, die, soviel wir wissen, dem russischen Roman (Bl. 441v—442r) eigen ist. Diese wurde wahrscheinlich vom russischen Schreiber als Ergänzung zu § 93 der Historia de Prelis (vgl. Pr. Fil. S. 343 ad fin.) und ungefähr in der Mitte eines längeren Berichtes über die Wunder Indiens eingeschoben. Um seine Erzählung etwas auszuschmücken, hat also der Verfasser ein Stückchen aus der Epistel des Priesters Johannes herausgegriffen, wo erstens vom Pfefferlesen im Lande der Beseidai (Висайдская земля)¹⁾, zweitens vom Idonus = Phison (Индосіа), einem der vier Flüsse des Paradieses, die Rede ist. Hier ist es kaum nötig, diesen allgemein bekannten Brief näher zu erörtern²⁾; es genügt darauf hinzudeuten, daß dieses

1) *Βησειδαῖ* bei Ptol. VII, 2, 15; Var. *Βισάδαῖ*, *Βησείδαῖ*, *Βιδείδαῖ* bei Palladius, De Brachmanibus (s. Ps.-Call. III, 8, ed. Müller, S. 109. Weiteres mit Belegstellen in Pauly-Wissowa III (1898), 326, 327. Diese Stelle stammt also nicht, wie Istrin S. 315 vermutet, aus dem Ps.-Call.

2) Lateinische und abendländische Texte von Fr. Zarncke untersucht, herausgegeben und erläutert: »Der Priester Johannes«, Sächs. Gesellsch.

berühmte Denkmal schon früh (vielleicht im XIII. Jahrh.)¹⁾ ins Slavische übertragen worden war und daß der Verfasser der zweiten (auch dritten und vierten) Redaktion des südrussischen Chronographen die betreffende Stelle in seine Geschichte von Alexander d. Gr. einverlebte²⁾. Dem Schreiber der russischen Historia de Prelis lag diese Stelle natürlich nahe zur Hand und wurde von ihm mit einigen kleineren Änderungen verwertet. Zunächst geben wir also das entsprechende Latein; unten folgt der Text des Chronographen neben dem der Hs. 2405.

§ 22. Inter paganos per quandam prouinciam nostram transit fluvius, qui vocatur Ydonus. Fluvius iste de Paradiso progrediens expandit sinus suos per uniuersam prouinciam illam diuersis meatibus, et ibi inueniuntur naturales lapides, smaragdi, saphiri, carbunculi, topazii . . . et plures preciosi lapides. § 23. Ibidem nascitur herba, quae vocatur assidios, cuius radicem si quis super se portauerit, spiritum immundum effugat (et cogit eum dicere, quis sit et unde sit et nomen eius . . . § 26. . . . Sic siccatur piper et de arbuseculis combustis colligitur et coquitur. § 25. . . . Sed cum piper maturescit, uenient uniuersi populi de proximis regionibus secum ferentes paleas, stipulas, et ligna aridissima, quibus cingunt totum nemus undique . . . § 27. Quod nemus situm est ad radicem montis Olimpi . . . § 25. Est autem terra illa nemorosa admodum salicti, plena per omnia serpentibus . . . et cum uentus flauerit uehementer, ponunt ignem infra nemus et extra, ne aliquis serpens extra nemus possit exire, et sic omnes serpentes in igne fortiter accenso moriuntur praeter illos, qui suas intrant eauernas, et tunc executitur piper de arbuseculis. § 26. Eece consumpto igne uiri et mulieres, parui et magni, portantes furcas in manibus, intrant nemus et omnes serpentes assos furcis extra nemus proiciunt et ex eis densissimos acernos componunt . . . § 24. . . . quod (piper) in frumentum et in annonam et corium et pannos commutatur³⁾.

d. Wissensch., Abhandl., phil.-hist. Kl., VII (1879), 829—1030; VIII (1876), 3—186.

1) V. M. Istrin, »Сказание об Ильинском Царстве«, Древности: Труды Славянск. Комиссии Императ. Москов. Археологич. Общества I (1895), 62. Über die hier betreffende Stelle s. dens. S. 17—22.

2) Text bei Istrin, Александрия русских хронографов S. 195, 196; Text der dritten und vierten Redaktionen S. 313, 314.

3) Zarnke a. a. O. S. 912.

Chronograph, zweite Redaktion:

Ш перцѣ в земли Висаидъецѣи. Поръ же, слышавъ, поиде съ вѣми вши и прииде в землю висаидскую индѣскыя ѿбласти, идѣ перецъ ражается. та бо соуть чадъ мали и худосилни, в каменых пещерах живоуще, иж и лазити видать по стѣнамъ мѣста бо соуть оу них стѣнная гдоубокаа... Измаильти ж привозать к ним пшеницу и жито на вельблоудех борзых, равно противу прыцу взимаютъ. Тѣ же чловѣци сами соуть низцѣ, великолгавы, не шстрижены, простывласы, и цара имѣюще, работающа царю великия Индѣа. прочи же Эфишпіи индѣисцѣу соуть прихладалы власы.

Hs. 2405, Bl. 441v—442r:

Потомъ Александеръ рушивши се звойском въ висаидскую землю гдѣ се перецъ родилъ вшолъ. Въ которой то земли людъ есть вельми малый и недужій, которіи въ пещерах каменыхъ мешкаютъ, але по скалахъ и мѣсцахъ высокихъ лазити умѣютъ. бо тамъ суть мѣста екалистыи и гороватыи... А Измалтове на велблудехъ большихъ пшеницу до них приносатъ, а за пшеницу перецъ берутъ т нихъ вровную мѣру. Ти то люде головы и волосы великия малотъ, прето же не стригутъ ихъ. а царь ихъ годуєтъ Индѣискому панству.

Darauf folgt unmittelbar:

Ш Индоси и рѣцѣ райскои. Сквозь же землю тоу и рѣка течеть из рал Индоси. та рѣка покрываетъ въ едино врема всю землю тоу... да тоу пришел Поръ царь съ миштвомъ варваръ, постави полки противу Александра цара.

Посредь тежъ оной земли, течеть з рал река именемъ Индосіа, которая во одинъ часъ всю землю ихъ водою шкрииваетъ... Самъ есть топазіонъ жолтый, але ядерко внемъ червоно якш жератокъ, а той же в ночи свѣтитъ и иное дорогое камене, и перло есть въ рѣцѣ оной.

Hier bricht die Episode ab.

5.

Deinde amoto exercitu nenit ad montem quendam qui tante erat

Т гнулъ потомъ шт тамъ толеку икоторой горѣ, которая

altitudinis ut per septem dies continuos in ascensu illius montis existerent . . . Et ambulans per dies nonaginta peruenit ad quendam montem adamantinum.

(Pr. Fil. 424—436; vgl.
MM. 263—265.)

была такъ высока, ижъ ишли на ню през седмь дній . . . Ёдучи теды презъ ў дній, пріѣхали ку пѣкоторой горѣ адамантыновой.

(Hs. 2405, Bl. 453r—455r.)

6.

Tunc arbor solis Indico sermone respondit: »Tu deuictor orbis, dominus simul et pater extas; Sed patrium regnum per tempora nulla uidebis.« . . . Et his dictis intrauit senex in palacium, Alexander autem et principes sui ad castra per gradus.

(Pr. Fil. 446—449; vgl.
MM. 266, 267.)

Тогда древо солнечное Индійскимъ языкомъ штповѣдало: »ты звитецца свѣта и панъ естесъ, але царства оцовскаго пожадныхъ часѣхъ не узриши« . . . А рекши то вшолъ старецъ до палацу. Александръ тежъ з кнажаты своими зъступилъ по оныхъ стопнахъ до своихъ на-метовъ.

(Hs. 2405, Bl. 456r—456v.)

7.

Quomodo Alexander deuicit duodecim reges. Post hec abiit Alexander et inclusit duodecim reges cum eorum exercitibus, qui et tartarin dicebantur, id est Gog et Magog, Agatan, Magehon, Alegthor, Appelmai, Limith, Iunii, Rothe, Redem, Cemarre, Cabellea, Carmarciant, Cathomi, Amarde, Getimadi, Anafag, Candorem, Rinocephali, Thirbei, Alonis, Ac-cimei, Philonis, Satramei, et Soltani.

(Pr. Fil. 497, 498; vgl.
MM. 267, 268.)

В день остатный скончѣ свѣта выде Гогъ и Магогъ въ землю Израискую, которіи суть люде и цареве, которіи замкнуль Алеѣандръ великий въ сторонахъ въсходу солнца, и въ сторонахъ полночныхъ, то есть Гогъ, и Магогъ, Мосаф и Тувалъ, Атепаль, Генъ, Ливій, Куней, Фарилей, Тевей, Ламарханъ, Хахамій, Амагартъ, Агримардъ, Аланъ, Кинотефалій, Каривей, Тасвей, Филосониты, Ануфаги, Аркеней и Салтерей. Тыи суть кд цареве въ томъ замкненю.

(Hs. 2405.)

Sobald man die obigen parallel gedruckten russischen und lateinischen Stellen (Nr. 7) vergleicht, wird es augenfällig, daß die russisch geschriebenen Namen in keinem engen Zusammenhang mit den lateinischen der *Historia de Prelis*, weder der gedruckten noch der handschriftlichen Versionen, stehen. Andererseits ist aber nicht zu bezweifeln, daß eine gewisse Verwandtschaft zwischen den beiden existiert. Was für Verhältnisse sind es denn, die beim ersten Blick so dunkel durchschimmern? Nun kommt am Ende des Kapitels 113 der Rezension J³ der *Historia de Prelis*, wie oben, immer dieser Bericht über die Einschließung der unreinen Völker von Gog und Magog vor, eine sehr weit verbreitete Geschichte, die der J³-Umarbeiter aus der ewig populären Offenbarung des Pseudo-Methodius schöpfte. Er war auch keineswegs der einzige, der dieses Material benutzt hat; die Geschichte taucht fast überall auf. Nicht nur in verschiedenen Versionen des Alexanderromans, sondern auch sonst in allerlei mittelalterlichen Denkmälern liest man, wie Alexander diese grausigen Völkerschaften zwischen zwei Bergen einschloß, wo sie bis zum jüngsten Gerichte weilen müssen. »Ja, die Methodiussschrift hat einen so universellen Einfluß gehabt wie kaum eine andere des Mittelalters, vom Kanon und den Kirchenvätern abgesehen¹⁾.« Im Latein kommt Pseudo-Methodius nicht nur in Hss., deren Zahl Legion ist, sondern auch in einer guten Anzahl Drucke des XV./XVI. Jahrh. vor²⁾. Nun hat in der Tat der polnische Übersetzer (unwahrscheinlicher sein russischer

1) Ernst Sackur, *Sibyllinische Texte und Forschungen: Pseudo-Methodius, Adso und die tiburtinische Sibylle* (Halle: Niemeyer, 1898) S. 6. S. 26—39 dieses Werkes sind der Alexandersage gewidmet; auf S. 74, 75 findet sich die Stelle über Gog und Magog nach der längeren lateinischen Redaktion; s. auch Tabelle S. 37.

Was das byzantinische und slavische Gebiet anbetrifft, bemerkt man, der Umarbeiter der γ-Rezension des Ps.-Call. (C' nach Müllers Ausgabe) habe denselben Stoff verwertet (siehe u. a. Sackur S. 37); von dort aus ging die Geschichte in verschiedene griechisch-slavische Versionen des Alexanderromans über. Außerdem hat die Methodiussschrift mehrere slavische Übersetzungen durchgemacht, unter denen die wichtigsten von V. M. Istrin herausgegeben worden sind: *Откровение Мелодия Илларийского...* *Изследование и Тексты* (Moskau, 1897); für Gog-Magog-Listen s. Istrin S. 20 (erste und zweite griech. Red.), S. 54 (dritte griech. Red.), S. 90 (erste slav. Red.), S. 106 (zweite slav. Red.), S. 125 (interpolierte slav. Red.). In der kurzen latein. Redaktion (Istrin S. 75 ff.) fehlt die Gog-Magog-Geschichte gänzlich. Siehe jetzt S. H. Gross, *The Earliest Allusion in Slavic Literature to the Revelations of Pseudo-Methodius*. *Speculum* IV (1929), 329—339.

2) Sackur S. 3, 4, auch S. 57 für die von ihm benutzten Hss.

Nachfolger, dem lateinische Drucke vielleicht nicht so zugänglich waren) seine Straßburger Grundlage verlassen, um anstatt derer die betreffenden Völkernamen aus einem ihm zur Verfügung stehenden Methodiusdruck zu setzen¹⁾. Daß dies wirklich der Fall ist, läßt sich sofort aus folgender Tabelle ersehen:

Völkerlisten.

Ps.-Methodius lat. ²⁾	Ps.-Methodius 1496 ³⁾	Hs. 2405.
1. Gog	1. Gog	1. Гогъ
2. Magog	2. Magog	2. Магогъ
3. Anog	5. Anog	5. Аногъ
4. Ageg	6. Ageg	6. Аегъ
5. Achennaz	7. Athenal	7. Атеналь
		8. Генъ
6. Dephar	8. Cephar	
7. Potinei	9. Pothurohei	
8. Libii	10. Libii	9. Ливій
9. Eunii	11. Cunei	10. Куней
10. Pharizei	12. Pharitzei	11. Фарулей
11. Declemi	[3. Mosach]	[3. Мосафъ]
12. Zarmatae	[4. Thubal]	[4. Тувалъ]
13. Theblei	13. Ceblei	12. Тевей
14. Zarmartiani	14. Lamarchiani	13. Ламарханъ
15. Chachonii	15. Chachamii	14. Хахамій
16. Amazarthe	16. Amaharte	15. Амагартъ
17. Agrimardii	17. Agrimardi	16. Агримардъ
18. Anuphagi qui di- cuntur Cynocephali	19. Anufagi qui di- cuntur Cenocefali	22. Ануфаги 18. Кинотефалій
19. Tharbei	20. Tharibei	19. Каривей
	21. Thasbei	20. Тасвей
20. Alanes	18. Alanii	17. Аланъ
21. Phisolonici	22. Phisolonici	21. Филосониты
22. Arcnei	23. Arcenei	23. Аркеней
23. Asalturii	24. Saltarei	24. Салтерей

1) Immerhin möglich ist es, der Verfasser habe die Liste der seltenen und uns unzugänglichen polnischen Übersetzung der Methodiusschrift entnommen; vgl. Istrin, Откровение S. 23.

2) Nach Sackur S. 74, 75; dasselbe S. 37, Tabelle.

3) Dasselbe S. 74, Anm. 4, nach den alten Drucken (1496 und später).

Abgesehen von Генъ (8)¹⁾ und der Auslassung von *Cephar* und *Pothurohei* stimmt die russische Liste mit der des Methodiusdruckes durchaus überein, trotz der Entstellung von einigen Namen, z. B. Каравей (19) gegen *Tharibei* (*Th* für *K* leicht mißverstanden) sowie Филосониты gegen *Phisolonici* und Тевей gegen *Ceblei* (in beiden Fällen wurde *c* als *t* — fast gleichförmige Buchstaben — verlesen). Ob diese Verstümmelungen dem polnischen Verfasser oder seinem russischen Übersetzer zuzuschreiben sind, läßt sich nicht erweisen, bis der Text der polnischen Grundlage uns zugänglich wird.

8.

Inter hec siquidem Alexander fecit in Babylone thronum aureum fabricari, cuius similis non reperiebatur in orbe . . . fecitque in eam [sc. coronam] titulum huius modi litteris Grecis et Latinis apponi: »Ortus et occasus, aquilo mihi seruit et auster.«

(Pr. Fil. 516—519; vgl.
MM. 269, 270.)

Потомъ тогъ часу Алеѣандеръ казаль спрavitъ въ Вавилонѣ маестатъ золотыи которому подобенъ не былъ найденъ на свѣтѣ . . . а на ней казаль учинить титулъ литерами грекими²⁾ тымъ обычаемъ: »Въходъ, и заходъ, полночь, и полудне миѣ служатъ.«

(Hs. 2405, Bl. 465r.)

In diesem Abschnitt fehlt — typisch für die Drucke — in beiden Texten, im lateinischen sowie im russischen, die metrische Liste der Völker, die Alexander untertan sind^{3).}

Schließlich, was die J³-Interpolationen anbetrifft, ist weiter zu bemerken, daß im russischen Text wie in den sämtlichen Straßburger Drucken die sogenannten moralisierenden Schlußsätze fehlen, die für die handschriftliche Überlieferung der J³-Rezension der *Historia de Prelis* charakteristisch sind⁴⁾

1) Ist Генъ möglicherweise aus *Mageen (Magen)* der J³-Hss. herzuleiten? Aber wie denn?

2) Übersetzung der lateinischen Wörter *et latinis* fehlt.

3) Siehe MM. S. 269, 270; auch *Harvard Library Notes* (Nr. 20, April 1928), S. 174 für die Liste in *Harv. Univ. cod. lat. 34* und *Speculum III* (1928), 212—213 für dieselbe, wie sie in der tschechischen *Kronika o Alexandru Velikém* (J³) erscheint. Bei J. Jakubec, *Dějiny literatury české* (2. Aufl., Prag 1928), S. 287, 288, 293, 294 heißt dieser tschech. Text *Povídka o Alexandru Velikém*.

4) Siehe Pfister, MM. S. 271f. In dieser Hinsicht bildet *Harv. Univ. cod. lat. 34* mit der Auslassung dieser Stükke eine bemerkenswerte Aus-

Der Ausgang der russischen Version (Bl. 468v) lautet wie folgt:
 Авторъ той повѣсти Алѣксандровы именем Ариянъ ученикъ бытъ
 Епіктита философа за часов Нерона цесара римскаго, который та-
 кожъ перекладалъ зъ повестей иныхъ, або уже было по лѣтахъ
 многихъ.

КОНЕЦЪ АЛЕѢАНДРИИ.

Name und Ruhm des Historikers Arrian waren also dem russischen (oder polnischen) Verfasser der Renaissancezeit so gut bekannt, daß er nicht verschmähte, diesem großartigen Geschichtsschreiber sein vollendetes Werk zuzuschreiben.

Als Endergebnis über den stofflichen Inhalt unseres russischen Textes kann man mit Sicherheit behaupten, daß er, mit zwei beträchtlichen Ausnahmen (nämlich Interpolation 4a, wo ein Teil der Epistel des Priesters Johannes mittels des südrussischen Chronographs einverleibt, und Interpolation 7, wo die Methodiusoffenbarung direkt ausgebentet wurde), der Rezension J³ der Historia de Preliis angehöre, ja noch bestimmter, daß einer der Straßburger Drucke zugrunde gelegen hat.

In seiner Александрия russischen хронографов hat Istrin schon erwiesen (S. 313, 314), ein polnisches Original, *Historya o zywocie i znamienitych Sprawach Alexandra Króla Mace- dońskiego*, sei die unmittelbare Quelle des russischen Romans. Dieser polnische Alexanderroman, von dem nur zwei Auflagen (1550 und 1766) Istrin bekannt oder zugänglich waren, erschien erst 1550 in Krakau und machte (mit kleineren Änderungen und Zusätzen) zwischen 1611 bis 1766 acht Auflagen durch¹). Nach der Forschung A. Brückners²) sollte diese gedruckte Version auf eine der Straßburger Inkunabeln zurückgehen, ein Tatbestand, der ganz genau dem entspricht, was wir aus der oben besprochenen russischen Ableitung erfahren haben. Neben dieser Reihe polnischer Drucke, die erst 1550 zum Vorschein kommen, existiert ferner eine frühere selbständige Version — Hs. 1510 datiert —, die neuerdings von Kryński (a. a. O.) herausgegeben worden ist. Als Beweis des oben behaupteten bringen wir hier eine kürzere Stelle

nahme; s. Harvard Library Notes loc. cit., auch Pr. Fil. S. 539—547 und Zingerles Ausgabe (a. a. O.) § 129, 130.

1) K. Estreicher, *Bibliografja Polska: Stólecie XV—XVIII*, Bd. XVIII (Krakau, 1901), S. 210—212.

2) *Prace Filologiczne* V (1895), 359 f.

aus (1) dem Straßburger Druck von 1494, (2) der polnischen Alexanderhandschrift aus dem Jahre 1510, (3) dem polnischen Drucke von 1550 (nach Istrins Angaben) und (4) der russischen Hs. 2405.

1.

Illos siquiden subiugabo imperio meo, ut non barbari sed Greci
amorum gloria condementur. (Pr. Fil. S. 71.)

2.

Szayszthe ony tho pod dam pod moyą mocz, a by nyethylko bar-
bari alie [y] Grekowyę chwala szbroy [l] nyechay będą szalyecza ny.

(Pr. Fil. S. 71.)

3.

Ktorę ia podbiię pod panstwo moie, tak iż nie paganie ále Gre-
kowie w chwale zwycięstwa będą zalecani. (Istrin a. a. O. S. 314.)¹⁾

4.

Которыхъ я подбю подъ панство мое, такъ ижъ не погані але
грекове во хвалѣ звитажства будуть залещаны.

(Hs. 2405, Bl. 402r.)

Es ist demnach unbestreitbar, daß das Russische (4) aus dem polnischen Drucke (3), nicht aus der polnischen Handschrift (2) übertragen ist, da die Anlehnung an den ersteren geradezu wörtlich ist. Die Verhältnisse zwischen den vier in Betracht kommenden Texten sind also genügend geklärt, aber Näheres werden wir erst nach der Publikation einer kritischen Ausgabe der betr. polnischen Drucke erfahren.

Cambridge, Mass., U. S. A.
Moskau.

Francis P. Magoun, jr.
Boris Jarcho.

1) In Ermangelung irgendeines Exemplars der polnischen Drucke sind wir dazu genötigt, nach diesem Auszug Istrins zu greifen. Istrin veröffentlicht nur drei solche Stückchen, alle ganz kurz; das obere ist das erste, das zweite ist Zusatz zu Hist. de Prel. § 29, das dritte, ebenso kurz, aus § 49 geschöpft (Pr. Fil. S. 178, 2 bis 179, 5). Istrin geht insofern irre, als er das Polnische bzw. Russische mit Zingerles Latein (J1) vergleicht.

Zur Chronologie von asl. $\bar{u} > y$.

Vondrák, Vergl. slaw. Gramm. I² (1924), S. 129f., gibt keine bestimmte Zeitgrenze für den Übergang von asl. $\bar{u} > y$ an. Er äußert sich einerseits dahin, daß *y* auf slaw. Boden aus *ū* nach der ersten Lautverschiebung entstanden ist (S. 131), anderseits erwähnt er, daß in offenbar sehr alten Lehnwörtern $\bar{u} > y$ wurde (S. 133). Mikkola, Urslaw. Gramm. S. 42, spricht keine Vermutung über den Zeitpunkt des Lautwandels aus. Doch kann man m. E. bei Betrachtung der Lehnwörter und Verbindung mit den gegenseitigen deutsch-slaw. Er-satzverhältnissen in Ortsnamen zu genauerer Zeitbestimmung kommen.

Das dem gallischen *dūnum*, air. *dūn* entsprechende anord. *tūn* 'eingezäuntes Stück Land, Hofplatz, Stadt', ags. *tūn* 'Zaun um ein Haus, Stadt', ahd. *zūn* 'Zaun', ist schon in asl. Zeit als **tūn* in beiden Bedeutungen 'Zaun, eingezäunter Ort' entlehnt worden. Das Wort ist in allen slaw. Sprachen vorhanden in denselben Bedeutungs-differenzierungen, die es auch in den verschiedenen germanischen Sprachen aufweist, vergl. ksl. *tyns* 'Mauer', r. *tyns* 'Staketenzaun', tschech. *týn* 'eingezäunter Ort, Burg'. Es ist von den Slawen den Litauern (lit. *tuinas*) und den Madjaren vermittelt worden (*tinnye*). Miklosich, Etymol. Wb. 370, erklärt das Wort in Osteuropa in der ersten Periode entlehnt, also noch in urslaw. Zeit. Die weite Verbreitung spricht tatsächlich für sehr frühe Entlehnung, etwa während der gotischen Herr-schaft in Südrussland. Es besteht kein Anlaß, die vielen tschech. Ortsnamen in Böhmen, die mit tschech. *týn* gebildet sind (Beispiele in den Prager Deutschen Studien 30, 61), auf Vorlage keltischer Namen auf *-dūnum*, german. *-tūn*, zurückzuführen, wie A. Mayer, Zeitschr. f. d. Geschichte Mährens und Schlesiens 26, 33, annehmen möchte. Wohl sind die betreffenden Ortsnamen im Keltengebiete sehr häufig, auch in der Nähe der Sudetenländer, und in diesen einst sicher vorhanden gewesen (*Ἐβουρόδοννον* u. a.), aber es ist noch nicht gelungen, die Fortdauer eines der bei Ptolemaeus, nördlich der Donau, im Gebiete der Sudetenländer genannten keltischen ON. sicher zu erweisen. Die häufige Verwendung von *týn* in tschech. ON. erklärt sich durch die dazu einladende Bedeutung, sie hat übrigens auch in Polen zahlreiche ON. hervorgerufen (p. *Tyniec*). Über die Ursache des Bedeutungs-wandels von Zaun im Deutschen und Slawischen s. Falk in Hoops Reallex. IV 583f. Aus diesem Worte allein läßt sich tatsächlich mit

Vondrák, S. 131, nur die Sicherheit gewinnen, daß der asl. Wandel von $\bar{u} > y$ erst nach der german. Lautverschiebung erfolgt ist.

Schwieriger sind die Entlehnungsverhältnisse des germ. *hūs* 'Haus' zu beurteilen. Die schon sehr angewachsene Literatur ist bei Berneker, EW. I 415 verzeichnet. Überblickt man das Verbreitungsgebiet der einzelnen Formen, so scheidet sich eine allgemein verbreitete *z*- und *-ž*-Schicht von der nur im Serbokroat., Sloven. und Tschech. belegten *-s*, *-š*-Schicht. Zunächst soll hier die erste Schicht in Betracht gezogen werden. Da davon die sekundär weiter gebildete *-ž*-Gruppe abzutrennen ist, deren Formans im German. nicht nachzuweisen ist, so verbleibt als Grundwort der *z*-Schicht *chyz*. Die Entlehnung dieses Wortes muß in eine Zeit fallen, in der anlautendes german. *h* noch als *ch* übernommen werden konnte. Die Endgrenze dieser Ersatzmöglichkeit fällt vermutlich in das VI. oder VII. Jahrh. Damit ist aber noch nicht der terminus a quo bestimmt. Dazu könnte eine Handhabe die auffällige und vielbemerkte Tatsache bieten, daß statt des zu erwartenden **chys*, das ja wirklich in Weiterbildung in einigen slaw. Sprachen belegt ist, allgemein stimmhaftes *z* erscheint. Eine von jeher neben german. **hūsa-* bestehende Form **hūza* (woran Kluge, Etym. Wb. s. v. denkt) ist hypothetisch und besser wegen des sonstigen Fehlens von sicheren Entsprechungen nicht anzunehmen. Uhlenbeck entscheidet sich (bei Peisker, Beziehungen S. 70) für 'sicher nachgotische' Entlehnung, Murko (ebenda) wegen des Wechsels von *s* und *z* für Entlehnung aus dem Ahd. Nun hat zwar Zupitza, KZ. 37, 396f. gezeigt, daß unter bestimmten Bedingungen ein idg. *s* im Asl. stimmhaft wird. Er bietet aber keine Erklärung für *chyz*, sondern begnügt sich damit festzustellen, daß in Lehnwörtern einem german. *s* ein asl. *z* entsprechen kann. Einwände gegen Zupitza bringt Iljinskij im Rocznik Slawistyczny 6, 215f. vor. So besteht eher die Wahrscheinlichkeit, daß tatsächlich die deutsche Aussprache die Ursache des asl. stimmhaften *z* ist. Damit ist in einem gewissen Zeitpunkt zu rechnen. Solange neben dem german. *s* noch die stimmhafte Parallele *z* bestand, ist das german. *s* als stummlos aufzufassen, wie es durch die Lehnwörter asl. *osvlo*, *kusiti* < got. *asilus*, *kausjan* u. a. bestätigt wird. Beim Eindringen der Westslawen nach Schlesien, Thüringen und Mähren, haben im Anlaut noch die alten Verhältnisse bestanden (vgl. asl. *Sblēd'z'i*, tschech. *Svratka* < germ. **Silingos*, **Swartahwa*, thüringisch *Surbii* bei Fredegar < asorb. **Srbi*). Ander-

seits ist im VIII. Jahrh. schon die bis in das XIV. Jahrh. hineinreichende *sch*-ähnliche Aussprache der deutschen *s*-Laute (z-ähnlich vor Selbstlaut und im Süddeutschen in stimmhafter Umgebung, s-ähnlich in stimmloser Umgebung, in Mitteldeutschland auch vor *l, m, n, w*) vorhanden, wie aus den Ersatzverhältnissen gerade in Lehnwörtern und Ortsnamen hervorgeht, worüber an anderer Stelle genauer gehandelt wird¹⁾. Nach dem Wandel des german. *x > r* auf deutschem Boden, aber noch vor dem Einsetzen der *sch*-ähnlichen Aussprache, die beide nicht zusammengefallen sind, hat eine gewisse Zeit im Alt-hochdeutschen in stimmhafter Umgebung und zunächst inlautend eine *z*- (stimmhafte) Aussprache des german. *s* bestanden. In diese Zeit fällt dann die Vermittlung des Flußnamens Iser in Böhmen an die böhmischen Slawen (tschech. *Jixerá* < *atschech. *vxara* < markomann. **Ixara*, bojisch **Isara*). Mit derselben Möglichkeit ist auch bei *chyx* zu rechnen, das dann im VI./VII. Jahrh., vorausgesetzt, daß deutsches *h* anlautend vor Vokalen noch durch asl. *ch* vertreten werden konnte, in den Alpen- oder Sudetenländern übernommen worden wäre. Das Verbreitungsgebiet der älteren Entlehnung **chys* wurde dann durch die jüngere *chyx* eingeschränkt.

Vor dem VIII. Jahrh. haben Westslawen und Slowenen den mittel-europäischen Hausen, ahd. *hūso*, mit dem deutschen Namen zu bezeichnen gelernt. Das tschech. *vyx(a)*, slov. *vixa* setzen asl. (*u*)*ūxx* bzw. (*u*)*ūxa* voraus. Das frühahd. anlautende *h* erscheint gegenüber *chyx* schon unbezeichnet. Sowohl durch das westliche Verbreitungsgebiet wie durch das inlautende *x* ist Entlehnung in frühahd. Zeit gesichert.

Schwer ist es, über asl. *myto* 'Maut, Zoll' ins reine zu kommen. Daß in letzter Linie got. *mōta* vorliegt, ist seit langem erkannt worden. Gegenüber Loewe, der KZ. 39, 323 das Wort vom Anord. ableiten möchte, ist darauf hinzuweisen, daß diese Entlehnungsmöglichkeit vor der Warägerzeit fraglich ist und daß die Slawen das Wort in der vorausgesetzten Gestalt bei ihrem Eindringen in westliche und südliche Gebiete wohl kennen lernen konnten, von wo noch die meisten german. Lehnwörter der alten Zeit den Weg in alle slaw. Sprachen gefunden haben. Da das Wort im Ahd. selber Lehnwort aus dem Ostgerman. ist (abayr. *muoxa* 'Müllerlohn' setzt vorahd. **mōta* fort) und das asl. Wort eine german. Grundform **mōta* voraussetzt, kommt nur das Bayr. nach der Entlehnung des VI. Jahrh. (oder weniger wahr-

1) Verf., Die germanischen Reibelaute, Reichenberg 1926, S. 18f.

scheinlich ein ostgerman. Dialekt etwa des VI. Jahrh. in Betracht, vgl. über den geschlossenen Charakter des ostgot. *ō* Wrede, Über die Sprache der Ostgoten in Italien S. 164; Beispiele für das Herulische und Gepidische des VI. Jahrh. in den Prager Deutschen Studien 30, 14). Gegenüber Falk-Torp, Etym. Wb. I 743, die ein lat. **mūta* als Grundwort ansetzen, ist zu betonen, daß der erste Beleg von 837: *nullum thelonium neque quod lingua theodisca Muta vocatur* (Kluge, Etym. Wb. unter 'Maut') ausdrücklich den deutschen Charakter des Wortes erwähnt. Die Übernahme des Wortes durch die Bayern, bzw. durch die Slawen, scheint Einhebung von Flußzöllen und damit ein german. geordnetes Staatswesen vorauszusetzen. In Betracht käme etwa der gepidische Staat in Siebenbürgen, der aber beim Vordringen der unter den Avaren stehenden Slawen, seit 567, politisch vernichtet war; ferner der Gotenstaat, von dem zu vermuten ist, daß er in Niederösterreich wenigstens bis an die Donau reichte, da Theoderik die Reste der Rugier mit nach Italien genommen hat (Procop., Gotenkrieg III 2), wobei die Oberhoheit über das südliche Niederösterreich wohl nicht aufgegeben wurde. Da Mautern, alt *Mutarn*, in Niederösterreich, wie aus seiner Erwähnung im Nibelungenliede zu schließen ist, eine alte Zollstätte sein kann, vermutet Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, S. 210, Vermittlung des Wortes *mūta* an die Bayern durch eine gotische Zollstation an der Donau (bei Mautern könnte direkt got. *mōtareis*, **mūtareis* vorliegen, vgl. auch asl. *mytarb*); auch Wrede, Zeitschr. f. d. Mundarten 19, 279, scheint sich ihm anzuschließen. Daneben könnte noch an die Vermittlung durch Rugierreste an der Donau gedacht werden (Prager D. St. 30, 14). Da die Verschiebung des *t* zur Spirans *z* wohl der früheste Verschiebungsakt des VI. Jahrh. ist, könnte noch im selben Jahrh. die Vermittlung an die Bayern erfolgt sein (dazu jetzt Verf., Paul-Braunes Beitr. 50, 267). Die Zollurkunde von Raffelstetten von 905, in der der slaw.-bayr. Donauhandel geregelt wird, kennt das Wort ebenfalls, vgl. noch den Ort Mauthausen, alt *Muthusen*, im östlichen Oberösterreich an der Donau. Seit dem Anlangen der Slawen an der mittleren Donau wird das Wort ihnen bekannt geworden sein, frühestens im letzten Drittel des VI. Jahrh., spätestens wohl im VIII./IX. Jahrh., wo schon Zusammenleben von Bayern und Slawen an der Donau nachzuweisen ist. Vom Slaw. aus ist *myto*, *mito* weiter in das Rumänische und Albanesische, Litanische und Lettische gedrungen (das noch vorkommende slowen. *muta* ver-

tritt eine jüngere Entlehnungsschicht). Die Entlehnungsgrundlage ist wegen des Übertritts in die Neutra wohl eine Form **mūtā*. Festzustellen ist für unser Problem, daß dieses Lehnwort noch das Bestehen eines noch nicht zu *y* gewandelten asl. *ū* im VI. Jahrh. mindestens voraussetzt.

Eine zeitliche Begrenzung erlaubt auch das slowen. Lehnwort *mir* 'Einfriedigung', *mirisē* 'Ruine', kroat.-serb. *mir* 'Mauer'. Die anderen slaw. Sprachen kennen es in der Form *mur-*, die offenbar auf das mhd. *mūr-* 'Mauer' zurückgeht und gegenüber dem südslaw. *mir* eine spätere Entlehnungsschicht darstellt. Die Grundlage ist für das Südslaw. offenbar nicht das abayr. *mīra*, dem bei früher Entlehnung **mīra* entsprechen würde, sondern das lat. *mīrus*, roman. *muro*, das zu **mūrō*, *mir* (< *myr*) geworden ist. Slowen. *y* geht später in *i* über. Mit dieser Entlehnungsmöglichkeit ist frühestens etwa seit der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. zu rechnen, seit dem Vordringen der Südslawen nach dem westlichen Balkan und den Ostalpenländern. Auch aus diesem Lehnwort folgt also, daß asl. *ū* = späterem *y* im VI. Jahrh. noch vorhanden war. Wollte man das Eintreten von slaw. *y* für fremdes *ū* als Lautersatz erklären, so wäre zu fragen, warum nicht *ū* (oder dessen Vorstufe) dafür eingetreten wäre.

Sehr wichtig für die Chronologie des Überganges ist slowen. *misiti se* 'die Federn wechseln' aus *mysiti sę* < ahd. *mūxōn*. Noch nach der Verschiebung des inlaut. *t* zur Spirans *z* war demnach im Slowen. *ū* vorhanden, der asl. Wandel zu *y* ist erst nach diesem Verschiebungsstadium eingetreten. Nicht auf eine ahd. Grundform dagegen, sondern auf lat. *mūtāre* 'verändern', im Mittelalter 'mausern' (franz. *muer*) beruhen russ. *myto*, klr. *myt* 'Mausespel', serb. *mitariti se* 'sich mausern', slowen. *mitar*.

Zur Feststellung der Chronologie von asl. *ū > y* treten neben die Lehnwörter noch die früh den Slawen übermittelten Fluß- und Ortsnamen hinzu. So hat der in der römischen Zeit überlieferte vermutlich pannonische Flüßname *Cusus*, die Waag, anscheinend noch in der Quadenzzeit weiter gelebt, da der bei Sillein mündende Nebenbach von den Slowaken *Kysuča* 'kleiner *Cusus*' genannt wurde. Da Oberungarn erst 568 mit dem Abzuge der Sweben im Gefolge Alboins (Paul. Diac., *Hist. Langobard.* I 21, II 26) frei wurde, ist auch deshalb für diese Zeit noch asl. *ū* (> *y*) zu vermuten (vgl. Prager D. St. 30, 14f.).

Daß die in Friaul seit dem Anfang des VII. Jahrh. (Paul. Diac. IV 24; 34) eindringenden Slawen noch *ū* kannten, zeigen der ON. slowen. *Videm* < **uđenъ* < friaul. *Uđina* 'Udine' (Miklosich, Denkschr.

der Wiener Akad. XV 135), deutsch 'Weiden', das wieder auf der slowen. Form beruht (Lessiak, Anz. f. d. Alt. 32, 130), weiter *Trebinje*, *Trđgir* < *Teqbovrtia*, *Tragurium* u. a. (Buga in der Streitberg-Festgabe S. 35). Doch ist bei den Lehnwörtern aus dem Roman., die an der friaulischen oder dalmatinischen Sprachgrenze von den Slowenen bzw. Kroaten, Serben übernommen werden, mit besonderen Bedingungen zu rechnen, die noch nicht ganz klar sind, vgl. ksl. *križb*, *kryžb*, slowen. *križ*, skr. *križ* 'Kreuz' (Literatur bei Berneker s. v.); aksl. *židovinъ* 'Jude', slowen. *risale* 'Pfingsten', ksl. *rusalija* < lat. *rosalia*, gr. *ροσαρία*, aksl. *Rimъ* 'Rom'. Vgl. noch Bartoli in der Jagić-Festschrift 46 und Vondrák, Aksl. Gr.² 80/81; Asl. Gr. I², 51, 133. Bei *Rimъ* kann auch german. Vermittlung in Frage kommen, vgl. got., ahd., asächs. *Rima*. Durch die Berührung mit den Langobarden, die in Friaul im VII. und VIII. Jahrh. bezeugt ist, kann das Wort zu den Slowenen und weiter gedrungen sein. Bei allen oben angegebenen Wörtern kommt neben *i* teilweise noch *y*, einzelsprachlich *u* vor. Bei *Labin*, *Jalčin* gegenüber *Albona*, *Ancona* (noch andere Beispiele bei Skok im Časopis za slovenski jezik 3, 24 f.) denken Bartoli und Vondrák mit Recht an die roman. Nuancierungen *ö* und *ü* (< roman. *ø*). Beide Namen weisen auf alte Übernahme (< **Albūnъ*, **Akūnъ*). Nur nebenbei soll erwähnt werden, daß im VII. Jahrh. Slawen über das Meer kommend, auch Einfälle in Unteritalien gemacht haben (Paul. Diac. IV 44). Über den frühen slowen. Wandel *y* > *i* vgl. die i-Schreibungen der altslowen. Freisinger Denkmäler, z. B. *xinci* = abg. *syn̄ci* (Braune, PB. Beiträge 1, 531).

Die tatsächliche *ū*-Aussprache vor dem Übergang zu *y* wird uns durch alte Entlehnungen aus dem Asl. bezeugt. Das Griechische besaß sowohl *u* (= *ov*) wie *y* (= *v*), es konnte die slaw. Laute also gut wiedergeben. So gehört einer ältesten Schicht an *χαρούτα* 'Trog' = aksl. *koryto*, dazu die ON. *Kaροῦτες*, *Kaρούτια* in der Eparchie Doris, daneben die jüngere Form *χορύτα*, *tsakon*, *korita*. Die erste Form setzt asl. **karūta* voraus (Kretschmer, AfslPhil. 27, 233). So sind auch asl. *mogyla* 'Grabhügel', *rygati* 'sodbrennen' im Griech. als *μαγούλα*, *ρογυκατῶ* vertreten (Vasmer, KZ. 41, 164). Diculescu (Die Gepiden, 183) hält *mogyla* freilich für entlehnt aus dem Gepidischen unter Berufung auf neunorwegisch *muge* 'großer Haufe', altschwed. *möghe*. Bei beiden liegt aber in der ersten Silbe *ū* vor. Da die Sitte der Grabhügel ferner auch in den slaw. Gebieten be-

gegnet, alte Namen wie Müglitz in Mähren, tschech. *Mohelnice*, Mohelka, Nebenbach der Iser, alt *Mogelnica*, Mügeln in Norddeutschland, aber auch klr. ON. *Magura* sehr frühen Gebrauch im Slaw. bezeugen, der Grabhügel aber im German. auf den Runeninschriften mit *hlaiwa* (z. B. auf dem Stein von Bö in Norwegen, VI. Jahrh.), im Ahd. mit *hlēo* bezeichnet wird (vgl. Bitterauf, Die Traditionen des Hochstiftes Freising 1007 : *ad illos cumulos quos lewir vocamus*), so ist besser mit Urverwandtschaft des nord. und des asl. Wortes zu rechnen. Das asl. **magūla*¹⁾ ist dann auch die Grundform vom rumän. *măgură*, seltener *măgulă* und auch von alban. *mágul'ë* 'Hügel'. Gegen Entlehnung dieses Wortes sprechen sich zwar G. Meyer, Etymol. Wb. der alban. Sprache 119 und ihm folgend Berneker, E.W. 2, 69 aus, die an Herübernahme aus einer Balkansprache denken, sie ist aber bei Ansetzung der asl. Form mit *a* und *ü* doch möglich. Auch alban. *gamul'ë, gomila* ist in einer älteren und jüngeren Schicht übernommen < asl. **gamūla, gomila*. In ebenso alte Zeit reicht auch alban. *matuke* 'Hacke, Rodehaue' < asl. **matūka*, aksl. *motyka* 'Hacke'. Mikkola hat vor kurzem (Revue des études slaves I 198) die Ansicht ausgesprochen, daß dieses Wort dem ags. *matto*, neuengl. *mattock* zugrunde liege, das den Angelsachsen noch vor ihrer Übersiedlung nach Britannien vermittelt worden sei. Er stützt sich darauf, daß nach Salin (Die altgermanische Tierornamentik) die germanischen Altertümer in Norddeutschland gegen Mitte des IV. Jahrh. zu verschwinden beginnen. Aber mit dem Abzug der Germanen aus Ostdeutschland ist nicht gleichzeitig das Vorrücken der Slawen in die verlassenen Gebiete verbunden. Aus Schlesien sind bis jetzt mehr als 20 Siedlungen des IV./V. Jahrh. bekannt geworden (vgl. die kurze Anzeige von Jahn in Petermanns Mitteil. 70, 178). Die Heruler treffen auf ihrer Rückwanderung im Anfang des VI. Jahrh. zwischen den Slawen und der Elbe noch wüst liegendes (= dünn bewohntes) Land an (Procop., Bell. Goth. II 15) und östlich der Elbe, etwa der Mark Brandenburg, sind bis 568 auch noch die Nordschwaben anzusetzen, die erst nach dem Abzug der Alboin nach Italien begleitenden Sachsen an der Bode in das nun frei gewordene Land links der Elbe herübergewonnen

1) Die *Movγιλωνες* bei Strabo dürfen deshalb nicht als *mogyl'ane* und als slawisch (L. Niederle, Slovanské Starožitnosti, Geschichtl. Teil III 51f.) erklärt werden, wie auch Vasmer, der sonst bei asl. *o < a* und *y < ȳ* andere Auffassungen vertritt, Zs. f. slaw. Phil. 2, 541 bemerkt.

werden (Gregor v. Tours V 15). Weiter bedürfte es der Erklärung, warum das bei der Seltenheit asl. Lehnwörter im German. auffällige Vorkommen im Ags. nicht ein Analogon in den übrigen german. Sprachen hätte, da doch die die Übernahme erklärende Tatsache einer besonderen Art von Breithacke auch an anderen Orten Deutschlands zur Entlehnung geführt hätte. Schließlich vermag eine slaw. Entlehnung nicht die Doppelkonsonanz im Ags. zu erklären. Ein ähnliches Wort ist im Kelt. zu belegen, vgl. noch lat. *mateola*. Mir erscheint Entlehnung aus roman. **matteuca* 'Keule' (vgl. frz. *massuc*), Weiterbildung zu *mattea*, wahrscheinlicher.

Ein großes Gewicht kommt weiter dem oberöst. Bachnamen Raming zu, 1082 *Rubinicha*, den Lessiak (Anz. f. d. Alt. 32, 127) überzeugend zu asl. **rūba* (= späterem *ryba* 'Fisch') unter Klarlegung seiner Weiterentwicklung gestellt hat (zustimmend Ramovš, Historična gramatika slovenskega jezika II 269. Vgl. in Ostpreußen in Galinden den See *Rubin(as)* = poln. *Rybo*). Die Galinden haben das masurische *y* noch als *ū* gehört. Buga, Streitberg-Festgabe, S. 34). Svitavský (Časopis pro moderní filologii 10, 282) geht zwar über diese Ableitung leicht hinweg, weil er den urslaw. Charakter des Lautwandels *ū* > *y* für ausgemacht hält; aber der relativ späte Urkundenbeleg ist in gewissem Sinne sehr gut eine Versteinerung des asl. Wortes, da er eben in deutschem Munde die alte Übernahmsform bewahrt hat. In Ländern, in denen Vertreter verschiedensprachiger Völker nebeneinander leben, ist mit dieser Tatsache seit dem Beginne der sprachlichen Be-rührungen immer zu rechnen. Meine Annahme, daß der asl. Wandel *ū* > *y* schon im VI. Jahrh. erfolgt ist (Prager D. St. 30, 14), die dadurch hervorgerufen war, daß ich eine zeitliche Trennung vom Wandel asl. *ū* < *ay* für notwendig hielt, läßt sich nicht aufrecht erhalten¹⁾, da die bayrische Besiedlung des südöstl. Oberösterreich, wie eine genaue Durchsicht der in Betracht kommenden asl. Namen dieser Gegend gezeigt hat, kaum vor dem VIII. Jahrh. eingesetzt hat und erst durch die Gründung des Stiftes Kremsmünster 777 energisch gefördert wurde. Raming < **Rūbinika* geht wie Sarning und Sarming in Oböst. < *Zabvnička* wegen Erhaltung des inlautenden slaw. *b* noch vor 750 zurück. Anderseits ist aber der asl. Lautprozeß bald darauf erfolgt, weil der etwas südlichere Bachname Reifling schon *ryba* voraussetzt

1) Mit Recht wendet sich dagegen R. Much, Mitteil. d. Institutes f. öst. Gesch. 40, 312.

(vgl. darüber Lessiak a. a. O.). *Rubinicha* etwa zu slowen. *rúpa* 'Erdhöhle, Wassergrube' zu stellen empfiehlt sich deshalb nicht, weil keine slowen. oder tschech. Flussnamen **Rupnica*, -ice nachzuweisen sind.

Zuzustimmen ist Vondrák, Vergl. slaw. Gr. I² 129, daß aus späten *u*-Schreibungen für *y* in deutschen oder mit deutscher Orthographie geschriebenen Urkunden nichts für die lautliche Geltung zu erschließen ist, da ahd. *iu* auch durch *u* bezeichnet wird (vgl. *muzlite* = *myslite* in den aslowen. Freisinger Denkmälern). So beweist *Dabramus* im Placitum von Puchenau von 827 (Bitterauf 648) = *Dobromysl* wegen des *u* allein nicht sicher, ob auch noch *ü* gesprochen wurde. In dem ältesten Teile des Salzburger Verbrüderungsbuches von 784 (Herzberg-Fränkel, *Mon. Germ. Necrol* II 60, 27) ist aber ebenfalls ein *Dabramuzli* eingetragen. Die Möglichkeit der *ü*-Aussprache wenigstens bei letzterem Namen kann nicht vollständig geleugnet werden. Bei *Primuxila* dagegen, a. 957—72 (Bitterauf 1164) kann nur mit ahd. Schreibung *u* = *iu*, *ü* gerechnet werden. Nicht sicher sind die lateinischen Schreibungen in Dalmatien, da das Lateinische für fremdes *y* sein *u* setzen kann. So können die Schreibungen *Dabramusclo* 850 bis 896 = *Dobromysl*, *Miramusclo* = *Miromysl* (Kretschmer, *AfslPh.* 27, 238) an und für sich ebensogut asl. *ü* oder schon *y* wiedergeben, letzteres ist aber Mitte des IX. Jahrh. wohl wahrscheinlicher. Das *Bustricius* des Geographen Ravenna für einen Fluß in Siebenbürgen = späterem *Bystrica* dagegen zeigt wohl altes *ü*, da der Kompilator auch nach der neuesten Ansicht (Marquart bei Diculescu, *Die Geppiden* 251) mindestens noch in der ersten Hälfte des VIII. Jahrh. geschrieben hat. Daß zwischen *ü* und *y* aber eine diphthongische Zwischenschicht anzunehmen ist, zeigt byzantinisches *Βοισέσθλαβος* = *Vyšeslav*, besonders der böhmische Herzogsname von 872 (Annal. Fuld. pars III, ed. Kurze, S. 76) *Spoitimar* = tschech. *Spytimér* und vielleicht die Vertretung des polabischen *y* durch *oi* (*roiba* = *ryba*; Mikkola, *Urslaw. Gr.*, S. 42). Schnetz meint Arch. 39, 183, daß *u* in *Rubinicha* deutscher Ersatzlaut für slaw. *y* sein könnte, da das Ahd. vor dem X. Jahrh. noch kein *ü* geschrieben hat. Auch Vasmer schließt sich dieser Ansicht an (Zs. f. slaw. Phil. 2, 526). Wohl ist bei *Rubinicha* die Möglichkeit zuzugeben, aber die anderen Beispiele, vor allem die Entlehnungen der slaw. Sprachen aus dem German. mit der schon im Aksl. einsetzenden zweiten, wirklich *ü* bietenden Schicht (aksl. *strusv*) und besonders deutlich die zwei Schichten des Griech.,

das beide Laute *ū* und *ǖ* besaß, sprechen m. E. mehr für den oben dargestellten Entwicklungsgang.

Vom IX. Jahrh. ab waren dann im Asl. *y* < *ū*, *ū* < *ay* (bzw. der Mittelstufe *ō*) und nasales *o* vorhanden, das dann am Ende des X. Jahrh. in großen Teilen der slaw. Sprachengebiete ebenfalls in *u* überging. Jetzt war *u* der natürliche Ersatzlaut für ahd. *ū*, wie aksl. *struss* 'Strauß' < ahd. *strūx* (früh entlehnt, noch im VIII. Jahrh. wegen der Erhaltung des noch nicht *š*-ähnlich ausgesprochenen ahd. *st*-), slowen. *ruta* 'Raute', osorb. *ruta* 'Schafgarbe' < ahd. *rūta*, tschech. *bruny* 'schwarz', slaw. *brūn* 'braun' < mhd. *brūn* u. a. zeigen. In ON. wurde frühestens nach 750 schon *y* gesprochen, vgl. das oben genannte *Reifling* < **Rybinika*, das wegen der Vertretung des asl. Flußnamensuffixes und der Wiedergabe des asl. *b* durch abayr. *v* noch spätestens in die erste Hälfte des IX. Jahrh. gehören wird, und 890 f. *Ziup* (Zahn, UB. der Steiermark, S. 13) = aslowen. **sypv* 'Trümmer' (beim zerstörten *Flavium Solvense*).

Zu ähnlichen Ergebnissen ist auf Grund der litauisch (lettisch)-westrussischen Beziehungen (vgl. westruss. *Osyno* = lett. *Asūna*, *Pyra* östl. von Grodno = preuß. *Pūrā*, *Olysta* = altlett. *Alūksta* 'Marienburg') Buga (Rocznik slawistyczny 6, 37; Streitberg-Festgabe S. 34 f.) gekommen.

Zum Schluß soll noch der Übertritt von german. Lehnwörtern in die Deklination der *ū*-Stämme kurz berührt werden. Wir können von den in Betracht kommenden Worten eine alte Schicht abtrennen: bei asl. **buky* < got. *bōka* f. 'Buchstabe' oder Pl. *bōkōs* 'Buch' könnte auch vorgot. **bōkō* vorliegen (Berneker 1, 99); asl. **bardy*, german. < **bardō* (ahd. *barta*); abayr. **chirch* (daneben *chirihha*) > asl. **cirky* (dazu Verf., Arch. 40, 288 f.); asl. *plosky* < got. *flaskō* (> finnisch *lasku*; ahd. *flasca*; *p* für german. stimmloses *f* spricht für Entlehnung vor dem IX. Jahrh.). Erklärungsversuche, weshalb hier Übertritt in die *ū*-Deklination erfolgte, bei Möller, Paul-Braunes Beitr. 7, 487; Hirt, ebenda 23, 339; R. Loewe, KZ. 39, 318 f.; Uhlenbeck, Arch. 15, 482 f.; Vondrák, Vergl. slaw. Gr. I² 134. Es ist, wie aus den obigen freilich nicht sehr zahlreichen und nicht vollständig gesicherten Beispielen ersichtlich ist, tatsächlich mit einer Übernahme eines got. Schluß-*ō* von Fem. zu rechnen, aber auch mit der Möglichkeit einer Pluralvorlage (*bōkōs*). Am Ende des Wortes sind aber deshalb nicht die strengen Ersatzerscheinungen des Inlautes anzunehmen, weil sich die Notwendigkeit einer Einreihung in eine der bestehenden

Deklinationsklassen zwingend ergab. Auch die deutschen entlehnten Zeitwörter werden so behandelt, vgl. tschech. *musiti*, *drbiti* < ahd. *muoxan*, *durvan*. Bis zum VII./VIII. Jahrh. kamen außer -*o* und -*u* nur in Betracht die Nominative auf -*ā* - *a* (> *o*) und -*ū* > *y* (< -*ōn*). Da -*ā* < idg. -*ō* vermutlich schon in dieser Zeit bestanden hat, konnte vor allen die -*ū*-Klasse bei Übernahme german. Substantive auf -*ō* oder der -*ō*-Klasse in Betracht kommen. Nach ihrem Muster erfolgte dann später analogischer Anschluß, besonders wenn die Bedeutung das nahe legte, womit schon in alter Zeit gerechnet werden muß (so auch Vondrák a. a. O.), etwa nach dem Muster von **buky* bei **smoky* 'Feige' (< got. *smakka*), nach beiden bei tschech. **pigy* (< ahd. *figa*, etwa im VIII./IX. Jahrh. vom Deutschen übernommen, da das ahd. Wort entweder die romanische Erweichung *c* > *g* oder erst Übernahme nach der hochdeutschen Verschiebung voraussetzt); weiter **bersky* 'Pfirsich', **r̄d̄vky* 'Rettich' < asächs. *rēdik* und poln. *brukiew* < niederdutsch *wrucke*. Nach dem Muster von **plosky* sind **lagy* < ahd. *lāga*, **kony* < ahd. *kanna*, **ruty* < *rūta*, **pany* < *pfanna* entstanden, letztere wegen Erhaltung von -*ū* und -*a* später. Asl. **pøgø* 'Beutel' und **arky* 'Sarg' mögen got. *puggs* (oder **pugga*? Loewe, KZ. 39, 323), *arka* 'Kiste' voraussetzen. Weiter sind in die -*ū*-Klasse eingereiht worden tschech. *stoudev* 'Ständer', asl. *koty* 'Anker', tschech. *dratev* 'gedrehter Faden', *nunvice* 'verschnittenes Schwein', sorb. *ratwa* 'Ratte' und wohl noch andere.

Der Umwandlungsprozeß des asl. -*ū* zu *y* ist demnach wahrscheinlich im Ostalpen- und Sudetengebiete und vermutlich auch in den übrigen slawischen Ländern in das VIII. Jahrh. zu setzen. Damals bestand zwischen den slawischen Stämmen noch ein Zusammenhang, der erst durch die magyarische Landnahme gesprengt wurde. Eine Neigung zum Übergang kann natürlich schon vorhanden gewesen sein, aber auch wenn der Anstoß von einer einzelnen Sprachgruppe ausgegangen ist, konnte er noch alle Stämme treffen. Da wir aus der früheren Zeit keine Belege für den bereits vollzogenen Lautwandel zu *y* besitzen, steht nichts dagegen, ihn in die genannte Zeit zu verlegen. Er kann nicht als urslawisch in dem strengen Sinne erklärt werden, daß er noch vor den Beginn der slawischen Wanderungen gefallen wäre, aber er ist noch gemeinslawisch, deshalb vermutlich älter als die Lautwandelungen, die sich nicht auf allen slaw. Stammesgebieten gleichartig geäußert haben (Aufgeben der Nasalvokale, Liquidenumstellung).

Lit. *žemė*, aksl. *zemlja* und das Problem von der baltischen *ē*-Deklination.

Auf den ersten Blick wird man kaum daran zweifeln, daß lit. *žemė* und aksl. *zemlja* genau dasselbe Wort ist: im Slavischen ist bekanntlich *ē* nach *i* und mouillierten Konsonanten zu *a* geworden: *stojati*, *slyšati* usw., aus **xemīē* hätte also *xemlā* entstehen müssen, und auf dieselbe Grundform kann auch lit. *žemė* zurückgeführt werden. Dieser Deutung der beiden Wörter begegnen wir bei Brugmann, Grundriß II², 1, 221, und auch Pedersen vertritt in seiner 1926 erschienenen Arbeit *La cinquième déclinaison latine*, S. 82, wenn ich ihn recht verstehe, dieselbe Ansicht: »Sans doute un nombre assez considérable des substantifs lituaniens en *-ē* sont des thèmes en *-(i)jē* réguliers, p. ex. *žemė*, v. sl. *zemlja*.«

Bekanntlich hat Sommer in seiner Monographie »Die indogermanischen *iā-* und *io-*Stämme im Baltischen« die Existenz einer idg. *ie-*-Klasse geleugnet und das *ē* der litauischen *ē*-Stämme aus *īā* > *iā* erklärt. Auch er identifiziert das lit. *žemė* mit aksl. *zemlja* (a. a. O. S. 14, 78 f.). Zwar sollte man nach Sommers Regel, daß das alte *īā* nach Vokal + Liquida oder Nasal in allen Kasus bewahrt geblieben sei, ein litauisches **žemīa* erwarten, Sommer hat aber gemeint, für die Stellung nach einem labialen Konsonanten eine abweichende Entwicklung annehmen zu dürfen; daß die Sache damit nicht erledigt ist, hat Endzelin, *Russkij Filol. Věstnik* LXXVI, 302 gezeigt; auch Pedersen a. a. O. S. 13 redet von den »grandes difficultés qu'éprouve M. Sommer, p. 72 ss., à expliquer *žemė* d'un prototype semblable à celui de *žiniā* 'avis', *valiā* 'volonté, permission'«.

Ich gehe jetzt auf das schwierige Problem von dem Ursprung der litauischen *ē*-Deklination nicht ein, bloß bemerke ich, daß Pedersens Ansicht (a. a. O. S. 13 f.), daß diese Klasse sowohl ältere *īā-* wie *ie-*, *ē*-Stämme enthält, mir sehr plausibel vorkommt. Allerdings ist, trotz Sommers Monographie, der Weg, auf welchem ein Teil der *īā-* Stämme zu *ē*-Stämmen geworden ist, mir wenig klar. Man hätte schon viel erreicht, wenn man aus dem vorliegenden Materiale diejenigen Wörter isolieren könnte, welche die ältesten Prototypen für die *ē*-Klasse liefert haben, aber gerade in dieser Richtung hat man wenig gearbeitet. Pedersen a. a. O. S. 13 meint: »on pourrait même voir précisément dans *žemė* un des mots-modèles«, aber das ist kaum richtig.

Bekanntlich ist für dieses Wort von einem idg. Konsonantstamme auszugehen, der als solcher noch in ai. *kṣāh*, gr. *χθών* vorliegt. Daß daneben bereits im Indogermanischen ein Stamm **g̥h̥em(i)ē-* (Brugmann, Pedersen) oder **g̥h̥emīā-* (Sommer) existiert habe, kommt mir unwahrscheinlich vor; auch Trautmanns Annahme (Balt.-slav. Wörterbuch S. 369), daß ein auf idg. **g̥hem-* beruhendes **žemīā* im Baltisch-Slavischen bestanden habe, möchte ich ablehnen: vielmehr hat der Konsonantstamm bis ins Einzelleben der urbaltischen bzw. urslavischen Sprache fortbestanden und ist **žem-(i)ē-* als eine speziell baltische und **žem-īā-* als eine speziell slavische Umgestaltung desselben zu betrachten. Man beachte auf baltischem Boden das altpreußische Adverb *semmai* 'nieder' und das Adjektiv lit. *žemas* 'niedrig', auf slavischem Boden das russ. *xemb* in *ná xemb*, *ó xemb*, *pó xemi*, *s xemí*, *na xemí* (s. den akademischen Slovar russkago jazyka II, 2591 f.) und das Adjektiv aksl. *xemīnъ*, welches, soviel ich weiß, in den aksl. Denkmälern stets ohne *l* geschrieben wird, im Gegensatz zu *xeml'vskъ*, welches, neben *xemvskъ*, ziemlich oft vorliegt; s. das Material bei Vondrák, Aksl. Grammatik² 323 ff.; besonders merkwürdig sind die Verhältnisse des Euchologiums, für welches Vondrák S. 329 acht Formen mit *xemīn-*, *xemīn-* verzeichnet und keine einzige mit *xeml'v-*, während sonst diese Handschrift das *l* epentheticum vor *v* ziemlich treu bewahrt; auch das sinaitische Psalterium ist für diese Formen interessant: wenn wir das von Vondrák mitgeteilte Material nach dem Glossar zur Severjanovschen Ausgabe vervollständigen, so bekommen wir folgendes Bild: *xeml'vstii* zweimal, *xemvskāē* einmal, *xemīn-*, *xemīn-*, *xemn-* zusammen zehnmal. Offenbar ist *xemīnъ* ein älteres, vom Stämme *zem-* gebildetes Wort¹), während *xeml'vskъ* bereits das Subst. *xeml'a* voraussetzt²).

Ich halte es also für wahrscheinlich, daß *xeml'a* erst im Urslavischen aufgekommen ist und daß auch *žemē* nicht vorbaltisch ist. Sogar könnte man glauben, daß *žemē* erst nach der urbaltischen Periode entstanden ist. Bekanntlich hat der im preußischen Enchiridion einmal vorkommende Nominativ *semme* (Elb. Vocab. *same*) eine andere Betonung als lit. *žeme*. Vorausgesetzt daß die altpreuß. Betonung richtig

1) Das in Miklosichs Lexicon palaeoslov. und in Sreznevskij's Materialy angeführte *xeml'vñ* (-len_o) ist wohl eine jüngere, unter Einfluß von *xeml'a* entstandene Form.

2) Für das Aksl. ist nur dieser Stamm, nicht auch der Konsonantstamm *zem-* nachweisbar; s. Verf., Rocznik slawist. IX, 15.

überliefert ist (s. Verf., Altpreuß. Studien S. 11 f.), so könnte man diesen Unterschied durch die Annahme erklären, daß der *ē*-Stamm in jeder der zwei baltischen Sprachgruppen erst nach der baltischen Einheitsperiode aufgekommen sei. Allerdings aber ist auch urbaltischer Ursprung und spätere Betonungsänderung in einem der zwei Sprachzweige möglich.

Aus dem Vorhergehenden dürfte hervorgehen, daß das Substantiv *žēmē* für das Problem von dem Ursprunge der baltischen *ē*-Deklination keinen Wert hat. Und dasselbe gilt für andere Wörter, welche auf auch aus anderen Sprachen bekannte indogermanische Wörter zurückgehen, im Laufe der Jahrhunderte aber ihre Stammesgestalt geändert haben. So geht lit. *sáulē*, apr. *saulē* zusammen mit gr. *ἡλίος*, lat. *sōl*, kymr. *haul*, got. *savil* auf einen idg. Konsonantstamm zurück (s. Walde-Pokorny, Vergl. Wb. d. idg. Sprachen II, 446) und auch für apr. *aketes*, ahd. *egida*, akymr. *ocet*, lat. *occa* (wenn aus **otekā* < **oketā* entstanden, s. Hirt, IF. XXXVII, 230, Muller, Latijnsche woordverklaringen, Amsterdam 1920, 62, 72—75, Altital. Wb. 295) geht man wohl am besten von einem idg. Stamme auf *-et-* (vgl. lat. *seges*, *stipes*, *teges* usw., Gen. *-itis*) aus. Das Litauische hat *akéčios*, *ekéčios*, das Lettische *ecēša*; das *ē* stammt wohl aus dem Verbum lit. *akéti*, *ekéti*, lett. *ecēt*; weniger wahrscheinlich wäre aus dem idg. Nominativ Sg. stammender Dehnstufenvokalismus; die *īā*-Flexion, im Gegensatz zur altpreußischen *ē*-Flexion, könnte man so deuten, daß in den zwei Zweigen des Baltischen der Konsonantstamm auf zwei verschiedene Weisen umgestaltet wäre, aber auch wäre eine Entgleisung entweder nach der einen Richtung oder der andern möglich, welche dadurch hervorgerufen sein könnte, daß der Genitiv Plural der beiden Stammklassen denselben Ausgang hatte; man beachte, daß dieses Wort bei nahe ausschließlich im Plural gebraucht wird.

Daß lit. *mušē* zusammen mit lat. *musca*, gr. *μυῖα*, slav. *mušica*, *muša* auf einem Konsonantstamm beruht, hat Meillet, Introduction⁴ S. 237¹) hervorgehoben. Er hätte diesen Formen noch lit. *musiā* = lett. *muša* wie auch apr. *muso*, lett. *mūsa* hinzufügen können; der alte Konsonantstamm liegt noch im lit. Gen. Pl. *musū* (: N. Sg. *musis*) vor; s. Trautmann, a. a. O. S. 191; Endzelin, Mühlenbachs lett.-deutsches Wb. II, 673, 679. — Auch lit. *jūšē*, apr. *iuse*, slav. *juža*, lat. *jūs* führt Meillet richtig in diesem Zusammenhang an.

1) Eine neuere Auflage habe ich nicht zur Hand. Für unsren Zweck dürfte das aber ohne Belang sein.

Einen ursprünglichen Konsonantstamm können wir auch in lit. *girē*, *giriā* 'Wald', apr. *garian*, *garrin* 'Baum', aksl. *gora* 'Berg', ai. *girī-h* 'id.' erblicken. Hier dürfte nicht nur der Wechsel im Stammesauslaut, sondern auch der Ablaut für eine solche Hypothese sprechen. Diese Vermutung kommt mir wahrscheinlicher vor als die von Pedersen a. a. O. S. 65 f. vorgeschlagene, hauptsächlich auf lit. *girēnas* 'Waldbewohner' und gr. *βορέας* sich stützende Ansetzung eines idg. **g^ʷore-*.

Die künftige Erforschung der balt. *ē*-Deklination hat sich wohl als nächste Aufgabe zu stellen 1. die Zusammenstellung derjenigen Wörter, bei denen das *-ē* durch jüngere Umgestaltung des Stammes entstanden ist, 2. die Feststellung derjenigen *ē*-Stämme, welche den ältesten Bestand dieser Stammklasse gebildet haben. Pedersens anregende Bemerkungen a. a. O. S. 59—67, 74 liefern einen schönen Ausgangspunkt für künftige Forschungen, zeigen aber anderseits, wie wenig umfangreich das in Betracht kommende Material ist.

N. van Wijk.

Zur Herkunft dreier Legenden des Codex Suprasliensis.

Die letzten drei Nummern des Codex Suprasliensis unterscheiden sich durch ihren Inhalt von den andern Nummern des zweiten Teiles dieses Kodex: die Nrn. 26—45 sind sämtlich Homilien, die Nrn. 46—48 dagegen Legenden, ebenso wie 1—5, 7—9, 11—19, 22—25. Niemand zweifelt wohl daran, daß die Nrn. 46—48 eine zusammengehörige Gruppe bilden, und die zuletzt von Marguliés, Der aksl. Codex Suprasliensis 225 ff. ausgesprochene Ansicht, daß diese drei Legenden auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, ist a priori sehr wahrscheinlich. Sie wird durch eine etwas eingehendere Untersuchung des Wortmaterials bestätigt. Sonderbarerweise hat Marguliés a. a. O. 198 ff. sich mit der Aufzählung einiger weniger Wörter begnügt, welche sogar im allgemeinen nicht als die für diese Texte am meisten charakteristischen Wörter betrachtet werden können; zur Begründung der allgemeinen Bemerkungen S. 225 ff. hätte man eine systematische Erforschung des Vokabulars erwartet.

Als besonders überzeugende Zeugnisse für die Zusammengehörigkeit der Nrn. 46—48 betrachte ich einige Wörter, die in jedem der drei Legenden oder wenigstens in zwei derselben vorkommen und sich sonst auf eine nicht sehr große Anzahl von Texten beschränken: *vixdiviti*

se 530, 28 (Nr. 46); 550, 2 (Nr. 48), — *inostanb*, -*vn* 529, 4 (Nr. 46); 541, 10 (Nr. 47); 549, 17; 550, 13; 553, 4 (Nr. 48), — *klirosniks* 519, 10 (Nr. 46); 553, 7 (Nr. 48), — *nasiliti*, -*lati* 518, 19; 519, 18; 520, 21/22; 521, 7, 26; 527, 5 (Nr. 46); 556, 5; 564, 11; 567, 8; 568, 28/29 (Nr. 48), — *oblašii*, -*švsko* 519, 10; 532, 5/6 (Nr. 46); 544, 24 (Nr. 48), — *okroganb* 531, 19; 532, 12/13 (Nr. 46); 563, 5 (Nr. 48); *srđobolā* 514, 26/27 (Nr. 46); 536, 18 (Nr. 47), — (*j*)*u gorē* 517, 6, 7, 8; 523, 25 (Nr. 46); 568, 12 (Nr. 48), — *užastb*, -*vn* 517, 9; 521, 26 (Nr. 46); 541, 4 (Nr. 47); 556, 28 (Nr. 48), — *uistiti*, *uistenije*, *uištati* 530, 19/20 (Nr. 46); 534, 12; 542, 13 (Nr. 47); 549, 26 (Nr. 48). Am interessantesten ist die zuletzt genannte Wortgruppe, welche in jeder der drei Nummern belegbar ist, während weder Miklosichs Lexicon palaeoslov. noch Sreznevskij's Materialy auch nur einen einzigen Beleg aus einem andern Texte enthalten; allerdings führt Miklosich aus der Homilienschrift von Mihanović das von *istovr* gebildete *uistoviti* an.

Für die lexikalische Charakteristik der drei Legenden sind auch folgende in zwei bzw. drei Nummern vorkommende Wörter wichtig: *aky* 517, 30; 522, 8; 524, 30 (Nr. 46); 533, 10; 534, 26; 537, 5 (Nr. 47); 547, 28; 552, 7, 14; 562, 30; 570, 10 (Nr. 48) und *oky* 516, 8; 523, 11 (Nr. 46); 543, 19; 546, 22; 548, 15; 557, 16; 558, 20; 565, 8; 567, 14, 25; 570, 8, 25 (Nr. 48), — *blagaja déla* 514, 10/11 (Nr. 46); 548, 20 (Nr. 48), — *blagaja détēb* 514, 20/21 (Nr. 46); 548, 13 (Nr. 48), — *blagoslovestrīti*, -*veštenije* 519, 11; 524, 4, 11; 527, 17/18; 531, 15, 17; 532, 16 (Nr. 46); 568, 5/6, 27 (Nr. 48) (kein *blagoslōviti*), — *bvžoma* 529, 30 (Nr. 46); 547, 29 (Nr. 48), — *vrreždenije* 525, 7 (Nr. 46); 534, 3 (Nr. 47), — *doneliže* 516, 26/27; 520, 14/15; 526, 17 (Nr. 46); 555, 7 (Nr. 48) (kein *donvdežē!*), — *ibo* 526, 3 (Nr. 46); 549, 20; 553, 9; 564, 13, 17 (Nr. 48) (kein *nebonb!*), — *iskoni*, -*vn* 514, 18/19, 24 (Nr. 46); 538, 19/20 (Nr. 47); 554, 20 (Nr. 48), — *krépž* 543, 5/6 (Nr. 47); 570, 25 (Nr. 48), — *mbčitb* 515, 13/14 (Nr. 46); 542, 21 (Nr. 47); 563, 20 (Nr. 48), — *na mnoxē*, *na male*, *na tolice*, *na kolice* 514, 16/17, 21; 515, 10; 517, 30; 520, 4; 527, 13/14 (Nr. 46); 555, 13; 566, 4 (Nr. 48), — *oglasiti*, -*šenije*, -*šati* 514, 17; 517, 19, 23 (Nr. 46); 537, 10; 541, 10 (Nr. 47); 547, 21; 549, 15 (Nr. 48), — *peštera* 514, 10; 519, 1; 527, 25, 28; 528, 24; 529, 23; 531, 27; 532, 10 (Nr. 46); 535, 22; 536, 21; 537, 18 (Nr. 47) (kein *vrbtvpu!*), — *podražanije* 534, 10

(Nr. 47); 563, 19 (Nr. 48), — *prolījati* 528, 12 (Nr. 46); 534, 9 (Nr. 47), — *prēkrstiti* 515, 14 (Nr. 46); 537, 2; 540, 29 (Nr. 47), — *préprovoditi*, *-važdati* 519, 3 (Nr. 46); 550, 19/20 (Nr. 48), — *radi* und *radīma* (s. Vondrák, Altslov. Stud. 13f.; *radi* wiederholt in den Nrn. 46, 47, 48; *radīma* in den Nrn. 47, 48; NB. nirgends *děl'oma*, *děl'a*), — *raslaběti*, *-iti* 518, 19, 22/23 (Nr. 46); 552, 23; 563, 22/23 (Nr. 48), — *rekvě* 531, 27; 532, 9 (Nr. 46); 558, 12 (Nr. 48), — *světitel'*, *-tskъ* 530, 17; 532, 9 (Nr. 46); 536, 29 (Nr. 47), — *sypodobiti* (*se*), *-věnije* 518, 3; 519, 12; 522, 18/19; 526, 29; 531, 2 (Nr. 46); 537, 10; 539, 8; 541, 6 (Nr. 47); 544, 16/17; 557, 4; 559, 12/13; 560, 11 (Nr. 48), — *systřepěti* 521, 16 (Nr. 46); 548, 16; 556, 25 (Nr. 48) (daneben *prětrypěti* 521, 11, Nr. 46), — *tučijо* 514, 2; 518, 12; 520, 19, 21; 522, 2; 523, 6; 526, 28 (Nr. 46); 542, 22 (Nr. 47); 547, 16, 17; 561, 28; 562, 1; 563, 3/4; 566, 25; 567, 2; 568, 18, 19, 27 (Nr. 48) (kein *tučimo!*), — *tučnъ* 533, 18 (Nr. 47); 547, 22; 557, 13/14 (Nr. 48), — *uboi*, *-istvo* 521, 28; 522, 1, 2; 523, 5, 30; 526, 4, 21; 528, 11 (Nr. 46); 537, 17 (Nr. 47), — *ujeti* 540, 3, 4 (Nr. 47); 543, 21 (Nr. 48), — *žlěvina* 524, 22 (Nr. 46); 555, 6; 563, 5; 565, 30; 566, 7 (Nr. 48), — *číslo* und *bestislnъ* 538, 19; 539, 28/29; 541, 7 (Nr. 47); 561, 26 (Nr. 48) (kein *čisme!*), — *črtnorixčeb* 513, 15 (Nr. 46; 519, 9 *črtničči*); 548, 25/26 (Nr. 48), — *jadb* 537, 25 (Nr. 47); 547, 24, 26; 558, 6 (Nr. 48). Speziell möchte ich aus diesem Verzeichnisse einerseits die für die allerältesten kirchen Slavischen Texte charakteristischen Wörter *ibo*, *radi*, *iskoni*, andererseits die in der Literatursprache jüngeren Wörter *aky* (: *ékože*), *tučijо*, *doneliče*, *bryzma* hervorheben; dieser Gegensatz ist für unsere Legenden besonders charakteristisch.

Von dem weitern lexikalischen Materiale führe ich noch folgende Wörter an, von denen ein Teil sich auf je eine Legende beschränkt: *alčvba* 513, 30; 514, 10; 530, 8; 531, 1/2 (Nr. 46); 547, 23, 26; 548, 6, 28/29; 567, 18 (Nr. 48), — *blagodartstviti*, *-vstvije* 518, 17; 524, 20 (Nr. 46); *blagodariti* 541, 28 (Nr. 47); 550, 28; 556, 2 (Nr. 48), — *bol'arinz* 562, 25 (Nr. 48), — *brašnuce* 559, 22 (Nr. 48), — *bylije* 522, 16 (Nr. 46); 564, 24 (Nr. 48), — *velii* 541, 2 (Nr. 47; neben *velikъ*), — *vračvba*, *-vbnъ* 516, 22 (Nr. 46); 556, 25/26, 27 (Nr. 48), — *vrðvarati* *se* 546, 8/9, 10 (Nr. 48), — *vñegda* (c. infn.) 552, 18 (Nr. 48), — *vrplvčiti* 538, 21 (Nr. 47), — *vsesrudu* 521, 22/23 (Nr. 46), — *gnušati* *se* 545, 12 (Nr. 48), — *goněti* 559, 22 (Nr. 48), — *gostinice*

537, 20 (Nr. 47), — *gověřněstvo* 553, 24 (Nr. 48), — *gradec* 519, 5 (Nr. 46; 'κηρχάρων'), — *grobiste* 528, 30; 529, 17 (Nr. 46), — *jeda kalko*, *jeda koli* 515, 20; 516, 23; 520, 12/13; 527, 12 (Nr. 46); 568, 12 (Nr. 48), — *župan* 561, 7, 24; 562, 26 (Nr. 48), — *žvrzeč* 514, 29 (Nr. 46), — *zlatica* 515, 3; 518, 12 (Nr. 46), — *ispravněti* 527, 26 (Nr. 46), — *ixvět* 566, 2; 569, 3 (Nr. 48), — *ixěštničebsk* 545, 29/30 (Nr. 48), — *inočebsk*, -*stvo* 547, 19; 560, 22/23 (Nr. 48), — *ist* 525, 13; 529, 9 (Nr. 46); 557, 6/7 (Nr. 48), — *kamyk* 543, 4 (Nr. 47); 557, 30 (Nr. 48)¹⁾, — *karda* 516, 13 (Nr. 46), — *krzgyga* 519, 27 (Nr. 46), — *kumir* 536, 9; 542, 19 (Nr. 47), — *kučk* 546, 13/14 (Nr. 48), — *litija* 529, 14 (Nr. 46), — *lěpo (jest)* 520, 16/17 (Nr. 46); 534, 9 (Nr. 47); 545, 3 (Nr. 48), — *lěčoba* 514, 13; 521, 14 (Nr. 46), — *ne moxi* e. infin. 539, 8/9 (Nr. 47), — *naprasmiv* 565, 6 (Nr. 48), — *nesvětvpim* 513, 23; 516, 30; 523, 13; 526, 10; 528, 27 (Nr. 46), — *nečuvvstvije* 535, 20 (Nr. 47), — *obaviti*, -*vjenije*, -*vjati* 514, 5; 521, 1; 524, 9; 526, 22; 530, 21 (Nr. 46); 542, 16 (Nr. 47); 545, 19; 566, 17/18 (Nr. 48), — *obilo*, -*ije* 530, 25 (Nr. 46); 557, 24/25; 558, 6 (Nr. 48), — *oboriti* s_e 524, 13 (Nr. 46), — *ovvtoriti* 569, 13, 22; 570, 2 (Nr. 48), — *odoléti* 566, 25 (Nr. 48), aber *prédoléti* 525, 26 (Nr. 46), — *opečaliti* s_e 525, 6/7 (Nr. 46); 549, 4/5; 557, 18; 568, 11 (Nr. 48) und *pečalovati* s_e 526, 13 (Nr. 46), — *oxopiti* 527, 20 (Nr. 46), — *plištv*, (*stv*)*plištevati* 557, 19; 566, 1; 570, 11, 14/15 (Nr. 48), — *podalije* 562, 2, 4 (Nr. 48), — *podobati* 532, 28 (Nr. 47); 545, 30; 548, 15 (Nr. 48), — *podoboličn* 527, 24/25 (Nr. 46); *podobonravn* 549, 16 (Nr. 48), — *ponavica* 564, 23 (Nr. 48), — *popv* 564, 10, 15 (Nr. 48), — *popvriše* 518, 30; 527, 18 (Nr. 46); *ppvpriste* 548, 1 (Nr. 48), — *prigradz* 521, 17 (Nr. 46), — *prisn* 517, 30 (Nr. 46); 557, 7 (Nr. 48), — *prisěštenije* 555, 2 (Nr. 48), — *pritran* 530, 11, — *prokazvlečti* 514, 30 (Nr. 46), — *proobrazovanije* 520, 17 (Nr. 46); 545, 22 (Nr. 48), — *ratn* 543, 5 (Nr. 47), aber *bran* 567, 1 (Nr. 48), — *raspěti*, -*ije* 535, 27 (Nr. 47); 561, 28; 564, 25 (Nr. 48), — *raci* (Aor., mit Negation) 518, 13, 13/14 (Nr. 46), — *rođ* *ognivny* 514, 3; 523, 2 und *matica ognivnaja* 525, 30 (Nr. 46), — *setvn* 513, 30 (Nr. 46), — *starěšina*, -*stvovati* 536, 1; 542, 3 (Nr. 47); 545, 29; 564, 21 (Nr. 48), — *sžbor* 541, 26/27 (Nr. 47), — *svěstv* 522, 9; 524, 12; 525, 25; 528, 4 (Nr. 46); 544, 3, 11; 546, 30 (Nr. 48), — *sigréxit* 555, 4 (Nr. 48), — *sžb* 539, 24 (Nr. 47); 561, 20

1) 537, 1 (Nr. 47) *kamy* als Akkus.; vgl. den Akkus. *plamy* 565, 29 (Nr. 48).

(Nr. 48), — *sъnѣdъ* 517, 8; 523, 2 (Nr. 46), — *sъpovѣdatи*, *-anije* 523, 30 (Nr. 46); 536, 16, 18; 538, 11 (Nr. 47); 543, 26, 28; 544, 21; 546, 1 (Nr. 48), — *sъciniti*, *-nъnije* 543, 20, 22 (Nr. 48), — *synъ* ('Turm') 553, 27; 570, 6, 8, 9, 12, 17 (Nr. 48), — *ti* ('und') 522, 11; 523, 3 (Nr. 46), — *tina* 521, 18; 525, 5 (Nr. 46), — *trѣzeto* (3. Ps. Sg.) 520, 2 (Nr. 46), — *tѣstъ pѣny* 553, 11; 560, 7/8 (Nr. 48), — *uvrѣsti* 515, 13 (Nr. 46), — *udročiti* 557, 2/3 (Nr. 48), — *umilosrѣditi* *se* 551, 29 (Nr. 48), — *umrѣtije* 531, 29 (Nr. 46), — *učestinѣ* 513, 25 (Nr. 46), — *χodatai* 513, 19 (Nr. 46), — *χudъ* 530, 4 (Nr. 46); 545, 25; 546, 18; 548, 3; 550, 11, 22; 553, 3; 561, 29; 562, 3 (Nr. 48), — *cѣlba* 531, 22; 532, 12 (Nr. 46); 564, 30 (Nr. 48), — *čudotvorije* 539, 26; 541, 23 (Nr. 47), — *jata* (Gen. Sg. *‘σιτού’*) 520, 1 (Nr. 46), — *jatоχulmica* 565, 21; 566, 4 (Nr. 48), — *dнv jače dѣnъ* 548, 10 (Nr. 48).

Andere würden vielleicht einige Wörter aus dieser Liste weg-gelassen und anderseits gewisse von mir weggelassene Wörter in die-selbe aufgenommen haben; auf jeden Fall aber dürfte mein Verzeichnis für die lexikalische Charakterisierung der Legendengruppe 46—48 des Suprasliensis genügen. Für die Bestimmung der Herkunft dieser Legenden würde sogar ein viel kleineres Verzeichnis genügt haben.

Bisher war, soviel ich weiß, von der Vorlage dieser Texte und von besonders nahe mit denselben verwandten Texten nichts bekannt; ich glaube, daß es mir jetzt gelungen ist, solchen Texten auf die Spur zu kommen, und zwar gewissermaßen durch einen Zufall. Nachdem ich mir aus den Nummern 46—48 des Suprasliensis einige Vokabeln notiert hatte, welche mir interessant vorkamen, kam mir Nr. LXIV von Sreznevskij's *Svѣdѣnija i zamѣtki o maloizvѣstnyx i neizvѣstnyx pamѣtnikax* (im XII. Shornik  der 2. Abt. der Petersburger Akademie) unter die Augen. In dieser Nummer (S. 377—391) wird die altrussische Handschrift einer *Mineja četija* für Februar beschrieben, es wird ein Verzeichnis von darin vorkommenden Vokabeln mitgeteilt und eine Textprobe aus einer der Legenden, und zwar aus der Vita S. Blasii, abgedruckt. In diesem Abschnitt, der nicht einmal 4 Seiten von je 34 Zeilen umfaßt, begegnete ich 5 mal dem Worte *ibo*, 2 mal *radvma*, 3 mal *tučij *, dagegen nirgends *nebon * oder *d l vma*, *d l a* oder *tučimo*. Diese Verhältnisse erinnern stark an diejenigen der Nrn. 46, 47, 48 des Suprasliensis, und die Vermutung, daß wir es hier mit Texten gleicher Herkunft zu tun haben, findet eine weitere Bestätigung in

folgenden Wörtern, welche ich ebenfalls dem Fragmente der Vita Blasii entnehme: *bestislnu* (S. 389), *bol'arinu* (S. 390), *vadvoriti* *sq* (S. 388), *vrplčiti* *sq* (S. 387), *ixvětu* (S. 387), *lépo* (*jestu*) (S. 389, 2 mal), *na mnoxé* (S. 390), *popvrište* (S. 387), *pritrani* (S. 389, 2 mal), *proobrazovanije* (S. 387, 2 mal), *predoleti* (S. 389; S. 390, 2 mal), *srdobol'a* (S. 387), *svěstu* (S. 388, 2 mal), *uboitiský* (S. 388), *užastu*, *-vn* (S. 389, je einmal), *ujetije* (S. 390), *xlévina*, *-nvn* (S. 388, je einmal), *črnorizcb* (S. 387), *črnb* (S. 387), *jadu* (S. 388, 390). Kein Wort aus diesem Verzeichnisse würde allein für den Nachweis eines näheren Zusammenhangs mit den Nrn. 46—48 des Suprasliensis genügen, aber alle zusammen legen sie ein beredtes Zeugnis dafür ab; als besonders wichtig betrachte ich *pritrani*, *predoleti*, *srdobol'a*. Der Gegensatz: *posětiti* Vita Blasii (S. 389) : *prisěštenije* Supr. Nr. 48 hat den so zahlreichen Übereinstimmungen gegenüber keine Bedeutung, ebensowenig *doncléze* (S. 390) : *donclize*. In diesem letzten Falle ist es sehr gut möglich, daß die Vorlage, auf welche sowohl die Vita Blasii wie die Nrn. 46—48 des Suprasl. zurückgehen, in all ihren Teilen nur eins der zwei Wörter verwendet hat; ob daneben auch *doncldeze* vorhanden gewesen ist, läßt sich nicht entscheiden, solange die vollständigen Februar-Menäen nicht zugänglich sind.

Aus dem von Sreznevskij S. 384—387 mitgeteilten Wortmateriale aus den Februar-Menäen erwähne ich noch folgende, oben aus Suprasliensis 46—48 angeführte Wörter: *gostinccb*, *dnv ače dnb*, *krkyga*, *oblašb*, *ne rači*, *xlévina* — man beachte auch *blagoslovesstvovati* —, und aus den S. 378 ff. abgedruckten Anfangszeilen der einzelnen Nummern: *vñ egda* (S. 379), *radi* (das.), *stčinenje* (S. 380), *črnorizcb* (S. 379).

Die lexikalischen Übereinstimmungen zwischen den Februar-Menäen und den letzten drei Legenden des Suprasliensis sprechen für die Annahme, daß die Februar-Menäen einen Teil einer größeren, lexikalisch verhältnismäßig homogenen, vielleicht sogar von ein und demselben Übersetzer herrührenden Sammlung bilden, welche auch März-Menäen enthalten hat. Nr. 47 des Suprasliensis ist datiert: 7. März und auch die Nrn. 46 und 48 sind wohl dem Monat März zuzuweisen, wie ja bekanntlich sämtliche andere Legenden und Homilien des Suprasliensis diesem Monate angehören. Der Kompilator des Suprasliensis-Textes hatte wohl in der Vorlage für den ersten, legendarischen Teil seiner Sammlung keine Vitä von Jakobos, Basilius und Kapiton, Aninas vorgefunden; deshalb entnahm er sie einer andern Sammlung und gab

ihnen einen Platz am Ende seines Kodex als Nrn. 46, 47, 48. Ob dieser Kompilator der Schreiber des Suprasliensis oder einer älteren Vorlage war, entscheide ich nicht.

Sreznevskij hat für seine Materialy die Februar-Menäen eifrig exzerpiert; viele Wörter, die uns in den Nrn. 46—48 des Suprasliensis auffallen, finden wir in Sreznevskij's Beispielen aus den Februar-Legenden wieder. Ich bekam den Eindruck, daß auch die von Sreznevskij benutzten April-Menäen einen ähnlichen lexikalischen Charakter zeigen. All diese Texte verdienen eine eingehende Untersuchung. Nr. 46—48 des Suprasliensis enthalten altblugarische Texte mit einem eigentümlichen, aus den andern altblgarischen Kodices nicht bekannten lexikalischen Gepräge; für die Kenntnis der altblgarischen Lexikologie wäre also die Publikation ausführlicher Texte desselben Typus überaus interessant. Wie oberflächlich unsere bisherigen Kenntnisse sind, dürfte aus zwei Bemerkungen über die Vita Blasii hervorgehen, welchen ich in ein und demselben Hefte der Zeitschrift *Slavia* begegnete: während Lavrov *Slavia* IV, 481 in einer Notiz über das in der Vita Blasii vorkommende Wort *prégyni* bemerkt, daß diese Legende ein bulgarisches Literaturdenkmal sei, sagt Durnovo a. a. O. S. 447, Anm. 5, ebenfalls anlässlich des Wortes *prégyni*, daß die Vita Blasii, die nur in einer russischen Handschrift vorkommt, vielleicht auch in Rußland übersetzt sei; keiner der beiden Forscher führt Gründe für seine Ansicht an. Aus der vorhergehenden Untersuchung geht hervor, daß Lavrov recht hat.

Das hier genannte Wort *prégyni*, welches im Slavischen wohl eine geringe Verbreitung gehabt hat und nur in wenigen Texten vorkommt, liefert uns einen neuen Beweis für die große Bedeutung, welche die Februar-Menäen für die altksl. Lexikologie haben. Das Vorkommen dieses Wortes sowohl in Nr. 3 des Suprasliensis wie in den Februar-Menäen zeigt uns, daß wir es hier tatsächlich mit einem altblg., wenn auch vielleicht nur auf wenige Dialekte beschränkten Worte zu tun haben; s. zu *prégyni* Durnovo, *Prace Filologiczne* X, 105—109.

Bereits vor Sreznevskij hatte Buslajev in seiner *Istoričeskaja Xristomatija cerkovno-slavanskago i drevne-russkago jazykova* (Moskau 1861), Sp. 429 ff., einige Fragmente aus derselben Menäenhandschrift abgedruckt, u. a. einen Teil des von Sreznevskij herausgegebenen Blasius-Fragmentes. Die weiteren Abschnitte fügen dem bisher Gesagten nichts Neues hinzu; sie sind für die Lexikologie nicht besonders interessant.

Bücherbesprechungen.

Adolf Stender-Petersen, *Slavisch-germanische Lehnwortkunde. Studien über die ältesten germanischen Lehnwörter im Slavischen in sprach- und kulturgeschichtlicher Beleuchtung.* (Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhälles Handlingar, Fjärde Földjen, Bd. 31, Nr. 4.) Göteborg, Wettergren & Kerber, 1927. XXIV + 573 S. 8°. Preis 20 schwed. Kronen.

Das Problem der ältesten germ. Lehnwörter in den slav. Sprachen ist bisher noch nicht so gründlich behandelt worden, wie es etwa bei dem der germ. Lehnwörter im Finnischen der Fall ist. Die älteren Darstellungen genügen nicht den heutigen Ansprüchen, aber auch sonst hat es an einer Herausarbeitung der mit den Lehnwörtern zusammenhängenden Lautregeln und kulturellen Beziehungen gefehlt, die sich ja wieder mit auf die Angaben des Sprachforschers stützen müssen. St.-P. sucht mit seinem Buch diese merkbare Lücke auszufüllen. Er behandelt, wie der Untertitel betont, die Lehnwortbeziehungen sowohl in sprach- wie kulturgeschichtlicher Beleuchtung.

Die Einleitung ist der Problemgeschichte und Methodologie sowie den Voraussetzungen der slav.-germ. Lehnbeziehungen gewidmet. Die Versuche von Kopitar, Dobrovský, Šafařík und Lottner zeigen klar, daß die Bedeutung der ganzen Frage schon in den Anfängen der Slavistik wohl erkannt wurde, daß aber die Mittel, mit denen die Lösung versucht wurde, unzureichlich waren. Die späteren Arbeiten von Miklosich und Matzenauer, Kluge, Uhlenbeck, Hirt und Korbut brachten im großen und ganzen die Zahl der sicheren Lehnwörter zusammen, die auch St.-P. nicht wesentlich vermehren konnte, nur daß viele unsichere seitdem wieder gestrichen und die übertriebenen Vorstellungen vom germanischen Einfluß auf die slav. Sprachen herabgesetzt werden mußten. Die Versuche von Loewe und Peisker gehen ihre eigenen Wege, sie haben zwar die Problemstellung gefördert, ohne daß aber eine gründliche abschließende Arbeit gefolgt wäre. Soweit diese im Rahmen eines Wörterbuches möglich ist, bietet eine vorzügliche Zusammenfassung Berneker in seinem leider noch nicht vollendeten Wörterbuche. Einen offensichtlichen Rückschlag brachte die Arbeit von Mladenov, mit dessen Methode sich St.-P. ausführlich auseinandersetzt. Erwähnung hätten die Arbeiten Lessiaks, besonders sein Aufsatz »Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen« (Germ.-roman. Monatsschr. II, 1910, S. 274 ff.) verdient, die wohl die späteren sprachlichen Beziehungen zwischen Baiern

und Slovenen beleuchtet, aber durch die strenge Beachtung der Lautgesetze und der Lautersatzregeln die Methode zeigt, die St.-P. sonst mit Recht bei manchen früheren Arbeiten vermißt. Sein Urteil (S. 70), daß die Germanisten von Fach dem Grundsatz »Slavia sunt, non leguntur« huldigen, ist deshalb nicht ganz berechtigt. Auch der Ref. hat den sprachlichen Beziehungen zwischen Germanen und Slawen sowohl in älterer wie jüngerer Zeit von Anfang an seine Aufmerksamkeit zugewendet und nach strenger Beachtung der sich in den Berührungen auswirkenden Laut- und Ersatzverhältnisse gestrebt, vgl. das Buch »Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern« (Prager Deutsche Studien, 30. Heft, Reichenberg 1923), das St.-P. nicht beachtet hat, und das 1926 erschien Buch »Die german. Reibelaute s, f, ch im Deutschen«, das den germanischen bzw. deutsch-slav. Lehnwortbeziehungen ihren auch für germanistische Fragen gebührenden Platz einräumt. Aus der im Sommersemester 1924 gehaltenen Vorlesung »Lautlehre der germ.-slav. sprachlichen Beziehungen mit besonderer Rücksicht auf die deutsch-tschechischen und bair.-slovenischen« sind einzelne Abschnitte im Arch. 40 ff. sowie Zs. f. sl. Phil. II ff. abgedruckt worden oder harren des Abdruckes. Unberücksichtigt ist leider auch die kurze Darstellung von M. Vasmer, »Die Urheimat der Slaven« bei Volz, *Der ostdeutsche Volksboden*, 1926, S. 118 ff. geblieben, während das Buch von A. Mayer, *Die deutschen Lehnwörter im Tschechischen* (Reichenberg 1927), das auch die germ. Lehnwörter im Urslav. mit heranzieht, zeitlich mit dem von St.-P. zusammenfällt.

Die Heranziehung historischer und ethnologischer Momente ist nicht nur durchaus gerechtfertigt, sondern notwendig, wenn die Lösung des Lehnwortproblems allseitig sein soll. St.-P. geht freilich darin z. T. zu weit, indem er mit Unrecht die Notwendigkeit mancher Lehnwörter zu Zeiten fordert, in denen sie nur sein in manchem ja doch notwendigerweise willkürliches System verlangt, wie noch unten gezeigt werden soll.

Die slav.-germ. Lehnbeziehungen haben zur Voraussetzung, daß die beiden Völker in enge Berührungen gekommen sein müssen. Es ist daher notwendig, sich aus der Vorgeschichte wie Geschichte Rat zu holen, wann die Möglichkeit dazu eingetreten ist und wie lange sie gedauert hat. Es ist mit anderen Worten festzustellen, wann das Germanentum Einfluß auf die Slavenwelt ausüben konnte, welche Völker dies und welcher Art diese Berührungen gewesen sind, ob sie nur nachbarliche waren oder auf eine Durchsetzung mit germ. Volkselementen, d. h. — soweit wir sehen — auf eine germ. Beherrschung der Slaven zurückgehen. Zunächst sucht St.-P. die sprachliche Unwahrscheinlichkeit vorurgerm. Entlehnungen und die historische bastardinische Einflüsse darzulegen.

Die Antwort auf die Frage, ob die Slaven schon vor der ersten Lautverschiebung gewisse Wörter den Germanen entlehnen konnten, ist freilich davon abhängig, wie spät oder wie früh man den Eintritt dieser Lautveränderung ansetzt. Trotzdem glaube ich, daß St.-P. diesen an und für sich richtigen Satz (S. 83) überschätzt. Wenn sich tatsächlich Lehnwortbeziehungen in frührgerm. Zeit nachweisen lassen sollten, würde dieser Umstand eben für die zeitliche Festlegung der ersten Lautverschiebung ins Gewicht fallen.

Es handelt sich vor allem dabei darum, ob solche frühen Beziehungen durch den Historiker oder Prähistoriker und durch vergleichende Beobachtungen wahrscheinlich gemacht werden können. St.-P. sieht hier zu pessimistisch. Die Germanistik ist heute genötigt, mit solchen alten Schichten germ. Lehnwörter im Finnischen zu rechnen. Die dafür sprechenden Gründe hat Karsten in verschiedenen Abhandlungen, besonders in seinen Germ.-finnischen Lehnwortstudien, 1915, zusammengestellt. Er scheint mir, auch wenn man vieles Unsichere abstreicht, gezeigt zu haben, daß die ersten germ.-finn. Beziehungen tatsächlich ein höheres Alter beanspruchen, als Thomsen, Über den Einfluß der germ. Sprachen auf die finn.-ugrischen, 1869, erwogen hat. Wie Karsten entscheidet sich auch St.-P. vor allem aus diesem Grunde zum Ansatz einer früh auf der Ostseite der Ostsee sitzenden Germanengruppe, die er auch für die germ.-slav. Beziehungen der ersten Periode (die der Gotenherrschaft in Südrussland vorangeht) verantwortlich macht. Logisch wäre dann, mit germ.-balt. und germ.-slav. Berührungen zur selben Zeit zu rechnen, falls die Festlegung der slav. vermutlichen Urheimat dies erlaubt. Da über diese Frage heute ziemlich Einigung besteht und die Lagerung der Urheimaten der einzelnen europäischen Völker immer klarer wird (vgl. die Karte von Vasmer bei Volz, S. 139 und die Artikel von Gerullis, »Baltische Völker« und Wiklund, »Finno-Ugrier« bei Ebert, R.-Lex. d. Vorgesch. I, 335 ff. und III, 354 ff.), ist m. E. die Möglichkeit einiger slav. Entlehnungen aus dem Urgerm. vor der ersten Lautverschiebung gegeben. Die Germanen haben ja doch das meiste Anrecht darauf, die centum-Nachbarn der nordwestlichen Satemvölker zu sein. Einzureihen wäre dann z. B. asl. **čerda*, lit. **kerda* aus vorurgerm. **kerdh-*. Vor allem scheint mir die Tatsache solcher Entlehnungen durch lit. *gūdas* aus der Vorstufe des Gotennamens gesichert, an der trotz Brückner, Arch. 38, 49 und St.-P. S. 135 festzuhalten ist. Auch Ortsnamen scheinen im Weichsellande vor der ersten Lautverschiebung übernommen worden zu sein, obwohl ihnen St.-P. nicht gerecht wird. Wenn auch die viel behandelte Frage nach der Herkunft des Namens Danzig — poln. *Gdańsk* — noch nicht vollkommen gelöst ist, ist doch die Zusammenbringung mit dem Gotennamen die beste bisher gegebene Ableitung (vgl. darüber zuletzt Rudnicki, Slav. occid. III/IV, S. 324 ff.; F. Lorentz, Germ.-slaw. Beziehungen im Weichsellande in vorhist. Zeit, Danzig 1927, S. 3 ff. und meinen demnächst erscheinenden Aufsatz »Die Frage der slaw. Landnahmezeit in Ostgermanien«). Mit größerer Sicherheit kann Graudenz, poln. *Grudziądz*, vom got. Volksnamen *Grautiggoś* abgeleitet werden. Manche Schwierigkeiten dürften sich lösen, wenn eine sehr frühe, bis ins IX. nachchristl. Jahrh. dauernde preußische Besiedlung im Lande östlich der unteren Weichsel angesetzt und baltische Vermittlung erwogen wird, wofür die Prähistoriker beachtenswerte Gründe vorbringen können. Wird aber das Dasein baltisch-germ. Beziehungen in dieser Frühzeit zugegeben, darf die von gleichzeitigen slav.-germ. nicht gelehnt werden.

Diejenigen Germanen, die sich zuerst südostwärts ausgebreitet haben, sind bekanntlich die Bastarnen und die Skiren gewesen. Ihre Wanderung läßt sich in Ostdeutschland heute schon gut verfolgen, da sie die Träger der

Gesichtsurnenkultur sind, nicht die wandalischen Völker, wie St.-P. S. 118 nach älteren Ansichten meint (vgl. darüber jetzt H. Seeger und La Baume bei Ebert IV, 295 ff. und 304). Auch die dafür angesetzte Zeit stimmt vorzüglich zu den vermuteten sprachlichen Beziehungen. Die um 500 v. Chr. auf dem einstigen Gebiete der lausitzischen Kultur erscheinenden Gesichtsurnenfelder verschwinden etwa um 300. Um 200 v. Chr. aber tauchen an der Donaumündung die Bastarnen auf. In den Jahrhunderten vorher werden sie sich nördlich der Karpaten aufgehalten haben. Erst dadurch wird es verständlich, weshalb der dakische Name der Karpaten uns im Altnordischen in verschobener Gestalt entgegentreten kann (*Harfadafjöll*), was auch St.-P. S. 102 zugibt. Die Vermittler werden eben die Bastarnen und Skiren gewesen sein, die den Karpathennamen von den früheren Bewohnern kennen gelernt und entweder selbst verschoben oder in einer Zeit weitergegeben haben, daß ihn die Nordgermanen verschieben konnten. Wenn man aus der späteren Gotenzeit rückschließen darf, so haben auch zur Bastarnenzeit Verbindungen mit den Germanen an der Ostsee bestanden. Ja es scheint, als ob sich die eben vorgetragenen Möglichkeiten darauf einengen, daß die Bastarnen im Lande nördlich der Karpaten die Lautverschiebung mitgemacht haben. Denn den Namen des Tanev dürften die Slaven erst bei ihrem Vorrücken nach Galizien in einer durch Germanen verschobenen Form übernommen haben, wie Vasmer, Zs. f. sl. Phil. II, 125 sehr wahrscheinlich gemacht hat. Daß die Germanen auch sonst Spuren in der Namengebung Galiziens hinterlassen haben, hat Rozwadowski, Bemerkungen zur Vorgeschichte Osteuropas und zur Frage nach der indoeuropäischen Urheimat auf Grund der Gewässernamen (Rocznik Slaw. VI, 53 ff.) gezeigt, wenn auch seine Ausführungen einer gründlichen Stützung bedürfen.

Die Heranziehung solcher Fluß-, Gebirgs- und Ortsnamen im engeren Sinne ist notwendig, weil durch sie, wie uns eben der Flüßname Tanev gelehrt hat, der sonst doch nur allgemein feststellbare Entlehnungsbezirk eingeengt wird. Ihre Berücksichtigung hätte natürlich die Aufgabe, die sich St.-P. gestellt hat, bedeutend erschwert, zumal hier naturgemäß noch mehr Unsicherheit besteht als bei der Erforschung der eigentlichen Lehnwörter, ist aber zur Ergänzung des Kulturbildes dieser Beziehungen durchaus notwendig. Sie würde über die Möglichkeit slav. Entlehnungen vor der ersten Lautverschiebung wirklich die Entscheidung bringen. St.-P. berührt die Anzeichen germ. Flüßnamengebung in Galizien und Wolhynien nur allgemein und im Vorübergehen (S. 100).

Einen etwaigen Kultureinfluß der germanischen Skiren und Bastarnen auf die Slaven schätzt St.-P. S. 103 ff. deshalb sehr gering ein, weil die Slaven in der Dniepreihemat von diesen Germanen durch die unwegsamen Rokitnostümpfe getrennt gewesen seien. In Galizien und im Weichsellande haben ja damals, wie er mit Recht betont, noch keine Slaven gewohnt. Aber trotzdem werden Verbindungen zwischen Germanen und Slaven bestanden haben, wenn sie auch nicht derart gewesen sein müssen, daß die Germanen die Slaven schon unterjocht hätten. Auch durch Stümpfe führen Wege. Grenznachbarliche Beziehungen genügen vollkommen zum Austausch kultureller

und sprachlicher Beziehungen, und sie dürfen nicht *a priori* verneint werden. Auch die Möglichkeit direkter urslav. Entlehnungen aus dem Griechischen möchte ich nicht glatt ablehnen (so St.-P. S. 65 ff.). Die griech. Kolonien an der Nordküste des Schwarzen Meeres haben, wie man aus den Nachrichten des Herodot ersieht, nordwärts Verbindungen gehabt, die auch die zunächst durch Iranier getrennten Urslaven noch erreichen konnten.

S. 105 ff. gibt St.-P., auf den neueren Anschauungen fußend, einen Überblick über die Frage der slav. Urheimat und entscheidet sich mit Recht für die Dnieprgegend. Er zieht die besonders durch Rostafinski ausgebauten pflanzengeographischen Ergebnisse heran. Ich vermisste dabei ein Eingehen auf den Namen des Bergahorns, dessen große Wichtigkeit für unsere Frage ich Arch. 40, 284 ff. betont habe. St.-P. erklärt wohl S. 47 slav. *avor* gegen Bernekers ahd. Grundlage als uraltes gemeinslav. Lehnwort und spricht sich gegen meine Ableitung des Baumnamens aus einer dem abair. *āhor des VI./VII. Jahrh.s entsprechenden westgerm. Lautgestalt aus, ohne aber dieses Wort in seinem Buch zu behandeln. Es ist nicht zu verstehen, warum nicht alle Lehnwörter, die seiner Meinung nach in die erste und zweite Periode gehören, aufgenommen sind, weil ja nur die Übersicht über ein möglichst vollständiges Material wirklich genaue Schlußfolgerungen gestattet.

Die Lehnbeziehungen der ersten Periode dürften zunächst, wie man St.-P. zugeben wird, von denselben Nordostgermanen ausgehen, die auch in den Lehnwörtern der finnischen und baltischen Sprachen ihre Spuren hinterlassen haben. Seit der durch Thomson eingeleiteten und von Setälä und Karsten mit Glück fortgeführten germ.-finnischen Lehnwortforschung wird, wie schon oben bemerkt wurde, die Existenz solcher Germanen in den Uferlandschaften östlich der Ostsee immer deutlicher. Auch die Doppelschichtung der germ. Lehnwörter im Baltischen scheint mir sicher, wie schon das Nebeneinander von preuß. *kelmis* 'Hut' und *ilmis* 'Bark' aus vorgot. **zelmax* bzw. got. *hilms* beweist. Für die Möglichkeit balt.-germ. Beziehungen vor der ersten Lautverschiebung gilt das bei den oben angeführten Ortsnamen des Weichselandes und über lit. *gūdas* Gesagte. Es ist glaubhaft, daß die Sitze der Nordostgermanen den Finnen näher als den Balten gewesen sind, da erstere eine viel größere Anzahl sicherer Lehnwörter empfangen haben. St.-P. sagt S. 141, daß sich germ. Ansiedlungen im Ostbalkum schon in urgerm. Zeit vom Finnischen Meerbusen bis nach dem Memel und von der Ostseeküste tief in das Festland hinein erstreckt haben. Sie sind nach ihm von Ostgötaland und der Insel Gotland hierher gekommen, waren also in gewissem Sinne »Goten«, d. h. hatten dieselben Vorläufer wie die späteren geschichtlichen Goten, die ja auch in diesen schwedischen Landschaften ihre Heimat haben. Die Wanderung dieser historischen Goten betrachtet er als das letzte Glied in der Kette jener nordisch-germ. urzeitlichen Wanderungen nach Osten. Ob sie tatsächlich zunächst im Samland und im Pregel-Memelgebiet gesiedelt und erst später ihren Landungsplatz mehr ins Weichseldelta verlegt und ob sie wirklich vom östlicheren Preußen aus Südrussland erobert haben (S. 153 ff.), kann wohl einmal die Vorgeschichte entscheiden, von der wir überhaupt für diese Fragen noch manche Aufklärung erwarten dürfen (so auch St.-P. S. 146).

V. Friesen, *Om Rökstenen 1920*, sucht in Ostpreußen das *Hreidgotaland* der Hervararsaga, und Niels Åberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit, bringt Zeugnisse bei, wonach im Samland und in Natangen noch im V. bis VII. Jahrh. v. Chr. eine germanische Kultur bestanden habe. Auf diese Weise werden die balt. Germanen und die Urslaven einander näher gebracht und so kommt St.-P. zur Herausarbeitung einer ersten Periode germ.-slav. Beziehungen, die direkt als urgermanisch (d. h. noch-nicht-gotisch) bezeichnet werden kann, während bisher meist die Goten in ihren Sitzungen in Südrussland als erste Träger dieser Einfüsse angesehen worden sind.

Mit den Goten in Südrussland beginnen die auch geschichtlich beglaubigten Beziehungen zwischen Germanen und Slaven, deren Besiegung und Unterwerfung durch die Goten den von ihnen ausgehenden kulturellen Einflüssen die Wege ebnete. Wenn freilich S. 169 die Meinung ausgedrückt wird, daß die Westgoten den römischen, die Ostgoten den griechischen Kultureinfluß entgegengenommen und weitergeleitet hätten, scheint mir das zu schematisch zu sein. Die Verteilung der griech. und römischen Nationalität wird sich nicht nach den späteren Gotenreichen gerichtet haben. Aber das Dasein einer bis zum Hunneneinfall bestehenden Verbindung zwischen südrussischen und Ostseegoten, das die von Salin, Altgerm. Tierornamentik, beobachteten archäologischen Beziehungen erklärt, macht es wahrscheinlich, daß sie über die Slavenländer hinweggegangen sind und deshalb zur Verstärkung der got.-slav. Berührungen beigetragen haben werden.

Der II. Teil legt das Material und seine Deutung vor. Aus den vorhin skizzierten germ. Völkerbewegungen schließt St.-P. S. 178, daß »die Lehnbeziehungen der Slaven zu diesen Germanen vielleicht schon einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, spätestens aber um Christi Geburt begonnen haben müssen«. Er gruppirt nun die nach seiner Meinung vorkommenden Beeinflussungen, die zu Wortentlehnungen geführt haben, nach Begriffsreihen, z. B. Völker- und Volksbezeichnungen, Herrschafts- und Machtbezeichnungen, Waffenterminologie usw. Gerade bei dieser notwendig subjektiven Einteilung kann man nun verschiedener Ansicht sein. Es ist sicher, daß die größere Plastik, die derart herausgearbeiteten Volksbeziehungen innewohnt, zu genaueren Ergebnissen führen muß als die bisherigen z. T. sehr unklaren Vorstellungen. Es liegt aber dabei die Gefahr nahe, daß der sprachliche Unterbau durch die einzelnen Entlehnungsgruppen zu gewaltsam vorgenommen, d. h. in das vorgefaßte Schema hineingepreßt wird. In die erste Periode wird z. B. das asl. **Valchv* 'Vlachus, Romanus' versetzt, wobei die Übertragung dieses Begriffes von den Kelten auf jedes nichtgermanische, aber unbedingt südländische Volk den im Norden ansässigen Goten zugeschrieben wird. Wahrscheinlicher dünkt mir spätere Entlehnung, als die Slaven selbst zunächst durch gotische Vermittlung mit den Romanen in Beziehungen traten. Denn zur selben Zeit, also etwa dem VI./VII. Jahrh., finden wir auch in den germ. Sprachen, daß die ursprüngliche Bedeutung verblaßt und durch dieselben verdrängt wird, die sich in den slav. Sprachen wiederholen. Die Übertragung auf die Urrumänen wird man ruhig den Gepiden zutrauen dürfen, deren Verhältnis zur romanisierten Bevölkerung

Siebenbürgens Diculescu, Die Gepiden S. 168 ff., näher erörtert. Der nicht-slav. Charakter des Namens **Winithōs* wird S. 181 mit Recht betont. Die Hypothese Kossinna (Mannus IV, 287 ff.), daß der Name ursprünglich illyrischen Stämmen, vermutlich den Trägern der lausitzischen Kultur (man denke an die hierher gehörigen Veneter in Oberitalien!) zugehörte, ist sehr ansprechend. Die Übernahme ist vielleicht zuerst von den Gesichtsurnenleuten, den Bastarnen, erfolgt, die ja in Norddeutschland die lausitz. Kultur ablösen. Damit stimmt die Verschiebung überein (*t* zu *th*, *d*), so daß wie beim Karpathennamen die verschobene Gestalt weitergeleitet werden konnte. Sie wurde dann in den baltischen Ländern in früher Zeit den Finnen durch Germanen als spezieller Name der Slaven, auf die er nach dem Verschwinden der Illyrier aus den Ländern südlich der Germanen übertragen worden war, vermittelt (finn. *Venää* aus germ. **Wenedōx*, eine sehr alte Entlehnung, wie der Lautstand der germ. Entlehnungsgrundlage beweist). Das aus dem Alt-russischen erschlossene asl. **chynz*, das im Russ. verschiedene wilde feindliche Völker benennt, wird einleuchtend mit der germ. Bezeichnung **χūna* 'Riese, Wilder' zusammengebracht, die älter als der Hunnenname ist. Doch gibt der Übergang von *ū* zu *y* keine Handhabe, die Übernahme wirklich vor die Ankunft der Hunnen zu versetzen. Die Vernichtung des Reiches der Ostgoten, der Beherrscher zumindest der Ostslaven, durch die Hunnen hat, wie aus den zeitgenössischen Berichten und der Sage zu entnehmen ist, einen gewaltigen Eindruck auf die benachbarten Völker ausgeübt, und es ist sehr gut denkbar, daß es so zur Übername des Hunnenamens in der germ. Aussprache bei den Ostslaven gekommen ist.

Von den bisherigen Ansichten ganz abweichend ist die ausführliche Darstellung des Entlehnungsvorganges des asl. **karlb* 'König' (S. 203—213). Es wird nicht mit dem Namen Karls d. Gr. zusammengebracht, weil die Liquidenumstellung um 800 schon vorüber gewesen sei (S. 211). Davon, daß die Neigung zur Umstellung schon während der zweiten Periode, d. i. um 400 n. Chr., vorhanden gewesen sei (S. 544), kann keine Rede sein. Die von Lorentz, Arch. 27, 474 beigebrachten Beispiele beziehen sich auf die Zeit ab 789 und können nicht zeigen, daß der Name Karls d. Gr. andernorts keine Umstellung mehr erfahren haben soll. Daß die Liquidenumstellung tatsächlich erst um 800, verschieden in den einzelnen Landschaften, eingetreten ist, läßt sich wirklich beweisen, vgl. meine Ausführungen in der Zs. f. sl. Phil IV, 361 ff. Wörter wie czech. *tr̄ebule* und sorb. *mroka* 'Mark' bezeugen durch ihr einsprachliches Vorkommen und durch ihre deutsche Entlehnungsgrundlage die relativ späte Umstellung. Čech. *tr̄ebule* verlangt ahd. **chervulle* als Vorlage, die erst seit etwa 750 möglich ist (vgl. Verf., Reibelaute S. 52 und Arch. 40, 288; das sorb. *mroka* aber beruht auf altsächs. *marka* 'Grenzland', einer Einrichtung, die im Sorbenlande seit Karl d. Gr. üblich wurde). Die Bedeutung des asl. **karlb* ist durchaus 'König' und läßt sich mit der Bedeutung der Vorstufe des Namens Karls d. Gr., germ. **karlaz* 'freier Mann', nicht vereinigen. Das Wort hätte im Slav. viele Jahrhunderte vor Karl und in Wettbewerb mit dem bedeutungsnäheren **kinegъ* 'König' denjenigen erhöhten Sinn angenommen, der doch erst durch die überragende Gestalt des deutschen

Kaisers ermöglicht worden ist. St.-P. fragt S. 210, warum im Russ. wohl 'Karł', aber nicht 'Karolinger' die Umstellung mitgemacht habe. Das letztere Wort ist aber eine jüngere Entlehnung, da die Ansbildung des ahd. *Charlingen* ja erst nach Karls Tode im IX. Jahrh. erfolgt ist.

Einleuchtender sind die Ausführungen über die Entlehnungsgrundlage von asl. *chysz* und *chyza*. Ich wollte Reibelaute S. 10 die *z*-Form als die jüngere aus dem fröhahd. Zustande des VII. Jahrh.s erklären. Doch ist zu zugeben, daß die Wahrscheinlichkeit für eine ältere Übernahme des germ. Hausbaues spricht. Wenn tatsächlich das mhd. *hür*, ags. *hýr* 'Heuer' damit zusammenhängt, ist ein Nebeneinander von *s*- und *z*-Formen im selben Worte im Vorgotischen möglich.

Das Vorhandensein von Entlehnungen während des Gotischen Reiches in Südrussland ist nicht nur durch die Nachrichten des Jordanes über die Unterwerfung und Bewaffnung von Slavenvölkern durch die Goten, sondern auch dadurch gesichert, daß die Goten selbst in ihren neuen Sitzen so gewaltige kulturelle Beeinflussungen erfahren haben, daß sich ihre ganze Lebenshaltung geändert haben muß. Sie haben hier die Runenschrift ausgebildet, und die Wirkungen, die von ihrer neuen Kunst ausstrahlen, werden immer mehr gewürdigt, so daß das Fehlen von Entlehnungen an die Slaven direkt auffallen müßte. Die Fremdwörter, die durch got. Vermittlung den Weg ins Slav. gefunden haben, sind sprechende Zeugnisse dieses Kulturträgertums der Goten, denen ja schon längst der Ruf eines der intelligentesten germ. Völker zugesprochen worden ist. Ihre Empfänglichkeit und Anpassungsfähigkeit an die neue Umwelt haben die Goten nicht nur in Südrussland, sondern auch auf dem Balkan und in Italien bewährt. Wieder aber darf diese überragende Stellung nicht dazu führen, zu schematisieren und den Goten Dinge zuzusprechen, die nicht nur unwahrscheinlich, sondern auch zeitlich unmöglich sind. So werden ihnen zuviel Münznamen zugetraut. Für das asl. *cēta* ist die got. Vorlage *kintus* sicher, bei asl. *skolegr* aus *skilliggs* nicht unmöglich, obwohl sie nicht mehr allen Anforderungen gerecht wird (vgl. Knut Knutsson, Über die sog. zweite Palatalisierung in den slav. Sprachen S. 132, der hier an fries. Handelseinfluß denken möchte), bei asl. *pēnegz* 'denarius' aber sicher unrichtig, wie ich an anderer Stelle ausführlicher darlege¹⁾. Das Wort und die Sache sind durch Edw. Schröder (KZ 48, 241 ff.) als friesisch erwiesen und durch den friesischen Handel nicht nur nach Oberdeutschland, sondern auch nach Skandinavien und zu den Slaven gebracht worden, zu letzteren nicht vor dem VIII. Jahrh., weil die umgelautete Form **penning* Entlehnungsgrundlage wurde. Die Ansetzung eines gotisch sonst nicht belegten Wortes nach dem Asl. widerspricht der Geschichte der Münzprägung, die gerade bei unserem Worte durch Schröders Untersuchung klarer vor uns steht, und wird ibrigens den lautlichen Erfordernissen nicht gerecht. Weder aus dem gotisch angesetzten **pinniggs* noch seiner event. Vorstufe **pennīga-* kann das asl. **pēnegz* erklärt werden. Die Ausführungen St.-P.s dazu S. 501 sind nur ad hoc konstruiert. Auch den got. Ursprung von

1) Zs. f. sl. Phil. V, 397 ff. [K.-N.]

tschech. oder sorb. *mosaz* 'Messing', poln. *mosiądz*, klruss. *moşaž* möchte ich bezweifeln. Dagegen spricht das beschränkte Verbreitungsgebiet, das vielmehr auf eine Entlehnung aus dem Ahd. hinweist. Das mhd. *messinc* setzt ja tatsächlich ein ahd. **massing* voraus, eine deutsche Weiterbildung zum Lehnwort ahd. *massa* aus lat. *massa*, vgl. Verf., Reibelaute S. 8. Das altruss. *пудъ* 'Gewicht, Gewichtseinheit' endlich ist, wie auch St.-P. S. 390 bemerkt, ein ausschließlich ostslav. Wort und durch den schwed. Handel mit Rußland verbreitet worden, wie die lit. Wörter *birkavas* '10 Pfund' und *pundūs* 'Pud, 40 russ. Pfund' zeigen, die beide auf weißruss. Vorlage beruhen und eine gemeinsame Geschichte besitzen, vgl. K. Buga, Die lit.-weißruss. Beziehungen und ihr Alter (Zs. f. sl. Phil. I, 27 ff.). Das Dasein des russ. *пударь* 'Lastträger' spricht nicht dagegen (so St.-P. S. 391), da es eine russ. Neubildung mit dem produktiven Suffixe *-аръ* sein kann. Das aksl. *useregъ* 'Ohring' bringt St.-P. im Anschluß an die bisher allgemein und auch von mir vertretene Anschauung mit einem got. **ausahriggs* zusammen, obwohl das *-e-* der zweiten Silbe unklar bleibt. Knutsson möchte daher ansprechend S. 135 das Wort aus dem westgerm. **öseringe* herleiten (vgl. mhd. *æserinc*). Das lit. *osering* scheint auf dem Hansehandel zu beruhen, da die von St.-P. S. 304 erwogenen Möglichkeiten aus lautlichen Gründen nicht in Betracht kommen. Lautlich spricht tatsächlich nichts gegen Entlehnung des asl. Wortes aus dem Westgermanischen, die wegen der Wiedergabe des germ. inlautenden *s* als *s* (nicht als *z* oder *ž*) in eine Frühzeit, etwa das VII. oder frühe VIII. Jahrh. fallen müßte.

Zu überraschenden Ergebnissen gelangt St.-P. bei den alten Kirchenwörtern wie *popъ*, *krъstъ*, *evрky* u. a., aus denen er auf ein frühes arianisches Christentum bei den Slaven schließen möchte, das von got. Christen noch in der südruss. Zeit verbreitet worden sei (S. 419). Die arianische Mission ist sicherlich nicht gering zu schätzen, und Kluge hat gezeigt, wie einzelne arianische Kirchenwörter seit dem V. Jahrh. vor der Verbreitung des katholischen Christentums zu deutschen Stämmen gelangt sind (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Lit. 35, 124 ff.). Doch ist darauf aufmerksam zu machen, daß Einrichtungen der christlichen Kirche den Slaven schon vor ihrer Bekehrung bekannt geworden sein werden, da sie durch ihren Verkehr mit den Goten damit vertraut werden konnten. Stärker als in Südrussland, wo man wohl höchstens von Anfängen des Arianismus sprechen kann (abgesehen von den Krimgoten), ist diese Lebre bei den Goten erst auf dem Balkan allgemeiner angenommen worden, wo politische Rücksichten dies empfahlen. Der Widerstand, den noch im IV. Jahrh. Teile der Westgoten (Athanarich) gegen das Christentum leisteten, zeigt, daß sich dieses gerade bei den nördlichen Goten, den Nachbarn slav. Stämmen, sehr langsam durchgesetzt haben wird. St.-P. behauptet S. 425, daß die Slaven ihr Wort für Kirche schon im III.—IV. Jahrh. erhalten haben müßten, da ein Zusammenhang zwischen dem aksl. Wort und dem griech. *κυριού* (über got. Vermittlung) nicht geleugnet werden könne. Das geht sicher zu weit. Das Eindringen des Wortes im Got. im IV. Jahrh. besagt nicht, daß es sofort weitergewandert sei. Dazu war noch im V.—VI. Jahrh. auf dem Balkan wie

im VIII. Jahrh. an der mittleren Donau Gelegenheit, als die Tschechen, Mährer und Slovenen mit der bair. Mission in Berührung kamen und in den Donau-städten und bald im eigenen Lande Kirchen erblickten. Die Darstellung der Entwicklung des schwierigen Wortes befriedigt nicht, weil alles auf das Got. zurückgeführt wird. Wenigstens die westslav. und sloven. Formen können auf das im VIII. Jahrh. im Bair. nachweisbare *k(ch)irech-* zu **cirkj* zurückgeführt werden, vgl. Verf., Arch. 40, 288 ff. Ohne mehrmalige Entlehnung, freilich auf verschiedene got. Grundlage beschränkt, kommt auch St.-P. nicht aus. Überhaupt wird die bair. Mission, die vor dem Eintreffen der Glaubensapostel in Mähren und in der Slowakei gut organisiert war und schon Bischöfe besaß (vgl. Brückner, Arch. 28, 197), nicht beachtet. Es ist bedenklich, für *aksl. postz* eine got. Vorlage **fasta* zu erschließen, wenn nur *fastubni*, aber ahd. *fasto* belegt ist. Die schon so oft untersuchte Frage nach dem Ursprung der slav. Wochentagsbenennungen sucht St.-P. so zu lösen, daß er eine älteste got. Einwirkung feststellt, die durch andere spätere durchkreuzt und verdunkelt worden sei (weil z. B. dem erschließbaren got. **paimptē* 'Donnerstag' das asl. *pætrikr* 'Freitag' entspricht). Alle diese Vermutungen sind nicht überzeugend.

Das V. Kapitel ist das wichtigste des ganzen Buches. Es enthält die lautlichen Gleichungen und Schlüsse, die auf Grund des vorgelegten Materials zu ziehen sind. Die sicheren Feststellungen über die Chronologie asl. Lautwandlungen sind aber auch ein Prüfstein für die Richtigkeit mancher Gleichungen. Hier ist darauf hinzuweisen, daß die Lehnwörter der ersten und zweiten Periode nicht genügen, manche Fragen der Chronologie allein zu lösen, daß bisweilen nur die Heranziehung späteren Lehnmaterials, der Ortsnamen und der einzelsprachlichen Beziehungen zu anderen Völkern und als besonders wichtig die umgekehrten Berührungen, die Entlehnungen aus den slav. Sprachen, die Entscheidung bringen können.

Zur Feststellung dessen, was vorgot. ist bzw. wie die got. Sprache vor Wulfila ausgesehen hat, wäre die Vergleichung mit den anderen erhaltenen ostgerm. Sprachresten (mit denen der Wandalen, Rugier, Heruler, Burgunder) erwünscht gewesen.

Den germ. Wandel *ā* zu *ō* möchte St.-P. schon dem Urostgermanischen zuschreiben, mit Unrecht, wie *Tanev* < *bastarn*. **Tān-* < idg. **Dān-* zeigt. Auch wenn Cäsars Schreibung *silva Bacenis* = ahd. *Buohhunna* nicht unanfechtbar dafür zeugt, daß das germ. *ā* noch nicht zu *ō* geworden war, so wird dieser Schluß doch dadurch bestätigt, daß das kelt. *Dānuvius* im Germ., wo der Fluß im letzten Jahrh. v. Chr. bekannt geworden sein dürfte, den Übergang zu *Dōn-* mitgemacht hat. Freilich ist überall Lautersatz möglich zu einer Zeit, in der im Germ. vielleicht schon *ō* aus *ā*, aber noch kein *ā* aus *ā* bestanden hat. Das got. *Rōmōneis* für lat. *Rōmāni* scheint mir aber sicher anzudeuten, 1. daß das geschlossene lat. *ō* schon in früher Zeit durch *ā* ersetzt wurde, das got. *ō* also noch nicht so geschlossen war wie zur Zeit des Wulfila und später im VI. Jahrh., und 2. daß die Möglichkeit der Wiedergabe des lat. *ā* durch got. *ō* zum selben Ergebnis führt, daß das got. *ō* noch offener war. Mit dem Namen der Römer mußten die Goten sicher schon in



Südrussland bekannt werden, nicht nur durch ihre Beziehungen zu den Kolonien am Schwarzen Meere, sondern auch durch ihre Raubfahrten und Züge ins Römerreich. Es scheint demnach erst im IV. Jahrh. etwa das got. *ō* geschlossen geworden zu sein, was darauf hindeutet, daß der Übergang *ā* zu *ō* im Got. später als im Westgerm., sicher wohl erst bedeutend nach Christi Geburt eingetreten ist.

Ganz anders ist meine Auffassung über die Entsprechung des got. *ō* und *ū* im Asl. St.-P. behauptet S. 484 ff., daß beide in der ersten Periode durch ursl. *ā* bzw. dem daraus entstandenen *y* wiedergegeben wurden. Dieser asl. Übergang *ā* zu *y* soll in der ersten Periode noch nicht eingetreten, in der zweiten Periode, d. i. im IV. Jahrh., aber völlig und endgültig durchgeführt sein. Die späteren Lehnverhältnisse beweisen aber ganz klar, daß *ū* (oder ein nur wenig davon verschiedener Diphthong *ū̄*) noch zur Zeit der Landnahme auf den Balkanländern, in Ostgermanien und zur Zeit der ersten finnisch-russ. Beziehungen bestanden hat (vgl. meine Ausführungen in einem demnächst im Arch. erscheinenden Aufsatz und Knutsson S. 73). Dementsprechend ergeben sich andere Gruppierungen des Lehnmaterials. Das slav. *myto* gehört bestimmt nicht in die vorgot. Periode, ja nicht einmal in die gotische, wo noch *ō* gesprochen wurde, sondern ist erst aus ahd. *mūta* entlehnt, das selbst ein got. Lehnwort des VI. Jahrh.s ist (vgl. Kluge, Deutsche Sprachgesch. S. 210; Verf., Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Sprache 50, 267 und Knutsson S. 73). Es sind wohl die (zunächst gotischen?) Zollstationen in Niederösterreich gewesen, von denen aus das Wort in das Altbair. (vgl. hier die alten Ortsnamen Mauthausen und Mautern) und weiter dann ins Asl. gedrungen ist. Gleichzeitig wird asl. *mytar̄s* aus ahd. *mūtāri* übernommen worden sein, dessen Entlehnungszeit St.-P. S. 487 von *myto* trennen möchte. Aus der ahd. Endung *-a* kann übrigens einfacher als auf S. 522 das slav. *-o* erklärt werden. Es ergibt sich die Regel, daß nicht das got. *ō*, sondern nur eine *ū*-Vorlage, falls sie vor das VIII. Jahrh. reicht, im Asl. zu *y* geführt hat. Deshalb könnten got. *bōks*, *plōgs* an und für sich schon in die erste Periode gehören, wenn nicht lautliche Umstände die Einreihung in die zweite notwendig machten. Für dieses germ. *ō* wird im Asl. kein *ū*, sondern ein *ō* oder ein Diphthong *ou* gesetzt worden sein, der erst später zum Monophthong *ū* geführt hat¹⁾. Jedenfalls ist germ. *au* durch dieses *ou* ersetzt worden (vgl. die Beispiele auf S. 503). Die Ausführungen St.-P.s über das Verhältnis von germ. *au* und asl. *ū* sind von seiner Annahme des frühen Übergangs von *ū* zu *y* abhängig und dementsprechend zu ändern, auch die Darstellung des Übertritts in die *ū*-Reihe danach zu berichtigen. Der Donauname ist den Slaven jedenfalls vor dem got. Übergang von *ō* zu *ū* bekannt geworden, wohl im V. Jahrh. (vgl. R. Much, Mitt. d. Inst. f. öst. Geschichtsforsch. 50, 311). Daß der Name *Rom* aber den Slaven durch die Goten vermittelt worden sei, wird man nicht glauben wollen (St.-P. S. 348 ff.). In ksl. *rumisk̄*, *rumin̄* wird daher teils (beim ersten Wort) ahd. *rūmīsc̄*, teils das Roman. die Ent-

1) Vgl. dazu jetzt meine Bemerkungen in Sudeta, Zeitschr. f. Vor- und Frühgeschichte 4, 161. [K.-N.]

lehnung vermittelt haben, bei beiden aber erst nach dem VIII. Jahrh. Die Form *Rimъ* dagegen ist, wie auch St.-P. S. 349 bemerkt, in derselben roman. Landschaft entstanden, in der für roman. *ō* ein illyr.-roman. *ü* eingetreten ist.

Die Ausführungen St.-P.s S. 495 ff. über die »Brechung« von *vogot*. *u* zu *o* sind nur konstruiert, um die Gleichungen urgerm. **kuta-* zu slav. **kotъ*, urgerm. **kubōn* zu slav. **koba* und urgerm. **burda-* zu slav. **brdo*, *birdo* aufrecht halten zu können. Die ersteren zwei Wörter hätten in der Entlehnungszeit urslav. **katъ* und **kaba* heißen müssen. Das das aus *u* entstandene germ. *o* offen gewesen sein soll, ist nicht einzusehen, es ist dafür geschlossenes *o* zu erwarten. Auf jeden Fall hätte so die germ. Grundlage nur ein slav. **kotъ* und **kaba* ergeben können. Das beschränkte Verbreitungsgebiet des letzteren Wortes (vgl. poln. *kob*, *koba* 'Stall' usw.) legt jüngeren Ursprung aus dem Deutschen nahe, zumal auch das ebenfalls entlehnte junge poln. *kobiel* 'Kober' danebensteht. Für germ. **burda-* wäre nur asl. **birdz* zu erwarten. Das tatsächliche *-r* kann St.-P. S. 496 nicht erklären. Aus den S. 498 besprochenen Lehnwörtern von der Art urgerm. **fulka-* zu **polku* lässt sich nichts auf die germ. Grundlage, ob **folka-* oder **fulka-*, rückschließen, da sowohl geschlossenes *ol* wie *ul* zu asl. *ol* führen mußte. Merkwürdig ist übrigens die Unlogik, daß ein urgerm. **kota-* aus **kuta-* zu asl. **katъ*, ein **folka-* aus **fulka-* aber zu asl. **polku* geführt haben soll.

Nur nebenbei möge erwähnt werden, daß mit idg. freiem Akzent im Urgerm. zur Zeit der ersten Lehnwörter, d. i. nach St.-P. um Christi Geburt, kaum mehr zu rechnen ist (S. 536). Die durch Tacitus bezeugten religiösen Gruppen der *Istaevones*, *Ingvaeones* und *Erminones* und die alliterierende germ. Personennamengabe bereits um Christi Geburt (*Segesthes*, *Segimundus*) bezeugen Stabreim, der wieder Eintritt der Anfangsbetonung voraussetzt.

Diese Bemerkungen sollen von den vielen Anregungen zeugen, die das gründliche Buch hervorruft. Es wird als eine Studie über die ältesten germ. Lehnwörter im Slav. bezeichnet und hat als solche seine Aufgabe mit Glück gelöst. Viele Gleichungen, die einwandfrei nach Grundlage und Zeit festgelegt werden konnten, konnten hier natürlich nicht besprochen werden, da das noch Problematische in den Vordergrund gestellt werden mußte, um positive Kritik zu leisten. Wenn nicht alle Fragen restlos aufgeklärt werden konnten, so ist das in der Schwierigkeit des Materials begründet. Das Buch bedeutet einen großen Schritt nach vorwärts und ist vorbildlich durch seine Verbindung von Sprach- und Kulturgeschichte.

Prag-Gablonz a. N.

Ernst Schwarz.

G. M. Barac. *Sobranije trudov po voprosu o jevrejskom elemente v pamjatnikach drevnerusskoj pišmennosti*. Tom I. Otdel pervyj, Pariž 1927, VI und 328 Ss. Otdel vtoroj, S. 331—915. 8°.

Archiv XL, S. 141—148, hatte ich über den zweiten Band dieser Sammlung der nachgelassenen Aufsätze, die Nestor gewidmet waren, gehandelt; in rascher Folge ist der erste erschienen, in würdigster Ausstattung, ein Denkmal der größten Pietät der Kinder. Aus der früheren Anzeige erhellte

bereits zur Genüge die Tendenz und Einstellung des Verf. und meine entgegengesetzte Meinung; ich kann mich jetzt kürzer fassen.

Der erste Halbband enthält »juridische«, der zweite »religionsgeschichtliche, lebensschildernde, epische u. a. Denkmäler«. In einzelnen Slova, im Igorlied, in Gerichtsbestimmungen u. dgl. werden hebräische, nicht etwa Parallelen, sondern direkte Beeinflussungen oder Entlehnungen, die meist den Weg über Chazarien gefunden hätten, erwiesen, und wieder wird operiert mit Etymologien und besonders auch mit Ausscheiden und Transposition von »Segmenten«, Sätzen und einzelnen Worten, die z. B. vom Blattrande durch Kopisten in den Text selbst hineingeraten wären und ihn heillos verwirren, was namentlich für die knappe und unklare Diktion der juridischen Texte mehrfach zugestanden werden könnte. Ich glaube sogar, daß gerade von solchen Texten aus B. seine ganze Methode gewonnen hat. Auf Schritt und Tritt können wir seinen Scharfsinn und sein großes Wissen bewundern, mögen wir uns gegen die Resultate seiner Forschung noch so skeptisch verhalten: das war der Eindruck, den ich von der Lektüre des 2. Bandes erhielt und den die des ersten erneuerte. Ich will nicht meine Einwände wiederholen, daß z. B. sämtliche Etymologien völlig verfehlt sind; daß viele Übereinstimmungen als zufällige, rein äußerliche, nichts besagen; daß manche Voraussetzungen unbeweisbar sind. So werden wieder die beiden Juden-erzählungen aus dem Höhlenpaterik für die Zwecke des Verf. ausgebeutet, aber Franko hat gezeigt, daß namentlich die Geschichte von dem Nikita Zatvornik und seinem hebräischen Wissen nur eine oft wörtliche Übersetzung einer griechischen Vorlage ist und für Kiev daher nichts gilt. Statt derartige Polemik zu wiederholen, ziehe ich es vor, einige wenige Partien herauszugreifen, in denen man dem Verf. ganz oder doch zum Teil nachfolgen kann.

Da ist z. B. das Slovo o zakoně i blagodati, angeblich des Hilarion, eine Perle des alten Schrifttums, wie allgemein anerkannt ist: nur bleibt schwer verständlich, daß Hilarion sonst nichts weiter geschrieben hätte und was das Lob Wladimirs, der zweite Hauptteil des Slovo, mit dem ersten, mit dem Gegensatz von Juden- und Christentum, zu tun hat? Wladimir ist ja vom Heiden-, nicht vom Judentum übergetreten. Barac behauptet nun von diesem ersten Teil, daß er ein Auszug ist aus dem verlorenen Werke des Slavenapostels Cyril, aus der Disputation mit Juden. Erweisen läßt sich dies natürlich nicht, aber die Hypothese ist geradezu glänzend zu nennen. Freilich will ich damit nicht auch den weiteren Annahmen beipflichten, daß auch das Slovo o mytarstvach (o ischodě duši) auf dieselben Disputationen zurückgehe. Der zweite Teil des Slovo, das Lob Wladimirs, ist nach Barac, vielleicht von Hilarion oder einem Zeitgenossen, aus einem verlorengegangenen Lob auf Boris von Bulgarien (von einem Schüler der Slavenapostel verfaßt) übernommen, d. h. nachgeahmt, weil seine Angaben z. B. auf das Verhältnis von Boris zu Simeon, nicht auf das von Vladimir zu Jaroslav passen (??). Den Schlußteil, das Gebet für Rußland, trennt B. völlig vom Rest und sieht darin eine strikte Nachahmung hebräischer liturgischer Formeln, die von Cyril oder einem seiner Schüler für das eben

bekehrte Dnieperland (B. hält an den Ausführungen von Lamanskij fest) nach jüdischen Texten hergestellt wären. Während ich jene angebliche Bekehrung als unmöglich ausschalte, gebe ich gerne das Zusammenfallen mit hebräischen Bitten zu und erkenne darin das Hauptverdienst von Barac, daß er für diese und andere Texte (z. B. das Choždenije Bogorodicy po mukam, das Slovo o mytarstvach u. a.) eine Menge oft geradezu frappanter Parallelen aus dem Talmud und anderen hebräischen Quellen beigebracht hat. Namentlich in dem Slovo o mytarstvach ist das regellose Aufzählen der Sünden (die alphabetisch im Hebräischen geordnet waren) u. a. auf das hebräische Vorbild mit Glück zurückgeführt, doch gilt nur dies alles für die griechischen Vorlagen, nicht für deren slavische Versionen. Die Versuche, alle Erzählungen der Chronik von Vladimir auf hebräische Quellen zurückzuführen, kann ich nur ablehnen; ebensowenig ist es beim Igorlied gelungen, namentlich beim Traum des Großfürsten und dessen Deutung, irgendeine einwandfreie hebräische Erklärung anzubringen; die *gotskija děvy* können nicht *getskija* (*Get* im Filisterlande) sein und ihr *u Plěsenska* kann ebenso wenig *pěsensky* 'mit Gesang' gedeutet werden; der ganze, S. 698—701 angeblich wiederhergestellte Text kann nicht ernst genommen werden: *Rusobovo* für *Busovo*, *Kitanja* für *Kisanja* usw. (angeblich Namen von Polovzerrfürsten vom J. 1103 und 1095). Diese aus verschiedenen Zeitschriften gesammelten Aufsätze eröffnet die bekannte Parabel vom Blinden und Lahmen, die in der Fassung bei Kyrill von Turov und im Midrasch Rabboth verglichen wird (der Eingang bei Kyrill handelt vom Wert des Schriftlesens, wiederum auf Grund hebräischer Parallelen) und eine Deutung der abenteuerlichen »Solner Legende«, deren (*zboršk*) *szčicis* (*kokine*) aus hebr. *cicis* 'Gebetfransen' nicht ungeschickt erklärt wird — freilich läßt alles andere desto mehr zu wünschen übrig: Verwechslung der Sätze und Streichung von allem Unbequemen müssen wie immer herhalten.

Unter den juridischen Texten wird zuerst der Zakon sudnyj ljudam als »ältestes hebräisch-chazaro-russisches Rechtsdenkmal« behandelt, in dessen ausführlicherer Redaktion zahlreiche Zusätze aus der mosaischen Gesetzgebung längst festgestellt sind. Damit begnügt sich B. nicht, sondern sucht in sorgfältiger Analyse und starken Textkorrekturen auch in allen anderen Artikeln den Zusammenhang mit Moses oder mit dem Talmud festzustellen. Als Laie enthalte ich mich jeglichen eigenen Urteils über die oft äußerst verlockenden Deutungen des Verfassers, jedenfalls ist der Einfluß — Vermittelung Chazariens — stark überschätzt; wiederum wird — gewiß irrig — Konstantin-Cyrill als Übersetzer dieses Zakon bezeichnet und S. 63—70 sind interessante Beiträge zur Charakteristik seiner Judenpolemik beigeleistet. Es folgt S. 72—150 über die Beweismittel nach der Pravda Russka; S. 151—232 die Analyse des Ustav des Fürsten Vsevolod über die Kirchengerichte (mit den unmöglichsten Etymologien, die ich nicht näher erwähne); S. 233—301 über die »Häßbler« (*polovniki*) nach der Pskover Pravda mit ebensolchen Etymologien. S. 302—316 bespricht die Polocker Übereinkunft des Těšata (um 1280 herum): die Deutung ist anstandslos nach hebräischem Brauch durchgeführt, aber ich konnte mich nicht davon überzeugen, daß

Iakim und Těšata Juden wären; wenn im XVI. Jahrh. Juden ihre Erbstreitigkeiten vor dem Landesgericht schlichten, so folgt daraus für das XIII. Jahrh. noch nichts; die Zeugen sind sämtlich Christen (voran pop David usw.), und da sollten die beiden streitenden Parteien durch kein Wörtechen als Juden bezeichnet worden sein? Wenn skladstvo hier auf Hochzeit bezogen wird (Brautpreis), so sei an die russ. kladka erinnert, die demselben Begriffe nahekommt.

Wir müssen dem Verfasser dankbar sein für die Menge von Parallelen, die er zu russ. Bräuchen und Texten aus dem Talmud u. a. beigebracht hat. Manches ist höchst auffällig, so wenn in dem Ustav (von den Kirchengerichten) Kinder aus der vierten Ehe zum Erbteil zugelassen werden, während doch nach griechischem weltlichen und kanonischen Recht eine vierte Ehe nur Unzucht ist und Kindern aus ihr jegliche Kindschaft aberkannt wird, was eben für die mosaische Gesetzgebung gar nicht gilt. Nur können wir auf diese und andere Parallelen nicht die weitgehendsten Schlüsse mit dem Verf. bauen; Analogien in Bräuchen können auch ganz zufällig sein; Ähnlichkeiten im Ausdruck erklären sich aus Ähnlichkeit der Lage selbst sowie daraus, daß das Christentum auf den Traditionen des Judentums (die h. Schrift!) weiterbaute.

A. Brückner.

Volkslieder der Slaven. Ausgewählt, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Paul Eisner. Bibliograph. Institut, Leipzig (Meyers Klassikerausgaben). 32 und 560 Ss. 8°.

Eine gediegene Leistung, die dem Westeuropäer durch das Volkslied Verständnis für slavisches Wesen, vor allem für slavische Kunst (Dichtung und Musik) wohl zu verschaffen vermag. Ausgewählt sind meist lyrische Lieder von elf slavischen Stämmen (Wenden, Slovaken, Groß-, Klein-, Weißrussen usw.); am reichsten sind die Großrussen vertreten (S. 1—90); die epischen Lieder der Russen und der Balkanslaven fehlen, dagegen sind einzelne Dumen aufgenommen. Die in der Einleitung gegebene Charakteristik der einzelnen Stämme und ihrer Lieder greift sehr tief und die Anmerkungen (S. 484—550) erweisen eine Beherrschung aller einschlägigen Realien, die kaum zu überbieten wäre. Für die deutsche Literatur ist die Sammlung ein hochverdienstliches Novum (zum ersten Male werden z. B. weißrussische Lieder übersetzt; bei Polen, Böhmen usw. wird zum ersten Male seit Dezennien neu und gut übersetzt), aber auch dem Slaven ist das Buch eine willkommene Gabe; für den deutschen Leser geradezu eine Offenbarung, ermöglicht es dem slavischen einen sonst nicht leicht zu beschaffenden Überblick über das ganze Volkslied aller Slaven. Große Liebe für den Gegenstand, tiefes Verständnis, sachgerechte Behandlung haben ein Werk schaffen helfen, das auf diesem Gebiete von keinem andern auch nur annähernd erreicht wird.

Gewiß, bei größerem Raum hätte ich z. B. mehr kleinrussische Koljadki gewünscht; Eisner legte aber besonderes Gewicht auf großrussische Frauenlieder, weil er aus ihnen Aufschluß über die Volksseele zu gewinnen ge-

dachte und sie in Zusammenhang mit der Kunstdichtung rückte. Wie tief er sich in seinen Gegenstand eingearbeitet hat, beweisen neben einer Menge treffender Urteile aller Art seine Ausführungen über die kleinrussischen Lieder, die er im strikten Gegensatz zu kleinrussischen Forschern (ich denke z. B. an die Darstellung bei Hruševskij im 1. und 4. Bande seiner Literaturgeschichte) nicht als etwas Einheitliches bezeichnet: die kleinrussischen Lieder der Ukrainer stehen den großrussischen näher als den kleinrussischen Galiziens und der Karpathen; »so zerfällt das kleinrussische Lied als Gesamtheit in zwei große Typen«. Oder die treffenden Bemerkungen über den Einfluß der Kunstdichtung auf die Volksdichtung der Polen. Besonders hoch schätzt er die Lyrik des Balkans ein, nur hätte ich »die vorchristlichen mythologischen Erinnerungen« lieber gestrichen. Unter die polnischen Lieder ist ein Kunstlied (Jagd!) hineingekommen. Innerhalb der einzelnen Stammgruppen sind die Lieder halbwegs chronologisch geordnet: von der Wiege zum Grabe. Dem schönen Inhalt entspricht die würdige Ausstattung: das Buch ist eine wesentliche, bleibende Bereicherung der Volksdichtung. Mich störte nur die Beibehaltung der slavischen Eigennamen: ein Jascho, Maryscha u. a. will mir zum deutschen Text nicht recht passen; man übersetze doch alles (außer natürlich Refrains ohne Bedeutung). Allen, die sich fürs Volkslied interessieren, sei das Buch wärmstens empfohlen; es füllt eine wesentliche Lücke musterhaft aus. *A. Briickner.*

Kleine Mitteilungen.

Slowak. *rava*, *riava*.

Slowak. *rava*, *riava* 'horský potok, bystřina' Kálal, Slovenský slovník. So heißt in einigen slowak. Dialekten 'der Bergbach, der Gießbach'. Da dieses Wort in anderen Slavinen meines Wissens nicht zu treffen ist, sind wir berechtigt es als fremdes Gut zu betrachten. Meiner Meinung nach ist das Wort rumänischen Ursprungs. Der Fluß, der Strom heißt im Dakorum. *rîu*, im Aromun. *ariu*, im Meglenit. *rou* (s. Pușcariu, EtWb.). Diminuierende Formen sind im Dakorum. *rîușor*, *rîulet*, *rîuț* (s. Tiktin, Wb.). Das Wort ist ein Erbwort im Rumänischen aus lat. *rivus*, -um 'jedes kleine fließende Wasser, der Bach'.

Nun wissen wir, daß das Wort im älteren Dakorum. *reu* hieß (s. Pușcariu, Zur Rekonstruktion des Urrumänischen 32). Diese *reu*-Form haben wir als Fluß- und Ortsnamen in mehreren siebenbürgischen lateinischen und ungarischen Denkmälern und gedruckten Werken. Hier folgen einige Beispiele aus dem Werke: Repertorium locorum objectorumque ... Hungariae ... magni item principatus Transylvaniae occurrentium, quas ... vulgavit Joannes Lipszky ... Budac 1808, und einige aus Csánki's Történeti földrajz (= Historische Geographie):

»*Reu-alb* valachice, Fejérviz hungarice, pagus in com. Hunyadien. | *Reu* val., *rivus* in com. Hunyadien. | *Reu berbat* val., Borbátviz h., pagus in com. Hunyadien. | *Reu Fatye* val., *rivus* in com. Albensi infer. | *Reu-máre* val., *rivus* in com. Cibiniensi, *Reu-mik* val., Klein Zibin germanice, *rivus* in com. Cibiniensi | *Reu-máre*, *Reul máre* val., Nagy-Aranyos h., pagus in com. Albensi inf., *Reul-máre* val., Nagy-Aranyos h., *fluvius*, ibidem, *Reu mik* val., Kis-Aranyos h., *fluvius*, ibidem | *Reu-máre* val., *Vallis Riv.*, in com. Cibiniensi« (alles aus Lipszkys Repertorium). — Jahr 1377: *fluv. Ryusoor*, 1447 *Reusor*, Csánki V, 132 = heute *pagus Rîușor* val. in com. Hungyadiensi.

Aus diesem älteren dakorum. *reu* hatte sich im älteren Slowakischen ein **reva* gebildet und aus diesem älteren slow. **reva* das heutige *rava*, *riava*; zu diesen Entsprechungen vgl. ung. *baj*, *terh*, *teve*, *béles* > slowak. *baja*, *t'archa*, *t'ava*, *báleš* usw. Das Wort *reu* wurde durch die rumänischen Hirten zu den Slowaken vermittelt.

Budapest.

J. Melich.

Zum Statut von Wiślica.

Während der Drucklegung meiner Ausgabe der sogenannten 2. Übersetzung sind im Herbst 1924 von dem Sammelwerk »Archiwum Komisji Prawniczej« Bd. II und IV erschienen, die wie Bd. III und VIII das polnische, so nun das lateinische Handschriftenmaterial in diplomatischem Abdruck nebst wertvollen, von Kłodziński zusammengestellten Tabellen und Beschreibung der Handschriften bringen¹⁾. Ein kritischer Text wird nicht gegeben und ist, solange die radikalen Ansichten bezüglich der Entstehungsgeschichte des sog. Statuts von Wiślica herrschen, wie sie Kutrzeba in »Historja źródeł dawnego prawa polskiego« S. 174 ff. zusammenfaßt, wohl auch nicht zu erwarten, so daß man weiter auf Helcels Ausgabe angewiesen bleibt. Wohl aber kann man nun bequemer, als dies Mańkowski in seinen »Kritischen Bemerkungen zu dem Texte der sogenannten zweiten Übersetzung des Statuts von Wiślica« möglich war, diese zweite Übersetzung (älteste Hdschr. 1460) mit der ihr nahestehenden lat. Hdschr. Bandtk. II von 1478 vergleichen, die allerdings aus chronologischen Gründen nicht als Vorlage in Betracht kommen kann²⁾. Diese Vergleichung zeigt nun, daß neben den vielen auffallenden Übereinstimmungen beider Texte, wie sie Mańkowski schon hervorgehoben hat — hinzukommt die Jahreszahl 1447 in beiden Texten —, auch Abweichungen vorhanden sind: in Bandtk. II sind Art. 25 und 26 (auch in allen lat. Hdschr.), sowie 64 und 65 meiner Ausgabe vereint, 76 und 77 sowie 78 und 79 sind miteinander vertauscht, jedoch so, daß bei den letzten beiden die Überschriften in ihrer ursprünglichen Reihenfolge stehen geblieben sind, 81 zerfällt in zwei Artikel (ebenso in Ossol. III und Dzial. III), 87 steht wie in allen lat. Hdschr. vor 85 und ist unvollständig, in 89 steht für *szesiądziesiąt* fälschlich *XL* (allerdings auch Str. S. *exterdziesiąt*), in 101 und 102 sind die Überschriften vertauscht, 123 und 124 sind wie in allen lat. Hdschr. vereint, in 128 steht für *dwadziesiąt* fälschlich *XXX*, 148 fehlt, 150 ist in zwei Artikel getrennt. Diese Abweichungen machen es wahrscheinlich, daß nicht die unmittelbare Vorlage von Bandtk. II unserer Übersetzung zugrunde gelegen hat, sondern ein weiter zurückliegender Text. Da auch Dzial. III³⁾ (und wohl auch dessen defekte Vorlage Ossol. III)

1) Von der langjährigen Vorbereitung dieser Ausgabe durch Ulanowski habe ich nichts gewußt, weil die darüber berichtende Literatur hier nicht vorhanden war mit Ausnahme des *Kwartalnik historyczny* von 1919, der sie kurz erwähnt und 1923 hier angeschafft wurde.

2) Natürlich habe ich (Jahrb. f. Kultur u. Gesch. d. Slav. II 79) nicht Schmid, der sich über diesen Punkt ja deutlich ausspricht, diese Ansicht zugesprochen, wie er dies in ungewöhnlichem Tone behauptet, sondern nur den nichtinformierten Leser aufklären wollen, damit er meiner Schlußfolgerung zustimmen kann.

3) Jedoch steht zu Beginn nur der erste Absatz der großpoln. Vorrede, vielleicht durch ein Versehen des Schreibers, der dann am Schluß seiner Arbeit hinter dem Statut von Warta die großpoln. Vorrede noch einmal vollständig mit anschließendem Arbitrium gibt; ferner ist der Schluß des letzten Artikels des kleinpoln. Statuts (in *concipiendis igitur*), der in Bandtk. II und in unserer Übersetzung vor das Arbitrium gerückt erscheint, ganz weggefallen.

dieselbe Redaktion wie Bandtk. II zeigt (Świętosław allerdings könnte aus eigenem Antriebe das Arbitrium mit dem Statut verbunden haben, ohne diese Anordnung bereits in seiner Vorlage vorgefunden zu haben, doch sicher ist dies nicht), so ergibt sich, daß außer in Bandtk. II und Dzial. III das Arbitrium noch in einigen lat. Hdschr. vorhanden gewesen sein muß, die bisher nicht aufgefunden wurden.

Die Zeit der Auffassung unserer Übersetzung wird jetzt von Kutrzeba (Historja źródeł S. 271) um 1460 angesetzt, während Mańkowski S. 36 und Brückner (z. B. Geschichte d. älteren poln. Schriftspr. S. 40) sie um 1450 bestimmten und Brückner außerdem die Meinung ausgesprochen hat, daß beide Übersetzungen annähernd gleichzeitig erfolgt sein werden. Gegen Kutrzeba möchte ich darauf hinweisen, daß die älteste Hdschr. wohl 1460 geschrieben ist, daß sie aber wegen der vielen Lücken und Fehler, wie ich dies schon S. 3 meiner Ausgabe angedeutet habe, nicht das Original und auch nicht die unmittelbare Abschrift desselben darstellen kann, sondern daß Zwischenglieder anzunehmen sind, wie dies ja auch Mańkowski S. 27 tut. Deshalb habe ich in leichter Modifizierung von Mańkowskis und Brückners Annahme in meiner Ausgabe gesagt, daß die Übersetzung um 1447 entstanden sein kann, um damit anzudeuten, daß die Änderung in Art. 124, der in der Vorlage in ganz anderer Form stand, beabsichtigt sein kann, um das Werk für die derzeitige Gerichtspraxis, in die nach Mańkowski 1435 das polnische Recht eingeführt worden war, brauchbar zu machen; ferner, um anzudeuten, daß beide Übersetzungen zur Säkularfeier des großen Werkes entstanden sein können, wodurch die etwas auffällige Tatsache des fast gleichzeitigen Erscheinens zweier ersten Übersetzungen, denen dann die Übersetzungen der anderen Statute folgten, ihre Erklärung finden würde.

Hinsichtlich der äußeren Form des von mir gebotenen Textes sei bemerkt, daß natürlich nicht die Sprachform des unbekannten Übersetzers rekonstruiert, sondern nur gezeigt werden sollte, wie der handschriftliche Text nach unserer Kenntnis der Sprachgeschichte gelesen werden kann; ich habe deshalb *prózny, rózny, ziem', jesm', ośm', bukiew, jidż* (als Infin., neben *jić*, wo die Hdschr. es boten) geschrieben, aber z. B. *szkaradny*, weil mir ein Beleg für die ältere Form mit *s* aus dieser Zeit nicht zur Verfügung stand. Größere Schwierigkeiten bot die Bezeichnung der Quantitäten in möglichst jedem Worte, zu welchem Zwecke das Material des XVI. Jahrh. und manchmal auch Cnapius verwertet werden mußten. Nur dieses historische Material, nicht etwa theoretische Erwägungen sind maßgebend gewesen. Deshalb habe ich *ciągnąć* geschrieben, weil die Kürze (außer im Nordkaschubischen; vgl. Lorentz, Gesch. d. pomoran. Sprache S. 68, wo sie aber entgegen der Meinung von Lorentz ursprünglich ist), die doch durch den westslav. Verbalablaut gefordert wird, nicht mehr nachweisbar ist; ferner (*prze-, u-*)-*pádá* gegenüber (*u*)-*kladá* (im Czeh. ist heute das Verhältnis umgekehrt), weil die Mehrzahl der Fälle dafür spricht; *stracá* neben *stráčę*, weil beides nebeneinander vorkommt; in allen diesen Fällen halte ich die Stammkürze für das Ursprüngliche, wie dies im »Westslavischen Akzent« Kuhns Zeitschr. f. vergl. Sprachf. S. 50 begründet ist. Am häufigsten habe

ich gegen meine Anschauungen bei dem Ansatz von *-ē* handeln müssen (das wahrscheinlich in vielen Fällen nur zur Bezeichnung der geschlossenen Aussprache von *-e-* vor weichem Konsonanten diente), bis der Druckerei die Typen dafür ausgingen und ich erwünschterweise zur Einschränkung dieses Zeichens gezwungen wurde; dort habe ich *rzékt, uciékt* trotz *past* stehen gelassen, weil diese Dehnung vor stimmlosen Endkonsonanten bekanntlich polnisch im Gegensatz zum Kaschubischen die Regel bildet.

Ich benutze die Gelegenheit, um einige Schönheitsfehler, die z. T. erst beim letzten Druck entstanden sind, zu verbessern. Es ist zu lesen: S. 6 Anm. 9 *gnyexdzenskiego*; S. 40 Z. 2 v. u. *czqstokroć*; S. 42 Z. 4 *sqdzięj*; S. 44 Z. 1 *rostopnosc*, Anm. 7 (mit fortgefallenem *odjięt*); S. 48 Z. 6 v. u. *ucięciu*; S. 53 Z. 8 *roxpuścieniem*; S. 61 l. Z. *wiącej*; S. 69 Z. 4 *bogaty*; S. 74 Z. 4 *roxdzięla*; S. 81 Z. 4 v. u. *u tego*; Z. 2 v. u. *lát*; S. 87 Z. 6 v. u. *mąż*; S. 91 Z. 6 v. u. *wxięt*; S. 97 l. Z. *jego*. Außerdem bitte ich den letzten Satz der Anmerkung 1 S. 96 mit Hinzufügung neuer Beispiele und Korrektur eines mißverstandenen¹⁾ Excerpts so zu fassen: Der Fehler ist entstanden durch die falsche Setzung von *na* (wie in der Überschrift, Art. 35, 86, 117, 120, 149 und sonst, vgl. Teki Pawińskiego IV 2247 *szedmenadzeszanth*, 2259 *sep na dzmixsph*, 3555 *pōnaczesczi quinquaginta*; andererseits auffällige Formen für *quindecim* in 6319 *pōcznadzesant* und *Monumenta medii aevi historica, res gestas Poloniae illustrantia XVIII 143 pyancznadzeszyath*).

Breslau.

O. Grünenthal.

Zu den slavischen Geheimsprachen.

Während und nach dem Weltkriege ist eine Belebung des Interesses für die Geheimsprachen eingetreten, wie man für das Deutsche aus den Literaturangaben im Vorworte zu L. Günther, *Die deutsche Gaunersprache* (Leipzig 1919), für das Romanische aus den Angaben Wagners in der neuen Zeitschrift »Volkstum u. Kultur d. Romanen« (Hamburg 1928) Bd. I, S. 71 f. und für das Slavische aus dem Erscheinen der vier folgenden Arbeiten ersehen kann (vgl. auch Kuhns *Ztschr. f. vgl. Spr.* LII, 1 ff.).

1. E. Rippl, *Zum Wortschatz des tschechischen Rotwelsch*. Veröffentlichungen der Slavist. Arbeitsgemeinsch. a. d. Deutschen Univers. in Prag, I. Reihe, Heft 2 (63 S., Reichenberg 1926); zuletzt besprochen von Diels in *Jahrb. f. Kultur u. Gesch. d. Slaven*, N. F. IV, 102f. Nach einer Einleitung bezüglich der Quellen usw. folgt auf 45 Seiten ein reichhaltiges alphabetisches Verzeichnis, zu dem Oberpfalcer in *Naše řeč* 11, 176ff. dankenswerte Erläuterungen gegeben hat. Die fremden Bestandteile sind bei Rippl nicht bezeichnet, sondern es ist in der Einleitung S. 14 nur allgemein gesagt, daß der Einfluß des Hebräischen und Zigeunerischen heute nur noch wenig hervortrete, was für das Hebr. trotz *dales* 'Elend', *ganaffen* 'stehlen', *jájen* 'Wein', *kaffer* 'Bauer', *keim* 'Jude', *chaser* 'Schwein', *mokum*, *most*, *raš* usw. zutreffen

1) Hier hat Schmid recht; nur hätte er nicht den Schluß ziehen sollen, daß mir die Strafe *quindecim* unbekannt sei, da sie doch die gewöhnlichste war und allein in unserer Übersetzung gegen zwanzigmal vorkommt.

mag, für das Zig. jedoch keineswegs; vgl. außer den von Rippl genannten Ausdrücken *bálo*, *čór*, *gáčo*, *kér*, *máro*, *márstvo* noch: *bagry* 'Hammel', *čeros* 'Himmel', *čib* 'Sprache', *čikno* 'Fett', *činiben* 'Schreiben', *čupník* 'Peitsche', *čupr* 'fein', *čuro* 'Messer', *dand* 'Zahn', *dilina* 'Narr', *dumuk* 'Faust', *džavy* 'Läuse', *gád* 'Hemd', *gáv* 'Dorf', *gráj* 'Pferd', *chalovat* 'essen', *chanig* 'Brunnen', *chindit* 'beschmutzen', *chindovna* 'After', *chóli* 'Ärger', *jáček* 'Feuer', *jiloro* 'Herz', *káhna* 'Henne', *kálo* 'Zigeuner', *káro* 'Penis', *kastunej* 'hölzern', *kucík* 'Topf', *lil* 'Legitimation', *lováky* 'Geld', *mamula* 'Kerze', *mangelit* 'betteln', *mom* 'Wachs', *papina* 'Henne', *párno* 'weiß', *pálo* 'Brett', *pórik* 'Schwanz', *raj* 'Herr', *rat* 'Nacht', *róm* 'Zigeuner', *ruv* 'Wolf', *sap* 'Schlange', *sigr* 'flink', *šutr* 'Rum', *vátro* 'Feuerstätte', *žukel* 'Hund'. Diese Liste, die wohl nicht vollständig ist, zeigt, daß gerade im Čech. Zigeunerausdrücke häufiger als wo anders sind, womit die frz. Bezeichnung der Zigeuner als 'bohémens' im Zusammenhang stehen mag.

2. Živko D. Petković, Jezik našich šatrovaca. 35 S., Beograd 1928. Der Verf. gibt ein, wie er selbst sagt, leider sehr unvollständiges Verzeichnis, wie er es selbst und einige Vorgänger gesammelt haben, mit Deutungsversuchen der fremden Bestandteile. Zum heimischen Sprachgute möchte ich einiges rechnen, was hier anders gedeutet wird: *ljigati* 'laufen': p. *ligać* 'aus-schlagen', *lipati*, *hlipati* 'schlürfen' (Berneker, EW. S. 399), *klopati* 'essen': *chlopati*, *(k)lopati* (ibid. S. 390, 523, 732), *lupati*, *lupetati* 'schwatzten, klatschen': *lupati* 'schlagen' (ibid. S. 746), *grapsti* 'wegnehmen' <*grebsti* + *grabiti*, *treba* 'Frau' < 'notwendig', *rēdati* 'reden': *rēda* 'Reihe' (vgl. bg. *redi* 'Klagegesang ausführen'), *treba* 'Frau': 'notwendig', *gnjati*, *gljati* 'gehen': *gnati* (zur Erweiterung vgl. Kuhns Ztschr. f. vgl. Spr. 42, 376), *ždrakati* 'sehen': *zrak* (s. Leskien, Skr. Gr. § 192), *kanja* 'Kopf' < 'Weihe', *motiti* 'laufen': *mot* 'Bewegung', *gurati* 'gehen': 'stoßen', bg. *guram* 'gehe, gebe' (Sbornik za nar. um. XVI/XVII, 846), r. dial. *ugurat*, *balaviti* 'reden': *balaviti* (ibid. S. 40). Überhaupt sind die Deutungen des Verf.s — er ist Historiker mit weitreichenden Sprachkenntnissen — mit Ausnahme der aus dem Albanischen¹⁾ für uns Philologen meist unmöglich, weil er den Grundsatz, immer an das Nächste zu denken, außer acht läßt und die von ihm zitierte Abhandlung von Jagić über die Geheimsprachen der Slaven nicht eingesehen hat. So zeigt sich naturgemäß starker türkischer Einfluß: *boluk* 'Fisch', *čamura* 'Erde', *bojalija* 'Krug', *džada* 'Straße', *maraz* 'Krankheit', *kardaš*, *buraxer* (letzteres durch alb. Vermittlung) 'Bruder', *(h)aniti* 'essen', *pajton* 'Kutschwagen', *karamluk* 'Nacht', *magaza* 'Magen', *murivo* 'Käse', *orman* 'Wald', *pajkan* 'Gendarm', *kotoman* 'reich', *tuz* 'Salz'. Aus dem Deutschen stammen: *cukar* 'Pferd', *džaga* 'Säge', *grandel* 'Groschen' (vgl. č. *grand* 'Kreuzer' bei Rippl und d. *grant* 'Geld'), *pub* 'Gendarm', *šnajder* 'junger Ziegenbock', *štule* 'Beine', *unta* 'Hund', *wola* 'Wäsche'. Rumänisch oder romanisch sind: *baštinjac* 'Baum', *gurač* 'Kehle', *jarba* 'Gras', *karni* 'Fleisch', *galben* 'Dukaten', *pilovi* 'Geld' (vgl. it. *pila*), *levati* 'nehmen', *panje* neben *palje* 'Brot', *sagnja* (diese Form bei Jagić, der it. *saccolo* ver-

1) Hierher gehört auch *bukurija* 'Kirche', *lanjati* 'waschen', *čkojiti* 'gehen', *zot* 'Türke' (eigl. 'Herr'), *ardijan* 'Wein' (alb. *ardí* 'Weintraube'), *šumnjak* 'reich': *šum* 'viel'.

gleicht) neben *saglya* 'Ranzen', *ljadrožiti* 'stehlen'. Madjarisch sind *vixa* 'Wasser' und *urvíx* 'Wein' (Herrenwasser); Jagić rechnet auch *eric* 'Himmel, Gott', *vanta* 'Kopf' hierher.

3. S. M. Potapov, *Slovar' žargona prestupnikov*. Moskva 1927. 196 S. 120. Dieses Werk, von dem eine erste, mir nicht zugängliche Ausgabe 1923 erschienen ist, ist vom Volkskommissariat des Innern für den Dienstgebrauch herausgegeben und im Buchhandel nicht erhältlich; doch besitzt das hiesige Osteuropa-Institut ein Exemplar. Es verwertet ebenso wie das ganz ähnlich angelegte Büchlein von V. M. Popov (*Slovar' vorovskogo i arestantskago jazyka*, Kiev 1912) die Ergebnisse der Polizeipraxis, enthält aber mindestens doppelt so viel Ausdrücke wie dieses; das ältere Werk von V. F. Trachtenberg (*Blatnaja muzyka*, Petersburg 1908) behält, obgleich es beiden an Fülle des Materials sehr nachsteht, daneben seinen Wert durch seine eingehenden Erklärungen. Da Potapov trotz des vielen Neuen, das er bietet, die Unvollständigkeit seines Werkes betont und um Beiträge bittet, so sei auf *dub* für 'Rubel', *blatju* f. 'stehlen', *flejtu* f. 'fliehen' (vgl. *kupit* 'flejtu', *plejtu* bei Potapov) in Odessa hingewiesen. Der weitaus überwiegende Teil ist rein russisch, wird aber zum Teil maskiert einmal durch metaphorische Verwendung wie z. B. *ovcy*, *krestjane*, *tenora* für *vši*, *morkovka* f. *gorodovo* (auch d. *Mohrrübe* so, vgl. Günther), *oberjana* f. *parovoz*, *parovoz* f. *samovar*, *osel* f. *lošadь*, *snég* f. *bělýj*, *baljasina* f. *kolbasa*, *kumpol* (vulgär für *kupol*) f. *golova*, *lapa* und *baran* f. *vratka*, *loch* f. *lico*, *botat'* f. *gorovit*, *plěšivyj* f. *luna* usw.; dann auch, indem der Wortanlaut durch *š*, *ša*, *ši*, *šu* oder *ku* ersetzt wird: *šarochod* f. *parochod*, *šaloto* f. *doloto*, *širloto* f. *zoloto*, *šiftan* f. *kaftan*, *širman* f. *karman*, *širnik* f. *dvornik*, *šumagi* f. *bumagi*, *šustyrnyj* f. *pustyrnyj*, *kurok* f. *sorok* usw., vgl. Jagić, Geheimsprachen S. 41 ff. Von den fremden Bestandteilen stammen die meisten aus dem jüdischen Jargon, und zwar sind hebr. Ursprungs *Beta*, *Chaxer*, *Keifl*¹⁾, *Kic(a)*, *Kluft*, *Mosematen*, *Moser*, *Lamdon*, *Schaber*, *Schmiere*, *Schotenheller*²⁾, über die man Näheres bei Avé-Lallemand oder Günther finden kann; deutschen Ursprung zeigen (in deutscher Form) *Bahn*, *Böhm* (für 25 Kp.), *Büchse*, *Fahrt*, *Fisch*, *Fleisch*, *frei*, *Freier*, *Freund*, *guten Morgen*, *Handel*, *Halstuch*, *Hänger*, *Kneissen* (s. Avé-Lallemand IV, 559), *Kuort*, *Leger*, *Nachgeher*, *Natur*, *Ränzel*, *reisen*, *sechs*, *Schlepper*, *Schwabe*, *schwarzweiss*, *Speier*, *Sporn*, *Spritze*, *Stengel*, *Vater*, *Waare*, *Wüscher* (auch übersetzt *mojsćik* f. 'Bahnkoupeedieb'), *zierlich* (vgl. Avé-Lall. IV, 623). Während diese jüd. Elemente zum großen Teil schon in den beiden älteren Werken verzeichnet sind, werden andere fremde Ausdrücke hier zuerst gebracht. So stammen neben dem schon früher notierten *raklo* 'bosjak' aus der Zigeunersprache: *baro* 'Herr', *bala-vas* (-*bas*, -*las*) 'Schweinefleisch, Speck', *but* 'viel', *činava* 'abschlachten', *chavat* 'essen', *gadže* 'Volk', *graj*, *gras* 'Pferd', *grasni* 'Stute', *kara* 'Penis', *lava*, *lav'e* 'Geld', *lubno* 'Hure', *mandro* 'Brot', *minža* 'vulva', *mišto* 'gut', *nany* 'ist nicht', *rumni* 'Zigeunerin', *šero* 'Kopf'; ferner die Zahlwörter: *jek* 1, *duj* 2, *trin* 3, *star* 4, *panč* 5, *šov* 6, *efto* 7, *akto* 8,

1) Die Bedeutung 'Dokument' neben der deutschen 'Louisdor' (Günther S. 70) erklärt sich aus der urspr. 'doppelt', vgl. *bora* 'Falte' für 'Dokument'.

2) Daneben *Schopenfiller*, was man mit d. *Schuppen*, e. *shop* verbinden möchte.

e(n)ja 9, *deš* 10, *bis* 20, *šel* 100. Auch einige türkische Zahlwörter sind gebräuchlich: *beš* 5, *alrys* 6 Rubel, *jadess* 7 Rb., *onec* 10 Rb., *žirmas* und *žarmass* 20 Rb., *attus* 30 Rb., *kirkus* 40 Rb., *ellis* 50 Rb., *otnys alrys* (für *alt-myš*) 60; sonst ist türkisch außer dem allgemein gebräuchlichen *garem* noch *baš*, *bilit*, *chavera* (eigentlich 'Synagoge'). Schließlich zeigen griechischen Ursprung *betrogam* <*pentogramm*, *chexal'*, *kat'*, *kimat'*, *mas*, *seerrit'*, *sumaru*, polnischen *skapa*, französischen *bika* (-e) und italienischen *roba*. Unerklärt muß, wie manches andere, so auch folgendes Zahlensystem¹⁾ bleiben: *trefelka* 1, *xjuga* 2, *stremnica* 3, *kisser* 4, *peno* 5, *sondera* 6, *sixjum* 7, *vondera* 8, *divera* 9, *marl(n)ik* 10, *xjumar* 20 *stremmar* 30 usw.

4. Nováček, Brněnska Plotna 1929, mir noch nicht zugänglich.

An kürzeren Aufsätzen sei hier Vinogradov Izv. XXIII, 89 ff., für das Bulg. Stoilov Sbornik za nar. um. XXXVI, 164 ff., für das Poln. die kurze Darstellung von Ułaszyń in der Enc. Polska und für die Berufssprachen die Literatur bei Bystroń, Wstęp do ludoznaśstwa polskiego S. 123 ff. angeführt.

Breslau.

O. Grünenthal.

Zu *němž* : *němčcb.*

Diese herrschende Zusammenstellung ist öfter, zuletzt A. 33, 82 ff. von Šachmatov unter Angabe von Gründen bestritten worden; doch werden diese widerlegt durch eine schlagende Parallelie in den Zigeuner mundarten (vgl. Miklosich in Sitz.-Ber. KAdW. in Wien, phil.-hist. Kl., Bd. 83, S. 545), wo der in d. *lallen* vorliegende onomatopoetische Stamm — eine ähnliche Bedeutung liegt auch anderen Ausdrücken für 'stumm' zugrunde, s. A. 39, 290 f. — als *laloro* im Griech. (nach Miklosich der ursprünglichsten Mundart) 'stumm' heißt, sonst aber den Grenznachbarn, und zwar im Deutschen den Böhmen oder Litauer, im Skand. den Lappen, im Span. den Portugiesen bezeichnet. Zugleich kann diese Parallelie als weitere Stütze für die von W. Schulze, KZ. 50, 129 vertretene Herleitung von *němž* < **měmž* dienen. Auch die bulg. Pomaken werden von den Türken, weil sie ihre Sprache nicht verstehen, *dilsiz* 'ohne Zunge, stumm' genannt, s. Jord. Ivanov »Bulgarič v Makedonija«, 2. Aufl., S. 55, A. 1.

O. Grünenthal.

Zu russ. *sórok*.

Eine Parallelie zu der von Pedersen Kuhns Ztschr. f. vgl. Sprachf. 39, 369 mitgeteilten und einleuchtenden²⁾ Erklärung von *sórok* 'vierzig' < 'Hemde' (im Pelzhandel) bietet slovak. *meru* 'vierzig' (s. Loos, Seewarth; den Hinweis verdanke ich Melich) < ung. *méro* 'Scheffel'; vgl. skr. *merov*, wozu das Akad. Wtb. bemerkt: Požunski *merov* uzima 40 oka. O. Grünenthal.

¹⁾ Eigentümliche Zahlwörter haben auch die Bettler in Bitol, s. Sbornik za nar. um. XVI/XVII, 878.

²⁾ In Vondrák, Vgl. Gr.² II S. 67, habe ich das aus Raumangel nicht zum Ausdruck gebracht. — Ibid. S. 3 ist versehentlich got. *sunive* zu aksl. *synovi* statt zu *synov* S. 6 gestellt.

Sachregister.

- | | |
|--|--|
| Alphabete, aksl. 68 f. | Kyrillica 69. |
| Altkirchenslavisch, Literaturübersicht
32 f.; Editionen 35 f.; Halbvokale
62 f.; Schallanalyse 67; Gräzismen
123. | Lautsubstitution, deutsch-slav. 221 ff.
Lautwert des aruss. <i>z</i> 258 f.
Legenden, mährische (früher »panno-
nische«) 161 f., 181 f.
Lehnwörter, germ. im Slav. 125 f.,
296 f.; orient. im Europ. 147 f. |
| Anna, Königinmutter von Frankreich
(Unterschrift) 258 f. | Mácha, Karel Hynek 151 f. |
| Awaren 80 f. | Mürzmundart, Lautlehre 195 f. |
| Buchenname bei den Slaven 132 f. | Ortsnamenforschung, slav.-deutsche
187 f.; slavische 2 f. |
| Chrestomathien, aksl. 73; skr. 150 f.;
ukr. 153 f. | pagus Senonagus 78 f. |
| Chroniken, ksl. 45 f. | Part. präs. auf <i>ę</i> , aksl. 72. |
| Chronologie von asl. <i>ū</i> > <i>y</i> 275 f.;
- <i>ika</i> > - <i>ica</i> 213 f. | Personennamen, slav. 3. |
| Cyrill und Method 160 f. | Romane, alte bei den Slaven 109 f. |
| Dostojevskij (und die Petraschewzen)
159 f.; Briefe (deutsch) 156. | Samo 77 f. |
| ē-Deklination im Balt. 286 f. | Schallanalyse 67 f., 187 f. |
| Flußnamen, slav. auf -(<i>vn</i>) <i>ica</i> 213 f. | Slavenapostel, Literatur über die
160 f.; Geschichte 75 f. |
| Geheimsprachen, slav. 315 f. | Slavistik, deutsche 1 f. |
| Germanische Elemente im Gemeinslav.
125 f.; 296 f. | Slowacki 151 f. |
| Glagolica 69. | Statut von Wiślica 313 f. |
| Gräzismen, vermeintl. im Aksl. 123. | Strahinj-ban 22 f. |
| Halbvokale im Aksl. 62 f.; aruss. 258 f. | Südslaven, Wanderung 85 f. |
| Historia de Prelis, arussisch 262 f. | Suprasiensis, Herkunft dreier Legen-
den 289 f. |
| Hebräisches Element im aruss. Schrift-
tum 307 f. | Tolstoj als Bibelexegetiker 184 f. |
| Hussitenlied auf König Siegesmund
97 f. | Volkslieder, slavische deutsch übers.
310 f., serbokroat. (Insel Curzola) 8 f. |
| | Wohnsitze, älteste der Slaven 85 f. |

Namenregister.

Ackermann, J. 184.	Ettmayer, K. v. 216.	Kitnowski 109.	Mańkowski 313.
Alföldi 93.		Kłodziński 313.	Maretić 235.
Arasimović 42.		Kolarić 248.	Marguliés 40, 45, 58, 65, 67, 123f., 289.
Bachmann 5.	Falk 275.	Konstantinos VII Porphyrogennetos 91.	Marquart 283.
Barac 307.	Fischer, M. 216.	Korsch 124.	Masaryk 4.
Bartoli 124, 280.	Forst-Battaglia 6.	Kos, Fr. 78.	Maver 151f.
Baudouin de Courtenay 222.	Fortunatov 32, 43.	Kozierowski 145.	Mayer, A. 237, 275.
Beaulieu 216.	Franzos 5.	Kranzmayer 216.	Meillet 49, 53, 54, 57, 58, 65, 66, 70, 71, 72, 288.
Berneker 34, 55, 57, 65, 225, 252, 281, 300.	Fredegar 77.	Kretschmer 193, 233, 280.	Melich 89, 215, 318.
Bitterauf 238, 281.	Gamillscheg 258.	Kroll, W. 262.	Meyer, G. 281.
Bogdan 37.	Gebauer 4.	Krumbacher 5.	Meyer, K. H. 57, 150.
Braune 280.	Gerullis 298.	Krusch 78, 95.	Mikkola 275, 281.
Brückner 4, 139, 161f., 273, 298, 305, 314.	Glavić 9.	Kryński 263.	Miklosich 1, 7, 125, 139, 145, 228, 318.
Brugmann 286.	Grivec 76, 180.	Kulakovskij 89.	Miletić 47, 57.
Büga 284, 304.	Grünnenthal 1, 34, 56.	Kul'bakin 43, 48, 49, 58, 62.	Minns 70.
Bünker, J. R. 196.	Grunskij 36.	Kurz 40.	Mladenov 61, 67, 125.
Buslaev 295.	Günther, L. 315.	Kutrzeba 313f.	Much, R. 220, 255.
Buzuk 36, 40.	Hatzidakis 124.	Lang 61.	Muller 288.
Bystroń, J. 318.	Heckel, R. v. 261.	Lavrov 37, 69.	Murko 276.
Chrabr 133.	Hermann, Ed. 73.	Lehr-Spitawiński 50.	Nahtigal 41, 69, 71.
Conev 47.	Hirt 288.	Leskien 8, 32, 38, 39, 55, 213.	Niederle 145, 281.
Cuendet 55, 59.	Iliev 59.	Ivanov, Jord. 318.	Nováček 318.
Dębowski, A. 109.	Il'inskij 37, 44, 276.	Ivšić 39.	Novotný 96.
Diculescu 280.	Ipsen 187.	Jagić 5, 33, 41, 123.	Nowotny 192.
Diels 70.	Istrin 37, 263f.	Jahn 281.	Oblak 87.
Dieterich 124.	Jaksch, A. v. 235.	Jakubec 272.	Ohijenko 177.
Dobrovský 7.	Jakubec 272.	Jilek 211.	Oetker 134.
Dolobko 35, 37.	Jokl 227, 245, 257.	Jordanes 87.	Panzer 3.
Durnovo 37, 42, 46, 52, 55, 68, 72, 87, 295.	Kaltenbacher 111.	Kaltenbacher 111.	Pastrnek 159, 180, 181.
Dvorník 75, 170f.	Karg 187.	Karg 187.	Pedersen 286, 318.
Eisner, P. 310.	Karinskij 36.	Karinskij 36.	Peisker 125.
Ekblom 123, 261.	Karskij 70.	Karskij 70.	Petković 316.
Endzelin 288.			Petrovskaja 62.
Estreicher 273.			

Pfalz 211.	Schnetz 213, 283.	Stojićević 150.	189, 219, 258,
Pfister 262.	Schröder, Edw.	Stur 191.	280.
Pidal 216.	303.		
Pirchegger, H. 192.	Schubert, H. v. 75,	Tallgren 84.	Vinogradov, N. N.
Pirchegger, S. 2f.,	176.	Taszycki 3, 145.	112, 318.
186f.	Schulze, W. 64,	Teodorov-Balan	Vollmann, Rem.
Pogorělov 54, 60,	318.	76, 181.	223.
180.	Schwarz, E. 96,	Tesnière 7.	Vondrák 38, 51, 73,
Pokrovskaja 159.	190f., 206, 215,	Thomas, Ant. 259.	128, 136, 141,
Popov, V. M. 317.	219, 233, 242,	Thomson 261.	227, 230, 242,
Potapov 317.	253.	Tomašić, K. 8f.	275, 280, 283,
Pražák 122.	Sievers 67, 187f.	Torbiörnsson 72.	318.
Prou 258f.	Skok 124, 247.	Trautmann 1f.,	Vossler 258.
Pypin 119.	Słoński 60, 73.	288.	Vuk 27f.
Ramovš 124.	Smal Stocki, St. v.	Trubeckoj 66.	Walde 257, 288.
Rešetar 157.	153f.	Tschinkel 227f.	Weigl, H. 205.
Rippl 315.	Smirnov 44.	Tunickij 182.	Weingart 37, 45.
Rost 3.	Snopek 76, 173f.	Tupikov 145.	Wessely 191.
Rozwadowski 299.	Sobolevskij 112,	Uhlenbeck 276,	Wijk, N. v. 38, 40,
Šachmatov 318.	128.	284.	42, 51, 54, 61, 65,
Šackur, E. 270.	Sommer 56, 286.	Ulanowski 313.	66, 288.
Šeepkin 38, 65, 69.	Speranskij 180.	Ułaszyń 318.	Wrede 278.
Schmid, H. F. 1f.,	Sreznevskij 294.	Vajs 51, 52.	Zahn, J. v. 209,
44.	Steinhauser 197,	Vámberý 149.	252.
Schmid, W. 192.	226.	Vasmer 4, 54, 62f.,	Zarneke 267.
Schmidt, Joh. 73	Stender - Pedersen	70, 72, 95, 123f.,	Zeuß 82.
	125f., 193f., 296f.		Zibrt 122.
			Zupitza 276.

Wortregister.

akēcios 288.	Chinova 137.	oceťb 141.	smoky 136.
avorb 300.	chlēvъ 135.	olčjъ 123.	sorok 318.
bjludo 142.	chlumъ 139.		
borz 139.	chosa 137, 143.	pany 131.	šešé 127.
brégrъ 139.	chynъ 137, 302.	pečina 314.	šlémъ 139.
bukъ, buky 132f., 284.	chyzъ 135, 138, 276.	pelké 87.	štuzdъ 136.
bvěčka, bvěva 140.	kladědzъ 139.	Pelsois 87.	
bvědnja 140.	kralъ 128, 302.	perunъ 139.	tisъ 133.
byvolъ 144.	križъ 247.	pěnědzъ 142, 303.	třebule 302.
cěsárt 146.	krystъ 304.	plugъ 131.	tynъ 275.
crъky 131, 304.	ksybъlъ 131.	popъ 304.	
dl̄tgъ 140.	ksyňedzъ 134.	postъ 305.	ubiedrze 139.
dumati 135.	lěvъ 141.	přdarъ 146.	Úhošt 95.
Dunajъ 140.		pogy 136.	useregъ 129, 304.
děska 142.	Malleisten 3.	Pripegala 2.	úval 3.
gana 127.	meru 318.	Rakousy 246.	Videm 279.
Gdańsk 298.	mirъ 279.	Rava 312.	vino 141.
giré 289.	misa 142.	Riava 312.	vitědzъ 139.
gobino 127.	mosiǎdž 304.	Rimъ 123, 141, 247, 280.	vladýka 127.
gonesti 127.	mostъ 127.	ruda 124.	Vlachъ 301.
gorazdъ 143.	mroka 302.	Rumy, rumyšskъ 124.	vlasti 127.
grabъ 132.	musia 288.	ruta 284.	Wawel 3.
gradъ 127, 138.	mъšica 288.	ryba 282.	Wisla 131.
Grudziądz 298.	mysiti se 279.		
gudas 298, 300.	myto 277, 306.	sagli 3.	zemlja 286f.
	nabozec 131.	saulé 288.	
	nebožar 131.	Sázava 157.	žemé 286f.
	nebožézъ 131.	skylegъ 303.	žlěsti 127.
	němъc 318.		

